This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

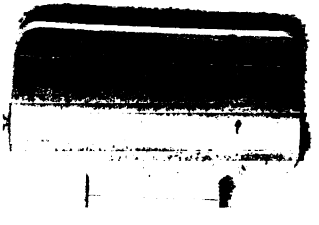
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 321 364



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Ausw 1855
Schoenbein, Chr. Fr.

# Menschen und Dinge.

Mittheilungen

aus dem

Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers.

Stuttgart und Hamburg.
Verlag von Rud. Besser.
1855.

C

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

D919
S27

Seinen Freunden deutſcher Zunge

gewidmet

vom Verfaſſer.

M373072

# Vorwort.

Wer erwartet in diesem Buche des Neuen Vieles zu finden, der wird sich täuschen; wer aber gerne jeweilen über bekannte Gegenstände die Meinung eines Mannes vernimmt, welcher in der Welt nicht mehr Neuling und gewohnt ist über Menschen und Dinge sich sein eigen Urtheil zu bilden, der dürfte vielleicht nicht ohne alles Interesse das Werkchen durchblättern.

Die Freunde, für welche die Mittheilungen zunächst bestimmt sind, werden ohnehin mit Nachsicht aufnehmen, was der Freund in der Absicht geschrieben mehr Eigenes als Fremdes, mehr den innern Menschen als ein Stück der äußern Welt ihnen zu zeigen.

Fernerstehenden muß der Verfasser bemerken, daß immer nur mit Widerstreben er die Feder ansetzt um Etwas für den Druck zu schreiben; weßhalb er auch mit gutem Gewissen versichern darf, daß er in der Welt nichts weniger suche als Schriftstellerruhm. Wenn aber auch von ihm nun ein Büchlein in die Welt geht, so wundert sich darüber Niemand mehr als er selbst, er, der oft so hart über die Schreibseligkeit unserer Tage sich ausläßt und sie als eine der vielen schwachen Seiten des Zeitalters betrachtet.

In stiller Morgenstunde bei noch frischem Geist und gesammeltem Gemüth empfand er jeweilen die Lust über eine Reise, die ihm

höchst vergnüglich geworden, aus dem Gedächtniß und nach Anmerkungen im Tagebuch Dieß und Jenes niederzuschreiben. Das Eine und Andere wurde im häuslichen Kreise gelesen und dieser in seinem bestochenen Sinn meinte: Auch Andere noch dürften wissen, was der Vater geschrieben. So wurde allmählig der Gedanke geboren das was ursprünglich nur für Wenige bestimmt war, in weitere Kreise zu bringen und der Verfasser konnte sich mit ihm endlich auch befreunden, da er glauben durfte, derartige Mittheilungen würden wenigstens nichts schaden. Was den gesonderten kleinen Anhang betrifft, so steht er in keiner Verbindung mit dem, was vorangeht: es sind bruchstückartige Aufsätze schon vor Jahren geschrieben, zum Theil, wie der Leser leicht merken wird, unter dem Eindruck von Ereignissen und Zuständen, welche nicht so bald vergessen seyn werden. Andere sind von allgemeiner Natur, doch alle so, daß der Verfasser hofft, sie werden wenigstens von Freunden gelesen.

Geschrieben im Januar 1855.

# Inhaltsverzeichniß.

## Eine Wanderung im Sommer 1853.


| | Seite |
|---|---|
| Beuggen | 1 |
| Schaffhausen | 6 |
| Der Bodensee | 11 |
| Eine Abschweifung | 17 |
| Noch einmal der Bodensee und Anderes | 31 |
| Der Eintritt in Baiern | 37 |
| Die Weiterreise | 42 |
| Ein Sonntag in Augsburg | 47 |
| Die bairische Hauptstadt | 56 |
| Gastfreundschaft | 61 |
| Eine Hochzeit | 64 |
| Kunst- und Bauwerke | 77 |
| Die Neubauten Münchens | 85 |
| Wissenschaftliches und Anderes | 92 |
| Die Universität und Sonstiges | 109 |
| Eine Begegnung | 116 |
| Der Wein und das Bier | 119 |
| Geselliges | 127 |
| Ein Mißgeschick | 133 |
| Regensburg | 137 |
| Die unmittelbare Umgebung der Stadt | 155 |
| Noch eine andere Seite von Regensburg | 156 |

Seite

Eine Wallfahrt . . . . . 162
Der Freund . . . . . 168
Passau . . . . . 173
Noch weiter die Donau hinab . . . . . 188
Ein Gang ins Kloster . . . . . 191
Die letzte Fahrt auf der Donau . . . . . 203
Wien . . . . . 210
Die Burg und Anderes . . . . . 217
Theater und Sonstiges noch . . . . . 222
Der Dom von Sanct Stephan . . . . . 232
Gelehrtes . . . . . 240
Die Umgebungen Wiens . . . . . 244
Schluß der Reise . . . . . 250

## Bruchstücke aus den vierziger Jahren.

Die Individualität . . . . . 263
Freisinnigkeit . . . . . 268
Geist und Genie . . . . . 271
Talent . . . . . 275
Die Fachmänner . . . . . 278
Einheit und Mannigfaltigkeit . . . . . 284
Gegenwart und Zukunft . . . . . 287
Der Weltmann. . . . . 292

# Eine Wanderung im Sommer 1853.

## Venggen.

Obgleich hart an seiner Grenze wohnend hatte ich den Boden Deutschlands seit manchem Jahre nicht wieder betreten. Die Lust dieses große Land, dem ich durch Geburt und Abstammung angehöre, heimzusuchen und einige seiner mir bis dahin unbekannt gebliebenen Theile zu sehen, erwachte auf einmal mit unwiderstehlicher Stärke, und ohnehin einer Auffrischung des Geistes und Körpers bedürftig, war der Entschluß bald gefaßt, meine vier Wände zu verlassen und die Mitte des Sommers zu einer Wanderung in den Osten zu benützen.

Wenn man Frau und Kinder besitzt, die man innig liebt und sie zu lieben allen Grund hat, in welchem glücklichen Fall ich mich befinde, so ist selbst eine kurze Trennung von ihnen keine ganz gleichgültige Sache; verläßt man aber die Seinen auf längere Zeit und geht es in die weite Welt, was ist natürlicher, als daß der Abschied das Gemüth weich stimme und Gefühle hervorrufe, welche an Schmerz grenzen; denn bei der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens kann man nicht umhin an die Möglichkeit zu denken, daß wir unsern Liebsten auf Erden vielleicht zum letzten Mal ins Auge sehen und die

Hand drücken. — Jene stoischen Naturen, an denen alles eindruckslos vorübergeht, sind mehr zu bedauern als zu beneiden, weil ihnen der Quell mangelt, aus welchem die reinsten und höchsten Genüsse des Lebens fließen: das Gemüth, ohne welches der Mensch nur ein halber Mensch ist, wie groß auch sonst sein Verstand.

Zwar nicht unter bangen Ahnungen und Thränen, doch innerlich bewegt, schied ich aus meinem Hause, zum Abfahrtsorte von den Kindern, weiterhin noch von der treuen Lebensgefährtin und einem alten Freunde geleitet.

Verpackt in einem Postwagen alten Styles mit der Bequemlichkeit, die ein solches Fahrzeug gestattet, wurde zunächst der Rhein gekreuzt, von dessen Brücke aus der Blick stromabwärts über den Elsaß und die blauen Berge der Vogesen schweift und aufwärts die malerischen Ausläufer des stattlichen Jura trifft.

Es lag eben die ganze Gegend im abendlichen Sonnenschein und glänzten tief vergoldet im Westen die Säume der hergähnlichen Wolken, ihr warmes, farbigtes Licht, wie über tausend Gegenstände, so auch über das Antlitz der Reisenden ausgießend.

Unter den günstigsten Vorbedeutungen wurde die Wanderung begonnen, alles schien ihr Glück zu verheißen, jedenfalls waren die Pilgrimme von den besten Hoffnungen erfüllt, zu den guten Zeichen auch das Begegnen mit Bekannten zählend, welche ihre freundlichen Abschiedsgrüße im Vorübergehen noch in den Wagen warfen.

Bald hatten wir den ersten deutschen Grenzort erreicht, und schnell waren dort die Förmlichkeiten abgethan, ohne welche

es in unsern zivilisirten Zeiten selbst den harmlosesten Leuten nicht gestattet ist von einem Lande ins Andere zu treten. —

Der Weg durch das Rheinthal nach Schaffhausen entbehrt landschaftlicher Schönheit ganz und gar nicht, einige Theile desselben sind sogar höchst malerisch, und im Ganzen kann man ihn einen vergnüglichen nennen, der vielfachen Abwechslung halber die er uns bietet. Jetzt führt er zu —, jetzt ab dem jugendlichen Rhein, welcher da und dort durch enge Schluchten sich windend, und über ein stark geneigtes und felsiges Bett seine blaugrünen Gewässer wälzend sich dem Ohr oft ankündiget, wo das Aug' ihn nicht zu sehen vermag.

Zum ersten Male werden die Pferde in dem kleinen Orte Beuggen gewechselt, über welches selbst sich wenig sagen läßt; aber vom Posthause aus sieht man ganz in der Nähe und abwärts hart am Rheinstrom ein schloßähnliches Gebäude liegen, in welchem zwar keine Deutschritter wie früher mehr hausen, das aber jetzt einem Zwecke dient noch besser als der war, wofür es errichtet worden.

Irre ich nicht, so wurde hier vor dreiunddreißig Jahren die erste Anstalt für verwahrloste Kinder gegründet und damit auch ein Muster aufgestellt und ein Beispiel gegeben, das erfreulicher Weise seither in Deutschland und anderwärts vielfache Nachahmung gefunden.

Ein und eben derselbe Mann steht während dieses langen Zeitraumes an der Spitze des menschenfreundlichen Unternehmens und ist zu gleicher Zeit die Seele einer damit verbundenen Bildungsanstalt für Armenschullehrer, deren er nicht viel weniger als dreihundert gebildet hat, welche über die ganze Welt verbreitet ihrem eben so bescheidenen als höchst verdienst-

lichen Beruf obliegen und in innigem Verbande mit ihrem Lehrmeister stehen.

Es gehört unter allen Umständen eine starke Willenskraft und weitgehende Selbstverleugnung dazu, ein Menschenalter hindurch täglich mit verwilderten, gleichsam von der Straße aufgelesenen Kindern zu verkehren und für ihr äußeres und inneres Wohl Sorge zu tragen; für einen Mann aber, der eine höhere Bildung genossen und geistige Bedürfnisse hat, ist die Erfüllung einer solchen Aufgabe doppelt schwer und sicherlich können die gewöhnlichen Beweggründe, welche die Menschen zum Handeln bestimmen, zu einer derartigen Aufopferung nicht befähigen.

Unendlich leichter ist es, obwohl auch löblich, für die Erreichung eines solchen Zweckes freigebig, in dieser oder jener Weise mittelbar thätig zu seyn; aber in eigener Person tagtäglich und stündlich mit arg verwahrlosten Geschöpfen sich abzugeben, sein ganzes Leben ihrer Pflege und Erziehung zu widmen, das ist eine andere Sache und wahrlich keine Kleinigkeit.

Ich gestehe, daß ich einer solchen Hingebung nicht fähig wäre und glaube auch, daß die Mehrzahl der Menschen in meinem Falle ist; deßhalb sehe ich an einem Leben so verbracht, wie dasjenige des ehrwürdigen Vorstehers der Rettungsanstalt von Beuggen als an einer großen fortlaufenden Heldenthat hinauf, unbegreiflich allen denen, welche nur eigennützige Zwecke verfolgen.

Die aufopfernde That allein ist es, was im Menschen das Vorhandenseyn und die Herrschaft höherer Ideen beurkundet und den wahren Werth eines Mannes ausmacht; denn

wer in seinem Leben nichts zum Frommen und Nutzen seines Geschlechtes vollbracht, nur sich selbst gelebt und gesucht hat, der ist vergeblich auf dieser Welt und ein unnützer Knecht gewesen, welche schöne Lehren er auch bekannt und welche Stellung in der menschlichen Gesellschaft er eingenommen haben mag.

Aber gerade nichtsthuerische, schönrednerische und selbstsüchtige Menschen sind in der Regel die Vordersten in den Reihen Derer, welche es sich zum Geschäfte machen, die uneigennützige Wirksamkeit thatkräftiger Naturen zu verkleinern oder gar zu verdächtigen, in ihrem Urtheil auf die Hauptsache keinen — auf Nebendinge den größten Werth legend.

Freilich ist die Erscheinung eines Mannes, der sein ganzes Leben einer edlen und allgemeinen Sache opfert, selbstsüchtigen Seelen lautester Vorwurf und daher höchst unangenehm. Wenig liegt daran, was ein Mensch sagt und bekennt, Alles, was er thut und welches der höchste Beweggrund seines Handelns ist; denn auch in dieser Beziehung gilt: daß grau die Theorie und grün des Lebens goldener Baum.

Ein Theil der lauen Sommernacht wurde verschlafen und als wir wieder erwachten, kündete schon die tiefe Färbung des östlichen Himmels das Herannahen des Tagesgestirnes an und sahen wir zur Rechten im röthlichen Morgenlicht die beschneiten Zinnen der Alpen liegen, nur da und dort durch leichte Nebelschleier verhüllt. Nicht lange mehr und es dampften und qualmten aus einer Bergschlucht dicke Wolken empor und hörten wir von der Ferne her ein Brausen und Tosen, wie es nur gewaltige Massen herabstürzender Wasser hervorzubringen vermögen.

Ohne Zweifel befanden wir uns in der Nachbarschaft des

Rheinfalles, denn bald nachher fuhr unser Wagen in das alterthümliche Schaffhausen ein.

## Schaffhausen.

Die Umgebungen dieser Stadt sind allerdings nicht großartig; so oft ich sie aber gesehen, immer haben sie mir wieder aufs Neue gefallen und ich weiß nicht welchen eigenthümlichen Eindruck von Behaglichkeit auf mich hervorgebracht.

Sie passen ganz und gar zur Physiognomie und zum Charakter Schaffhausens; denn wie sie mannigfaltig gebrochen, hier bewaldete Bergabstürze, dort Rebhügel, da grüne Matten, anderwärts Obst- und Gemüsegärten sind und dadurch eine vergnügliche Abwechslung erhalten, so bunt durcheinander liegen die Straßen und Gassen der Stadt, bald auf- bald abwärts, bald gerade bald krumm laufend.

Und wie die benachbarte Natur ein ziemlich hohes geologisches Alter hat und von neuen Gebilden wenig zu sehen, so trägt auch Schaffhausen den Stempel des Alterthümlichen und zeigt in seinem Innern nur ausnahmsweise Schöpfungen der Neuzeit.

Zum Theil sind die Wohnungen etwas bäurisch und klein; es fehlt aber nicht an Häusern, deren bloßer Anblick schon Behagen erregt und wahre Individuen sind, weßhalb sie auch nicht blos wie die Gebäude moderner Städte durch Nummern bezeichnet werden, sondern wie sie es verdienen und wie die alte Sitte dieß gewollt, ihre eigenen Namen tragen, welche zum Theil originell genug sind. Ich habe mir einmal die Mühe gegeben, alle Gassen und Gäßchen Schaffhausens zu

durchwandern und bin überrascht worden durch die verhältnißmäßig große Zahl stattlicher Häuser, welche darin zerstreut sind und in denen zu wohnen ein wahres Vergnügen seyn muß. Man sieht ihnen schon von außen die schweizerische Nationaltugend an: reinliche Haltung und sorgsame Nettigkeit. Der Eingang ist aufs Beste gescheuert, die Thüren sind staublos, Schloß und Glockenklingel zeigen den reinsten Metallglanz und wie frisch gefallener Schnee blinken hinter den etwas niedrigen aber hellen Fenstern die weißen Vorhänge gar freundlich und einladend hervor.

Vor allem aber gefielen mir die Erker, welche, wenn ich mich noch recht erinnere, beinahe keinem bedeutendern Hause Schaffhausens fehlen, jene eigenthümlichen bisweilen vergitterten Zimmervorsprünge, wie es scheint, sinnreich genug dazu ersonnen, weiblicher Neugierde und Sittsamkeit gleichzeitig Genüge zu leisten.

Versteht sich von selbst, daß auch das Innere mit dem Aeußern im Einklange steht: überall Reinlichkeit, überall Frische, und für bürgerliches Behagen gesorgt, ein wenig beengt und beschränkt, was zum Ganzen nothwendig gehört.

Aber auch die Bewohner Schaffhausens lasse ich mir nicht schelten. Sie gehören, so weit ich sie kennen gelernt, zu dem gemüthlichsten Volksschlag der Schweiz, ein Vorzug, den ich ihnen hoch anrechne; denn wo kein Gemüth, da kein wahres Behagen und vieles andere auch nicht.

Wie geographisch, so auch in volksthümlicher Hinsicht bilden sie den Uebergang von Schwaben zur Schweiz, was deutlich genug in Sprache und Sitte sich ausspricht, obwohl in beiden das schweizerische Element stark vorwaltet.

Die Schaffhauser Mundart klingt meinem Ohre angenehm; sie ist zuthulich und wie mir vorkommt weicher und naiver, als die Sprache, welche weiter nach Süden geredet wird und des Gutturalen etwas zu viel hat.

Weil die Schaffhauser gemüthliche Leute, sind sie zur Geselligkeit geneigt und läßt sich mit ihnen behaglich verkehren, um so mehr, als denselben der Sinn für allgemein menschliche Dinge nicht abgeht und sie eine ziemlich große Beweglichkeit des Geistes zeigen.

Mich wundert es daher gar nicht, daß trotz seiner Kleinheit Schaffhausen schon mehr als einen Mann hervorgebracht, bedeutungsvoll und einflußreich auf dem Gebiete der Literatur, wie dieß leicht durch die Nennung einer Anzahl von Namen verstorbener und noch lebender Schriftsteller belegt werden könnte.

Freilich erlangten diese Männer ihre ganze Bedeutung erst außerhalb ihrer Geburtsstätte, allein die Grundlage hiezu gab ihnen als Erbgut die Heimath, und das ist es eben, was darthut, daß in geistiger Beziehung das kleine Schaffhausen ein nicht ganz gewöhnlicher Ort ist.

Man behauptet, daß in neuerer Zeit der Wohlstand der Stadt abgenommen, auch manches Andere zu ihrem Nachtheile sich verändert habe und gibt als Ursache hievon sociale, politische und national-ökonomische Gründe an. Ich fühle mich in keiner Weise zur Fällung eines eigenen Urtheiles berufen, schmerzen würde es mich aber, wenn Schaffhausen nicht lange noch bliebe, was es bisher gewesen: eine wohlhäbige, behaglich gemüthliche Stadt empfänglich und warm fühlend für die höhern Güter des Lebens.

Es lag nicht in unserer Absicht, dießmal Schaffhausen

einen Besuch abzustatten und doch hätte der Patriotismus einer seiner Söhne uns beinahe dazu gebracht. Zur rechten Zeit an Ort und Stelle gelangt, versicherte uns das stark bebartete Factotum des dortigen Posthofes, daß es zu spät sei, mit der Morgengelegenheit seewärts weiter zu reisen und wir hatten uns schon darauf gefaßt gemacht, einen unfreiwilligen Aufenthalt in der Stadt zu machen, als ein nebenstehender Postillon versicherte, daß wir noch alle Zeit zum Weiterkommen hätten. Ergrimmt über diese unberufene Einmischung ergoß in früher Morgenstunde der Widersprochene eine Fluth von Flüchen und Schimpfworten über den armen Pferdelenker, uns versichernd, daß dieser Kerl einen Teufel von der Sache wisse. Wir aber glaubten dem Postillon und thaten wohl daran, weil er uns wirklich die Wahrheit gesagt, der fluchende Postunterling aber belogen hatte, ohne Zweifel in der guten Absicht, uns zu veranlassen, einige Stunden länger in seiner freundlichen Vaterstadt zu verweilen. Unsere Paar Kleinigkeiten brauchten nicht weit in die Kutschen, welche uns nach Stein zu fahren hatten, getragen zu werden, und doch verlangte der Mensch, der diesen kleinen Dienst besorgte, für jedes einzelne Stück einen Franken, was mir anfänglich für eine so leichte Mühe eine an Unverschämtheit grenzende Forderung zu seyn schien. Als ich aber von ihm vernommen, daß diese Taxe von seiner hohen Obrigkeit festgesetzt worden und er deßhalb nicht weniger nehmen könne, so konnte ich bei meinen stark conservativen Gesinnungen und meiner alten Zuneigung gegen Schaffhausen nichts mehr sagen, wohl einsehend, daß der Magistrat dieser Stadt durch die hohen Ansätze der Traggebühren gar väterlich für seine lastragenden Mitbürger gesorgt habe.

Ich hatte mich ſchon gefreut einmal wieder auf dem blaugrünen, tiefen und ſchmalen, ſtattlich und glatt einherfließenden Rhein, am Paradieſe vorüber, entlang freundlicher Rebgelände, maleriſcher Waldſäume und friſcher Matten hinauf nach Stein fahren zu können, aber heftige Regengüſſe, in den Alpen gefallen, hatten den Strom ſo ſtark angeſchwellt, daß der ſonſt kleine Dämpfer nicht durch niedere Brücken gehen konnte, und ſo mußten wir es uns gefallen laſſen, in wenig behaglichen Wagen eingekeilt, die Reiſe zu Land zu machen. Nach einigen Stunden war jedoch Stein erreicht, wo unſerer das Dampfſchiff wartete und behaglich ſtreckten wir nun die im engen Kaſten krämpfig gewordenen Glieder auf dem ſonnebeſchienenen Verdeck aus, uns ſchnell die etwas übernächtig gewordene flaue Stimmung des Magens und Geiſtes durch Kaffee, weich geſottene Eier, Butter und Weißbrod vertreibend. Bald waren wir da angelangt, wo der Strom ſich weitet und zum Unterſee wird, und freundlich lachten im Sonnenſchein die Molaſſenhügel mit ihren weichen Umriſſen von der Schweizerſeite zu uns herüber, dunkle Buchenhaine, reiche Obſtwälder, heitere Rebgelände, da und dort auch Schlöſſer und Burgen auf ihrem Rücken tragend. Der Unterſee macht ſeines linken Ufers halber einen der reizendſten Theile des an landſchaftlichen Schönheiten ſo reichen Bodenſee's aus, und ein Landhaus im Sommer dort zu bewohnen, muß ganz vergnüglich ſeyn.

Obgleich dem Blicke durch Umwaldung entzogen, verfehlten wir doch nicht beim Vorüberfahren uns die Hügelſpitze zu merken, auf welcher das reizende Arenenberg liegt, eine Oertlichkeit, welche den reichſten Stoff zu ſehr eigenthümlichen Be-

trachtungen über Welt und Menschen liefert, da sich daran eine Persönlichkeit knüpft, die in der neuesten Geschichte Europa's eine so bedeutungsvolle geworden ist. Wir unterlassen jedoch die Gedanken zu äußern, welche damals uns durch den Kopf gingen.

Die Insel Reichenau nur wenig über den Spiegel des See's sich erhebend und von einförmigem Aussehen wird kaum beachtet und dient höchstens dazu, der Lieblichkeit des schweizerischen Gestades eine Folie zu geben.

Jetzt verengt sich der See wieder zum Strom, fällt der ehrwürdige Dom des uralten Constanz ins Auge und öffnet sich die Aussicht auf das größte Wasserbecken Deutschlands und der Schweiz.

## Der Bodensee.

Des hohen Wasserstandes wegen zog sich unser Dämpfer nur mit vieler Mühe unberührt durch eines der niedern Joche der hölzernen Brücke hindurch und dieß glücklich bewerkstelliget, waren wir in das schwäbische Meer eingetreten, dessen stattlicher Spiegel uns höchlich ergötzte.

Vergnüglich ist der Anblick des Hafens, zierlich dessen Leuchtthurm und nicht ohne Kühnheit sein weit in den See hinauslaufender Steindamm. Zur Zeit unserer Ankunft lag mehr als ein Dämpfer vor Anker, auf welchen die Flaggen aller angrenzenden Länder ganz lustig im Winde flatterten, bisweilen in dicke Rauchsäulen sich verhüllend, die aus den Schiffskaminen mit Heftigkeit aufqualmten.

Zur Weiterreise entschlossen setzten wir den Fuß nicht ans

Land und konnten weder Conciliensaal, noch Dom, noch die Stätte besuchen, durch welche Constanz der übrigen Welt so bekannt geworden; ich benützte die kurze Zeit unseres Verweilens zur Betrachtung des Treibens im Hafen und meiner unmittelbaren Umgebung.

Sonderlich schön und bequem sind die Dämpfer des Bodensee's nicht, denn sie scheinen mehr zum Verfahren von Waaren und Brodfrüchten, als zum Weiterbringen von Reisenden zu dienen.

Das Verdeck des Schiffes, welches uns im Constanzer Hafen aufnahm, fanden wir bei unserem Eintritt mit so vielen Kornsäcken überstellt, daß ich mich wunderte, wo wir noch Raum finden sollten. Auf einmal erschien eine große Zahl stämmiger Gesellen, jeder ein Wägelchen vor sich hinschiebend und im Nu waren die Hunderte von Säcken verschwunden; es hatten aber die Reisenden alle Sorge zu tragen, daß ihnen die Füße nicht überfahren wurden und sie sonstige Püffe und Stöße erhielten. Wenn auch stark behelliget, sahen wir diesem hastigen Fahren und Treiben mit einigem Ergötzen zu, vor allem die Stärke der Schiffsknechte bewundernd, welche mit den schweren Fruchtsäcken handthierten, als ob es Strohwische wären.

Nach kurzem Aufenthalt hatte sich unsere Reisegesellschaft wieder gesammelt, durch manche Zuzüge von Constanz verstärkt; der riesenhafte Schiffslenker mit einem gewaltigen Barte bestieg den erhöheten Ort, von dem aus er seine Befehle zu ertheilen geruht; vom Verdeck gegen das Land, vom Land gegen Verdeck flatterten Sacktücher, hoben sich Hüte und Mützen, nickten Köpfe, die einen fröhlich die andern traurig; es läutete zum

letzten Male die gellende Schiffsglocke, einige Spätlinge erreichten keuchend und mit knapper Noth den Hafen, als eben die Bootsknechte das Brett wegschieben wollten, welches das Schiff mit dem Lande verband.

Der Befehl zur Abfahrt wurde gegeben, der Dämpfer fing an sich zu bewegen, erst langsam bis wir außerhalb des Hafens waren; dann aber furchten die Räder das blaue Gewässer mit hastigster Eile, als wollten sie den ganzen See in Schaum verwandeln, und in geradester Linie fuhren wir gegen das schwäbische Ufer, das in blauer Ferne durch einen Sommerduft halb verschleiert vor uns lag.

Das freundliche Mainau, durch Lage einer der schönsten Landsitze, die es gibt, kam uns zu Gesicht und lange streckte sich vor unsern Augen der See, zur Linken hinab bis nach Ludwigshafen, zur Rechten aufwärts gen Bregenz. Richtet man hier das Aug' in die Länge des Gewässers und wird der Anblick des Landes vermieden, so kann man sich einbilden auf einem Meere zu schiffen.

Wie anders der Bodensee jetzt gegen früher und wie ich ihn noch in meiner Jugend gesehen! Er selbst freilich ist unverändert geblieben mit seinen zahlreichen Buchten und Aussichten und wird wohl nach Jahrtausenden noch so wie heute seyn, wenn anders nicht einem utilitarischen Genie es einfällt ihn abzuzapfen und in Aecker und Wiesen zu verwandeln, wie es theilweise einem der schönsten kleinern Seen der Schweiz in unsern Tagen ergangen.

Aber die Anwohner und ihre Einrichtungen haben im Laufe der letzten Jahrzehnte eine gewaltige Umgestaltung erlitten. Als ich meine erste Wanderung am Bodensee machte, be-

fuhr ſeinen breiten Rücken noch kein Dampfſchiff, auch war das Wort Eiſenbahn noch nicht erfunden und wußte man noch viel weniger etwas vom elektriſchen Telegraphen. Wie durch ein Meer getrennt ſtanden die Uferbewohner von Diesſeits und Jenſeits einander gegenüber und eine Waſſerreiſe von Conſtanz nach Bregenz galt für ein eben ſo großes Unternehmen, als jetzt eine Fahrt von London nach New-York. Die Schiffe, welche den Verkehr vermittelten, befanden ſich in dem urthümlichſten Zuſtande wohl wenig anders, als er vor zweitauſend Jahren geweſen: Bauart, Segel-, Tau- und Ruderwerk ſo roh und unvollkommen als möglich. Kein Wunder daher, daß der große See in dem Rufe der Gefährlichkeit ſtand und jährlich ſeine zahlreichen Opfer forderte.

Ich ſelbſt vertraute mich damals einem ſolchen Fahrzeuge an, welches, ich weiß nicht mehr von welchem Orte des mittlern Thurgaues, nach Lindau hinüberfahren wollte, um ſchwäbiſches Korn zu holen; und daß ich jetzt noch unter den Sterblichen walle und nicht ſchon längſt von den Hechten des Bodenſee's verſpeiſet bin, hing wahrlich an einem Haar.

Es war ein heißer Sommermorgen, der See glatt wie ein Spiegel, die Luft in vollkommenſter Ruhe, als das plump zuſammengezimmerte, ziemlich große, mit einem rohen Maſtbaum verſehene Fahrzeug, Schiff genannt, vom Ufer ſtieß, bemannt von einem halben Dutzend älterer und jüngerer Geſellen. Außer mir kein anderer Mitreiſender.

Einzig von ſchwacher Ruderkraft getrieben bewegten wir uns mit geduldsprüfender Langſamkeit vorwärts und um die Zeit zu vertreiben, ließ ich mich mit einem alten Manne, dem Führer des Schiffes und Vater des jüngern Volkes in ein

Geſpräch ein, in welchem viel von Unglücksfällen auf dem See die Rede war. Seit Jahrhunderten ſchon, ſagte mir der Alte, treibt meine Familie das Schifferhandwerk, und holt Getreide aus dem Schwabenlande herüber; noch aber hat kein Einziger von uns ein wäſſriges Grab gefunden und alle meine Vorfahren ruhen auf dem Gottesacker unſeres Geburtsortes.

Wir waren mittlerweile auf die Höhe des Sees gelangt und es ſchoß die Mittagsſonne nahe ſenkrecht ihre verſengenden Strahlen auf unſere Häupter herab; trotz der Nähe des Gewäſſers wurde die überſtehende Luft immer ſchwüler; da und dort ſtiegen am fernen Horizont dickbauchige Haufwolken auf, aber noch war der See von keinem Lüftchen bewegt, ſaßen die Schiffer ſchweißtriefend am Ruder und lagen die Segel unentfaltet am Boden.

Zuſehends wuchs das Heer der bedrohlichen Wolken, ließ ſich in den Lüften ein unheimliches Sauſen vernehmen, erhob ſich von Weſten her ein Unterwind, den Schiffern höchſt willkommen, da er nach unſerem Beſtimmungsorte blies und ſie in ihrer ſchweren Arbeit abzulöſen verſprach.

So ſchnell als es die unvollkommene Einrichtung geſtattete, wurde das rieſenhafte Segel aufgezogen, und vergnügt ſahen die ermüdeten Burſche mit überein geſchlagenen Armen der ſchnellen für ſie nun mühelos gewordenen Bewegung des Schiffes zu.

Der See fieng an zu wogen, das Fahrzeug zu ſchwanken, der wachſende Wind fiel ſtoßweiſe in die Segel, die Wolken thürmten ſich immer höher, wurden immer ſchwärzer, verſchwand die Sonne hinter denſelben. Blitze durchzuckten weithin den Himmel und es ließ ſich aus der Ferne grollender Donner

vernehmen. Noch wurde das dick angeschwollene und schauerlich flatternde Segel sich selbst überlassen, noch keine Vorsichtsmaßregel gegen den herannahenden Sturm getroffen; die armen Kerle schienen von ihrer großen Morgenanstrengung tief ermattet zu seyn, vielleicht auch allzuviel ihrem Familienglück zu vertrauen.

Als aber augenblendende Blitze über unsere Köpfe hinfuhren, schauerlich krachende Donnerschläge unsere Ohren betäubten und der Sturm von überall her gegen uns losbrach, da sprangen die Gesellen auf ihre Beine, liefen sie wirr durch einander, bald betend, bald fluchend, ohne Plan und Ordnung, der Eine dieß, der Andere jenes ergreifend, um das Segel der Gewalt des Sturmes zu entreißen.

In einer Ecke des Schiffes sitzend sah ich diesem argen Aufruhr der Elemente und der heillosen Verwirrung meiner Schiffer zu unter Gefühlen, wie sie den Umständen angemessen waren. So liederlich war die Vorrichtung zum Einziehen des Segels getroffen, daß dieses trotz alles Mühens, Schreiens und Lärmens nicht zusammenfallen wollte und deßhalb der Rand des Schiffes bald auf die eine — bald auf die andere Seite bis an den Spiegel des aufgepeitschten See's gelegt wurde. Ich hatte meine Seele Gott befohlen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Fluthen in das Schiff stürzen und wir Alle hinab in die Tiefe gehen würden.

Wie sonderbar doch der Mensch ist! Wenn sein Untergang unvermeidlich zu seyn scheint, und jede Aussicht auf Rettung verschwunden, dennoch gibt er das Hoffen nicht auf und hält sich noch an Strohhalmen fest. So gieng es mir! Inmitten der augenscheinlichsten Todesgefahr dachte ich an die

Erzählung des alten Schiffers, nach welcher noch keiner seiner Vorfahren auf dem See das Leben verloren. Sollte er der Erste seyn, den ein solches Verhängniß treffe? Und befällt es ihn nicht, so werde ich mit ihm gerettet.

Das Segel fiel endlich mehr durch Glück als Geschick der Menschen zusammen, das Schwanken des Schiffes wurde schwächer, die Heftigkeit des Sturmes verminderte sich, der Regen fiel in Strömen herab und obwohl bis auf die Haut durchnäßt, doch wohlbehalten erreichten wir viel früher als gehofft den Hafen von Lindau.

So verlief eine Bodenseefahrt in den zwanziger Jahren, ähnliche werden früher oft genug gemacht worden seyn; heute durchfurchen das gleiche Gewässer nicht weniger als dreizehn Dämpfer nach allen Richtungen, Wind und Wetter kaum beachtend; nur wenige Stunden und der lange See ist durchschnitten; Bregenz und Constanz sind Nachbarn geworden.

Der Bodensee gibt ein Bild im Kleinen von Dem, was der Dampf im Großen für den Verkehr der Menschen im Laufe des Jahrhunderts geworden und liefert reichen Stoff zu allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen, welche zu so durchgreifenden Veränderungen geführt.

## Eine Abschweifung.

Wissen ist Können.

Es ist nicht ohne weise Absicht geschehen, daß dem Menschen nur ein kleines Maß körperlicher Kraft zu Theil geworden und er hülf- und machtlos in diese Welt tritt. Hätte er die Stärke eines Elephanten erhalten, so würde er im Genuß

eines solchen Riesenvermögens viel weniger als jetzt das Bedürfniß empfunden haben, die ihm zugedachte Herrschaft über die Außenwelt anzutreten und an dieser seine geistigen Kräfte zu üben.

Dadurch, daß der Mensch die Befähigung erhielt, die Gesetze der Natur zu erkennen, eine Einsicht in das Spiel ihrer Kräfte zu erhalten und die Erscheinungen der Sinnenwelt in ihrer Verknüpfung zu begreifen, ist er zum Herrn der Erde bestimmt und sind ihm die Mittel dargereicht worden, sein Daseyn weit und hoch über dasjenige aller seiner Mitgeschöpfe zu erheben. Und genau in eben dem Verhältniß, in welchem seine Kenntniß von der Natur wächst, vermehrt sich auch seine Macht über die Außenwelt, erhält sein Daseyn eine größere Bedeutung.

Vergleichen wir den Zustand der Gesittung unwissender Völker mit der Cultur solcher Nationen, welche im Besitze umfangsreicher Naturkenntnisse sind, so werden wir einen Unterschied wahrnehmen, der nicht auffallender seyn kann.

Dort begegnen wir der größten Unvollkommenheit in allen Einrichtungen und einer beinahe vollständigen Abwesenheit alles Dessen, was das Leben behaglich und leicht macht. Die einfachsten Geschäfte werden mit Mühe verrichtet, an und für sich leicht erstrebbare Zwecke nur mit größter Anstrengung erreicht. Beinahe an die Scholle gebunden schleicht der Mensch langsam, beinahe schneckenartig auf einem winzigen Theile der Erde umher, nur mit Wenigen seines Gleichen verkehrend; bleibt das Wenige, was er mühevoll zu Stande bringt oft unbenützt an Ort und Stelle liegen; unterliegt er dem feindseligen Begegnen der Natur in hundert Fällen, wo der Wis-

sensreichere unversehrt sich erhält, aus welchen Dieser sogar noch Nutzen und Vortheil, Genuß und Wohlbehagen zieht. Die ganze Daseynsweise eines Volkes, dem das Leben der Natur unbekannt geblieben, ist im Ganzen genommen armselig, macht- und nach Außen hin nahezu bedeutungslos.

Wie anders da, wo die Wissenschaft blüht. Ueberall treten uns die überzeugendsten Beweise entgegen von der Herrschaft, welche der Mensch über die Natur ausübt, vernehmen wir lautredende Zeugnisse von dem Unterthanenverhältniß, in welchem die Elemente zu unserem Geschlechte stehen.

Die Gewalt des Feuers und des Wassers ist so in den Dienst des Menschen gezogen, daß dadurch die Kraft von Millionen Armen gewonnen und das Außerordentlichste geleistet wird. Mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges bewegen sich mühelos Tausende von einem Orte zum andern; mit der größten Leichtigkeit schafft man schnell die ungeheuersten Lasten über große Länderstrecken hinweg; aus dem Innern der Erde werden Metallschätze spielend zu Tage gefördert, welche der Mensch, seiner eigenen Kraft überlassen, niemals hätte zu heben vermocht.

Mit festem und sicherem Gang werden die beweglichen und der Herrschaft der Winde Preis gegebenen Meere durchschifft, indem der Mensch eine Naturgewalt benützt, um die Andere zu zähmen und zu überwinden.

Selbst die Schwerkraft, welche die ganze Körperwelt in so gewaltiger Weise beherrscht, weiß der Mensch sich gehorsam zu machen und die Hemmnisse, die sie gesetzt, durch sie selbst wieder zu heben. Ihr, die alle Dinge mit unwiderstehlicher Gewalt zur Erde niederzieht, gleichsam zum Trotz,

erhebt ſich der Menſch hoch über ſeinen Wohnplatz und ſchwebt in dem dünnen Luftmeer ſo leicht und ſchnell dahin, als würde er von den Fittigen rieſiger Adler getragen.

In jenes wunderbare Weſen, das den ganzen Weltraum erfüllt und durch welches uns der unermeßliche Umfang der Schöpfung vor Augen gelegt wird, iſt der forſchende Geiſt des Menſchen ſo tief eingedrungen, daß die hierdurch gewonnene Einſicht unſern Geſichtskreis unendlich erweitert, unſerem Blicke große und kleine Welten aufgeſchloſſen hat, für uns die Grenzen der Natur ins Ungeheure ausgedehnt worden.

Was ſo klein und ſo fern war, daß es unſerer Wahrnehmung gänzlich entgieng, das ſchaut jetzt das Auge ſo deutlich und klar, als wären es große und nahe Gegenſtände der Betrachtung. Wir erkennen nun die Umriſſe, ja den Schatten von Gebirgen, die hundert tauſend Stunden von uns abliegen beſſer, als das ſich ſelbſt überlaſſene Auge große nur wenige Meilen von ihm entfernte Gegenſtände zu ſehen vermag.

Wir entdecken in unſerer unmittelbaren Nähe Leben und Geſtalten, unzählige Geſchöpfe von dem ſinnreichſten Bau, da, wo Nichts oder nur Todtes und Formloſes vorhanden zu ſeyn ſcheint; ja wir vermögen ſogar dem alternden Auge ſeine jugendliche Sehkraft wieder zu verleihen.

Und um das Wunder zu vollenden, hat der Menſch es vermocht, das ſcheinbar unergreifbare Licht ſich ſo dienſtbar und willfährig zu machen, daß es ihm Alles, was er nur will, ſchneller und richtiger zeichnet, als dieß der gewandteſte Künſtler zu thun vermöchte.

Aber nicht nur haben wir gelernt das uns aus fernen Himmeln zuſtrömende Licht als Mittel zur Erweiterung unſerer

Kenntniſſe in mannigfaltigſter Weiſe anzuwenden; wir ſelbſt rufen dasſelbe hervor: Denn kaum iſt der unerſchöpfliche Lichtborn der Planetenwelt unſerem Blicke entſchwunden und fängt Finſterniß an die Erde zu decken, ſo entzünden ſich tauſend und aber tauſend Flammen und Häuſer und Straßen erhellen ſich wieder wie durch einen Zauberſchlag. Aus ſchwarzer und finſterer Kohle wiſſen wir ein luftiges Weſen zu ziehen, dasſelbe zur Quelle des vergänglichſten Lichtes zu machen und ſo oder anders verbreitet der naturkundige Menſch Helle und Tag um ſich her, während der Unwiſſende von Dunkel und Nacht umgeben iſt.

Auch jene Naturgewalt, welche ſich dem Auge gewöhnlich verbirgt, ihr unabläſſiges Getriebe beinahe immer mit dem Schleier des Geheimniſſes verhüllt und nur zuweilen, aber dann mit ſchauerlichſter Offenkundigkeit ihr Daſeyn verkündet, und gleichſam dramatiſch auftritt, hat der Menſch zu faſſen, deren verborgene Spiele aufzudecken und ſeiner Botmäßigkeit zu unterwerfen gewußt. Mit ihren eigenen Geſetzen in der Hand ſchreibt er den Keilen des Donners aufs Genauſte den Weg vor, auf dem ſie zur Erde zu kommen, damit ſie nicht zünden und tödten. Aber nicht nur zu zügeln vermag jetzt der Menſch dieſe unheimliche Macht, wenn ſie ohne ſein Zuthun zur Wirkſamkeit kommt; durch tauſend Mittel weiß er ſie aus ihren geheimſten Verſtecken zu locken, aus tiefſter Ruhe zum thätigſten Handeln zu treiben, zur gehorſamſten Dienerin und Vollſtreckerin ſeines Willens zu machen.

Bald muß ſie ihm die dunkelſte Nacht in den lichthellſten Tag verwandeln, bald hölliſche Hitze inmitten der grimmigſten Kälte erzeugen; nun hat ſie ihm im Nu die feuerfeſteſten

Körper so flüssig wie Wasser zu machen, dann Elemente, durch die tiefste Neigung aufs Innigste zusammengestellt, augenblicklich auseinander zu reißen, das Eine da- das Andere dorthin zu führen. Auf Befehl ihres Herren wird sie selbst plastische Künstlerin, Gebilde hervorbringend von der vollendetsten Form. Jetzt schickt er sie hinab in die Tiefe des Meeres, damit sie ihm dort mit Hülfe des Pulvers versunkene Schiffe zertrümmere, dann läßt er sie im Innern der Erde Minen sprengen und Felsen zerspalten. Und was das Wunder der Wunder ist: mit der Eile des Blitzes sendet er sie über große Länder hinweg, ja durch Meere hindurch, seine Botschaften und seinen Willen überall verkündend, wann und wo er es will und ihm, der an die Scholle gebunden zu seyn scheint, eine Art von Allgegenwart verleihend. Unendlich gütig hat sich zwar die Natur dem Erdensohne erwiesen, sie hat ihn überschüttet mit einer Fülle der schönsten Gaben, die ihm ohne eigenes Zuthun anheimfallen und die hinreichen, sein Leben zu fristen. Aber Vieles, sehr Vieles, was eine unerläßliche Bedingung für eine höhere Daseynsweise des Menschen ist, was dazu dient das Leben zu schützen, zu verschönern, genußvoll und angenehm zu machen, das hat sie ihm aus weisen Gründen und in seinem eigenen Interesse versagt.

Sie beabsichtigte, daß der Mensch selbst in seinem engen Kreise eine schöpferische Thätigkeit entwickle, daß er in den Gang der Naturerscheinungen mit eingreife, daß er sich selbst bereite, was eine erweiterte Existenz seines Wesens erheischt, daß er durch eigenes Bemühen in den Besitz der Mittel sich versetze, die es ihm möglich machen, so weit es mit der Ord-

nung des Haushaltes der Natur und seinem eigenen Wohle verträglich ist, die Außenwelt zu beherrschen.

Zu diesem Behufe ist dem Menschen das ungeheure Material der Elemente, woraus der Erdball besteht, sind ihm die Kräfte, welche darin ihren Sitz haben, zur freiesten Verfügung gestellt worden.

Indem er nun die Bedingungen ermittelt, unter welchen die Grundstoffe der Erde sich verändern, sich mischen und trennen, erhält er die Befähigung, tausend und tausend Gebilde hervorzubringen, die selbst die Natur nicht zu schaffen beliebt hat, welche er aber zur Erreichung der mannigfaltigsten Zwecke zu seinem Nutzen und Frommen verwendet.

Denken wir an die reichen Metallschätze, die in den Tiefen der Erde verborgen liegen und in der menschlichen Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielen; an das Pulver, welches nächst der natürlichen Ueberlegenheit seines Geistes dem europäischen Menschen die Herrschaft über die übrige Welt erwarb; an die unendlich vielfachen Erzeugnisse des Gewerbfleißes, welche auf einer Mischungsveränderung der Stoffe beruhen; an die hundert und hundert Materien, welche zur Herstellung der gestörten Gesundheit, zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens dienen.

Durch die Erforschung der chemischen Kräfte der irdischen Materien hat der Mensch in der That ein Heer von einzelnen Dingen geschaffen, an Reichthum beinahe wetteifernd mit der Fülle und Mannigfaltigkeit der Gebilde des Pflanzen- und Thierreiches. Und welchen Umfang diese durch menschliche Kunst- und menschliches Wissen hervorgerufene Welt noch erreichen und zu welchen Ergebnissen der nie rastende Forschungstrieb des Menschen schon in einer nahen Zukunft führen wird,

davon haben wir dermalen auch noch nicht die entfernteste Ahnung.

Dessen aber dürfen wir uns für versichert halten, daß das, was wir heute auf dem Felde der Chemie, wie auf andern Naturgebieten wissen und zu leisten vermögen, nur Stück- und Spielwerk ist gegen das, was uns schon das nächste Jahrhundert sicherlich bringen wird.

Der Anstoß zum raschen unaufhaltsamen Fortschritt ist gegeben, der Mensch hat den Weg aufgefunden, der unfehlbar zu immer tieferer Erforschung der Naturgeheimnisse und eben deßhalb auch zur Vermehrung seiner Macht und zu immer größerer Ausdehnung seiner Herrschaft über die Elementarwelt führt.

Die Geschichte der Wissenschaft der letzten Jahrhunderte gibt uns genügende Beweise von der Befähigung des menschlichen Verstandes selbst die verwickeltsten Naturerscheinungen zu begreifen und eine Einsicht in deren Zusammenhang zu gewinnen. Und eben deßhalb gewährt uns auch diese Geschichte die sichere Bürgschaft, daß der menschliche Geist die von ihm eingeschlagene Richtung nicht so leicht wieder verlassen, daß er auf der Bahn, welche er seit geraumer Zeit mit so glänzendem Glücke verfolgt, auch noch weiter fortschreiten und darauf mit beschleunigter Geschwindigkeit seinem Ziele entgegen eilen werde.

Wenn es nun eine unbestrittene Thatsache ist, daß Naturkenntniß auf den Zustand der Gesellschaft den allergrößten Einfluß ausübt; wenn es auf offener Hand liegt, daß der hohe Grad von Gesittung, auf dem Europa heutigen Tages angelangt ist, dem größern Theile nach eine unmittelbare Folge der neuern Naturforschung ist; wenn Jedermann in die Augen

fallen muß, daß durch Macht, Reichthum und Ansehen ein Volk um so höher steht, je größer und umfangreicher dessen Wissen von der Natur, so liegt in einer solchen Thatsache gewiß eine starke Aufforderung und ein mächtiger Beweggrund für den Einzelnen wie für Gemeinwesen, durch alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel die Grenzen der Wissenschaft erweitern, die Zwecke der Naturforschung insbesondere fördern zu helfen und an der großen Bewegung, die unserem Jahrhundert eigen ist, den wärmsten und thatkräftigsten Theil zu nehmen.

In der That, wer sein Volk auf der Stufenleiter der Gesittung immer höher und höher zu stellen, ihm neue Quellen des Wohlstandes und geistiger wie materieller Genüsse zu eröffnen, wer überhaupt dazu beizutragen trachtet, daß das Menschengeschlecht einem seiner höchsten Ziele entgegen geführt werde, der darf, der kann nicht gleichgültig bleiben gegen höhere naturforschende Bestrebungen, der muß denselben auf mittel- oder unmittelbare Weise Vorschub leisten, geschähe dieß auch nur aus Rücksichten des Nutzens und eigenen Interesses.

Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß Beweggründe der Nützlichkeit, welch mächtigen Einfluß sie auch auf die Mehrzahl der Menschen auszuüben pflegen, selten oder nie zu großen, durchgreifenden und praktisch wichtigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturforschung geführt haben.

Die Natur scheint eifersüchtig darüber zu wachen, daß ihre Geheimnisse dem nicht enthüllt werden, der nur des Eigennutzes wegen in sie einzudringen, nur materiellen Gewinn und Vortheil aus ihnen zu ziehen sucht.

Als Newton die Gesetze der Gravitation erforschte, dachte er kaum an den Nutzen, der daraus etwa für die praktische

Mechanik erwachsen würde; indem der junge Watt in Glasgow und Edinburg die Physik des Dampfes studirte, ahnte er sicherlich noch nicht die große Bedeutung, welche die Ergebnisse dieser Forschungen noch zu seinen Lebzeiten und unter seinen eigenen Händen erlangen sollten. Volta, Oerstedt, Ampere schufen neue Zweige des Wissens, aus welchen seither die wunderbarste aller menschlichen Einrichtungen, der elektrische Telegraph hervorgegangen ist, und gewiß wurden diese Männer nicht durch die Rücksichten gemeiner Nützlichkeit zu ihren Forschungen angetrieben. Es war die reine Liebe zur Wissenschaft, das uneigennützigste Interesse an dem Leben und Walten der Natur, was sie zu ihren glänzenden Entdeckungen führte.

Wir wagen daher die Behauptung auszusprechen, ohne zu fürchten, von der Erfahrung Lügen gestraft zu werden, daß Derjenige, dem diese reine Liebe, dieses uneigennützige Interesse, diese ideelle Richtung des Geistes fehlt, auch bei sonst ausgezeichneten Gaben des Verstandes nicht hoffen darf, Großes in der Wissenschaft zu leisten, tief in das Wesen der Natur einzudringen und ein glücklicher Forscher zu werden.

Wenn gesagt worden, daß die Natur eifersüchtig darüber wache, daß Keiner in den Besitz ihrer Geheimnisse gelange, dessen Bestrebungen nur auf gemeinen Gewinn und Vortheil gerichtet sind, so wollen wir uns darüber noch näher erklären.

Dieses Wachen ist nichts Anderes, als der Adel und die Würde der Natur selbst, die jede Annäherung des minder Edlen und Würdigen von sich ab- und entfernt hält. Wer kann aber daran zweifeln, daß die Natur die Gedanken eines überschwenglichen Verstandes darstellt, der Ausdruck einer unendlichen Weisheit ist!

Wie das Thun und Laſſen eines edlen Menſchen nur von einem Gleichgeſinnten gewürdigt zu werden vermag und der Gemeinheit unverſtändlich bleibt, ſo iſt es mit dem Weltleben, mit den Thaten und dem Schaffen der Natur. Von dem nemlichen Geiſte, der ſich im Weltleben offenbart, von der gleichen Kraft, die in der Natur unabläſſig wirkt, muß auch Derjenige durchdrungen und belebt ſeyn, der Jenes begreifen, Dieſe faſſen ſoll.

Mit ungeweiheten Händen, mit niedriger Denkweiſe und ſelbſtſüchtigen Geſinnungen naht man ſich dem Heiligthum der Natur nicht, lernt man die innern Myſterien deſſelben nicht kennen, bringt man kaum in die äußerſten Vorhöfe des Tempels ein. Wenn aber die Natur wirklich das iſt, für was wir ſie bezeichnet haben, wenn in ihr und durch ſie auf die unmittelbarſte Weiſe der Reichthum, die Macht und die Weisheit des göttlichen Lebens offenbar wird, dann gewinnt ſie für den Menſchen noch eine unendlich größere Bedeutung, weil ſie das Mittel wird, ihn zu einer Erkenntniß zu führen, welche ihm höchſte Beglückung, reinſten Genuß und ſeinem Daſeyn den reichſten Inhalt verleiht. Es iſt dieß die Erkenntniß der oberſten und letzten Urſache aller Dinge, des Urſprunges und der Wurzel jeglichen Lebens, durch deſſen Willen und Wohlgefallen auch der Menſch ins Daſeyn gerufen wird.

Wohl fühlen wir unſere hohe Abſtammung auch ohne nähere Naturbetrachtung, ahnen wir den Grund, auf welchem unſer Weſen ruht. Und in den mannigfaltigſten Weiſen hat ſeit dem Beſtande unſeres Geſchlechtes dieſes dunkle Bewußtſeyn unſerer Abkunft, dieſes Ahnen unſeres Urſprunges ſich ausgeſprochen, hat der menſchliche Geiſt darnach gerungen,

seines Verhältnisses zum Ganzen sich klar zu werden und die Stellung zu begreifen, die er in der Weltordnung einnimmt; denn eben aus diesem Bestreben, aus der tiefen Sehnsucht des Gemüthes nach dem Besitz dieser Erkenntniß sind alle Religionen und Philosophien hervorgegangen. Aber trotz dieser viel tausendjährigen Anstrengung leben wir immer noch in der Zeit des Glaubens und des Ahnens, bleiben für uns tausend Fragen des Verstandes unbeantwortet über Dinge vom höchsten Interesse, fühlen wir jeden Augenblick die Beschränktheit unseres Wissens und Erkennens.

Wird dieser Zustand der Unvollkommenheit immer fortdauern, wird die Zeit des Schauens für uns nie eintreten, werden die hohen Gegenstände der Religion nie aus der Dunkelheit der Gefühlswelt in das hellere Gebiet der Erkenntniß gerückt werden? Mit Schüchternheit stelle ich diese so bedeutungsvollen Fragen, Fragen, welche auch die jetzige Zeit tief bewegen und in dem verschiedensten Sinne beantwortet werden.

Meine Ueberzeugung ist, daß einst der Tag eines vollkommeneren Wissens kommen, daß Vieles, was bisher vom Gefühl dunkel empfunden, vom Gemüth in kindlicher Einfalt unverstanden geglaubt wurde, Gegenstand klarer Erkenntniß seyn und hierzu eine tiefere Naturkenntniß wesentlich beitragen werde.

Zwar gibt es immer noch Menschen, die in ihrem beschränkten Sinne wähnen: je tiefer der menschliche Geist in die Geheimnisse der Natur eindringe, je umfangsreicher sein Wissen von ihr, je größer seine Macht über die Außenwelt werde, desto mehr vergesse er die Ursache aller Dinge. Manche sind sogar so weit gegangen die Behauptung auszusprechen, daß die Naturforschung zur Gottesleugnung führe. Diese Ansicht ist so

grundlos als möglich. Wer täglich und stündlich das Wirken und Schaffen der Natur mit offenem Auge betrachtet, der wird nicht blos glauben, er wird auf das Klarste schauen und eben deßhalb auf das Tiefste und Festeste davon überzeugt seyn, daß es nicht die kleinste Stelle im Raume gibt, an der sich nicht göttliches Leben in herrlichster und bewundernswürdigster Weise offenbart. Eine Ueberzeugung aber, die sich auf das Anschauen von Wirklichkeiten stützt, um wie viel gegründeter und tiefer gewurzelt muß sie seyn, als diejenige, welche nur allzuhäufig blos auf übel verstandene Worte, Ansichten und Meinungen Anderer ruht!

Ein mächtiger Beweggrund, welcher die Menschen zum Handeln und zur Thätigkeit bestimmt, ist der Ehrgeiz und auch auf dem Gebiete der Naturforschung macht er sich sicherlich geltend. Eine strenge Sittenlehre wird ihn wahrscheinlich verdammen und für unrein erklären, auf welchen Gegenstand derselbe sich auch beziehen möge.

Thatsache ist, daß wenige Menschen, welchen sittlichen und religiösen Grundsätzen sie nur immer huldigen mögen, von Ehrgeiz sich gänzlich freisprechen können. Das Streben nach Auszeichnung, das Suchen von Ruhm und Ehre, der Wunsch, eine bemerkliche Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, haftet der menschlichen Natur so innig an, daß wir Alle, wenn auch nicht grundsätzlich und bewußt, doch in der Wirklichkeit ehrgeizig sind und ein nicht kleiner Theil unserer Handlungen seinen Ursprung in diesem Beweggrunde nimmt. Es wäre daher ein wahres Wunder, wenn die Naturforscher, die eben auch Menschen sind, eine Ausnahme von der Regel machten, wenn sie allein nicht mit Ehrgeiz behaftet seyn würden.

Es ist nicht ohne Grund behauptet worden, daß häufig die Vorzüge und Fehler unserer Natur aus der gleichen Quelle entspringen und die letztere nicht selten nur Uebertreibungen der ersteren seyen.

Das in unserem Wesen so tief wurzelnde Streben nach Auszeichnung scheint mir an und für sich keine sittliche Unvollkommenheit, wohl aber ein Vorzug und eine wesentliche Bedingung zu seyn, um unsere geistigen Kräfte in Thätigkeit zu setzen und unserer Bestimmung zu genügen.

Der ächte und edle Ehrgeiz ist in der That nichts Anderes als ein tief gefühltes Bedürfniß, die Aufgabe unseres Lebens zu erfüllen, und von den uns verliehenen Gaben all den Gebrauch zu machen, welchen sie zulassen.

Es ist der wahre Ehrgeiz das Bestreben, die kurze Spanne unseres Daseyns mit Thaten von dauerndem Werthe auszufüllen, dem Leben einen möglichst reichen Inhalt zu geben.

In der That, einer edlen und thatkräftigen Natur ist kein Gedanke unerträglicher, ja abschreckender als derjenige: nutz- und spurlos von dem Schauplatze des Lebens abzutreten und aus dieser Welt zu gehen, ohne zum Grundstock der höhern Güter der Menschheit einen Beitrag geliefert zu haben, körperlich zu leben und geistig todt zu seyn, von seinem Geschlechte vergessen zu werden, sobald man aufgehört hat, demselben äußerlich anzugehören. Ein derartiger Ehrgeiz ist daher ein hoher Vorzug der menschlichen Natur, eine gewaltige Kraft, die fort und fort zum Handeln uns antreibt, zu den größten Anstrengungen befähiget und zum Verfolgen großer Zwecke Ausdauer und Beharrlichkeit verleiht.

Wie auf den übrigen Gebieten menschlicher Thätigkeit, so

auch auf demjenigen der Naturforschung spielt dieser Beweggrund des Handelns eine bedeutungsvolle Rolle und wohl darf man behaupten, daß ihm ein großer Theil der Leistungen zuzuschreiben sey, durch welche die ersten Forscher der letzten Jahrhunderte sich ausgezeichnet haben und die Wissenschaft den Höhepunkt erreicht hat, den sie jetzt einnimmt.

Von diesem Ehrgeiz, von diesem edlen Trieb nach Auszeichnung ist, wie jeder ausgezeichnete Mensch überhaupt, so namentlich der bedeutendere Naturforscher beseelt, wodurch er einen schlagenden Gegensatz bildet zu jenen trägen alltäglichen Naturen, welche im eigenen Schneckenhause am Behaglichsten sich fühlen, in bedeutungsloser Ruhe, Bequemlichkeit und körperlichem Genuß ihre höchste Befriedigung finden und sorgfältigst jede Bewegung und Anstrengung vermeiden, die sie aus der Niederung des gewöhnlichsten Lebens hinauf führen könnte zu jenen Höhen, von denen aus herrliche, aber fern liegende und nicht ohne Mühe zu erreichende Ziele erblickt werden, und welche höchstens der Leidenschaft fähig sind, über bedeutende Thaten Anderer Neid und Mißgunst zu hegen.

## Noch einmal der Bodensee und Anderes.

Schon um die Mittagsstunde hatten wir das Ufer des schwäbischen Meeres erreicht, liefen wir in dem kleinen aber freundlichen Hafen von Buchhorn ein und die Zeit war nun gekommen, wo Mann und Frau sich trennen sollten, diese nach dem Schwabenlande sich wendend, jener seine Wanderung weiter nach Osten verfolgend.

Nicht länger als nöthig um Reisende und deren Habe

ans Land zu ſetzen verweilte das Schiff am Geſtade und nun beinahe allein gelaſſen, kreuzte ich den See nach Rorſchach hinüber, den Blick nach dem verlaſſenen Orte gerichtet und vertieft in Gedanken über Gegenwart und Vergangenheit.

Achtzehn Jahre waren gerade verfloſſen, ſeit die eben getrennten Gatten einige glücklichen Tage in Buchhorn verbracht. Zu jener Zeit in den Bund der Ehe getreten führte ich die junge Frau, welche bis dahin den Fuß noch nicht über die Grenzen ihres Geburtslandes geſetzt und im ſtillen Kreiſe des elterlichen Hauſes gelebt hatte, in die Welt hinaus und befanden wir uns auf dem Wege nach dem Lande, das ihr zur zweiten Heimath werden ſollte, mir es ſchon geworden war.

An einem heitern Sommerabend von Oberſchwaben herüber kommend, gelangten wir nach Buchhorn und dort eine Herberge findend mit der ſchönſten Ausſicht auf den See, auch ſonſt behaglich und einladend, entſchloßen wir uns, an dem freundlichen und ſtillen Orte einige Tage zu verweilen.

Die Stimmung Neuvermählter, welche gegenſeitige Liebe und Achtung zuſammengeführt, iſt von ſo eigenthümlicher Art, daß ſie ſich nur ſchwer beſchreiben läßt, namentlich Denen, welche ſie nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

Wie nahe man ſich auch vorher als Braut und Bräutigam geſtanden, ſo iſt doch dieſes Verhältniß noch ein fernes zu nennen im Vergleich zu demjenigen, welches am Altar mit unauflöslichen Banden geknüpft wird.

Von dieſem Augenblicke an ſind die Geſchicke beider Eines geworden, fallen auf einmal viele der Schranken, welche eine weiſe Sitte bis dahin dem gegenſeitigen Verkehre geſetzt und fängt nun ein Doppelleben an, welches, obgleich Ziel längſt

gehegter Wünſche, doch den Vereinigten ſo neu iſt, daß es ihnen noch wie ein Traum erſcheint.

Nie empfundene Gefühle und Ahnungen ſetzen ihr Gemüth in fieberhafte Spannung, und wie ganz der heitern Gegenwart ſie auch zu leben ſcheinen und überglücklich in ihr ſich fühlen, ſo tauchen doch jeweilen inmitten des wonnigſten Glückes Gedanken und Fragen über die Zukunft in der Seele auf, die zwar nicht beängſtigen, aber die Glückſeligen doch eingedenk machen, daß ſie in einer Welt leben voll Wechſel und Beſtandloſigkeit.

Ein halbes Menſchenalter war bereits vorüber gegangen ſeit jenen in Buchhorn ſo glücklich verlebten Tagen und was damals noch als verhüllte Zukunft vor den Augen des angehenden Ehepaars lag, hatte ſich einſtweilen zur beſtimmten Vergangenheit geſtaltet, war Vieles erfüllt, was vor achtzehn Jahren nur dunkel geahnt, leiſe gewünſcht, ſchüchtern gehofft wurde.

An Sorgen und Mühen, an Täuſchungen und bittern Erfahrungen von mancherlei Art hat es zwar in dieſem langen Zeitraume auch nicht gefehlt, denn in weſſen Lebenskelch werden nicht Tropfen von Wermuth gegoſſen; aber das Maß von Glück, welches wir genoſſen, wie beſcheiden auch das uns gefallene Loos war, wog doch die widrigen Geſchicke weit auf und verpflichtet uns zur tiefſten Dankbarkeit gegen Den, von welchem alle guten Gaben kommen. Das Beſte und Schönſte, was wir von Ihm empfangen, ſind Kinder geſund an Körper und Geiſt.

Um die Ufer des Bodenſee's möglichſt vielfach unter einander zu verbinden, machen auf ihm die Dämpfer ihren Weg

im Zickzack und um z. B. von Constanz nach Lindau zu kommen, wird man erst nach Buchhorn und von da hinüber ans schweizerische Ufer nach Rorschach gebracht, Umwege, die man sich bei schönem Wetter und Ueberfluß an Zeit gefallen lassen kann, welche aber im entgegengesetzten Falle höchst lästig fallen müssen. Wenn einmal die vier oder fünf Eisenbahnen, welche zum Theil schon vollendet, zum Theil in Ausführung begriffen sind, an dem Bodensee ausmünden, so werden hoffentlich diese Querfahrten aufhören und die Reisenden in geradester Linie an den Ort ihrer Bestimmung befördert werden.

Den Wasserweg von Rorschach nach Lindau darf man wohl einen höchst vergnüglichen nennen; denn der obere Bodensee ist wegen der Aussicht, die er auf die Alpen des Voralberges und des Bündtnerlandes, St. Gallens und Appenzells gewährt, entschieden der schönste Theil dieses großen Wasserbeckens.

Häufig werden die beiden größten Seen der Schweiz miteinander verglichen und gewöhnlich erkennt man dem Lemaner die Palme zu. Als ganzes Landschaftsgemälde genommen ist dieser allerdings dem Bodensee an Schönheit weit überlegen; denn nichts kann prachtvoller seyn, als das Bild, welches jener von so vielen Standpunkten des obern und mittlern Waadtlandes aus dem Auge darbietet. Auf der linken Seite die steilansteigenden, den See unmittelbar begrenzenden Alpen Savoyens mit ihren scharf gezeichneten Umrissen, zum Schlusse im fernsten Westen den massigen Saleve und rechts das immer noch stattlich erhöhete Ufer des Waadtlandes; sie bilden einen Gebirgskranz um den flüssigen Halbmond her, wie er kaum schöner und großartiger gedacht werden kann. Da und dort fallen die weiter nach Südwest abliegenden höhern Spitzen des

mächtigsten Gebirgsstockes Europa's: der gewaltige Montblanc und andere Riesen des Chamonythales ins Auge, nicht wenig die prachtvolle Größe des Anblickes vermehrend.

Ueber den ganzen See und die umgebende Landschaft ist eine Milde ausgegossen und ein Lichtton verbreitet, welche schon stark an den jenseitigen Abhang der Alpen, an den reizenden See von Lugano, an den unvergleichlichen lago di Como, an Italiens Himmel erinnern. Und worin der Lemaner alle See'n übertrifft, die ich noch gesehen, das ist die reine, dem Auge so höchst vergnügliche Bläue seiner Gewässer.

Die unmittelbare Umgrenzung des lang gestreckten Bodensee's ist selbst auf schweizerischer Seite eher nur hügelig als gebirgig zu nennen und seine deutschen Ufer sind gerade zu flach. Aber von Schwaben aus gesehen macht er dennoch den Eindruck eines großartigen Gebirgssee's durch den mächtigen Hintergrund, den die im Süden aufsteigenden Alpen des Sentis und anderer Gebirgsstöcke bilden, zu welchen das grüne, mit Häusern und Dörfern übersäete Molossenland St. Gallens und Appenzells, mannigfaltig aber weich gestaltet, sich allmälig hinaufschwingt.

Was indessen dem Bodensee einen eigenthümlichen Reiz verleiht, das ist die Lieblichkeit vieler Theile seiner unmittelbaren Ufer. Schon die Gestade des Untersee's bieten eine große Anzahl kleinerer Landschaften der lieblichsten Art, aber wahrhaft reizend sind manche Uferpartheien am obern See.

In früheren Zeiten habe ich manchmal nach dem Bodensee gewallfahrtet und es mir dabei zur Aufgabe gemacht, die Schönheiten seiner Ufer von hüben und drüben kennen zu lernen, zu welchen Wanderungen ich gewöhnlich den Herbst wählte,

die Jahreszeit vor allen geeignet landschaftliche Schönheiten überhaupt zu heben, insbesondere aber einer Seegegend den größten Reiz zu verleihen.

An einem heitern Septembertag fünf oder sechs Stunden mit einem leichten Reisesack auf dem Rücken entlang des Seeufers im obern Theile des Thurgaues und St. Gallens zu schlendern, auf behaglichen Pfaden, inmitten frischgrünen Mattlandes mit Obstbäumen bedeckt, die unter der Last goldener Früchte sich beugen, an Landleuten vorüber frohen Sinnes mit dem Sammeln der reichen Gaben des Herbstes beschäftiget, durch Dörfer hindurch wohlhäbig, freundlich und reinlich, hier ein wenig rastend an Stellen, die den Blick weit über den See hinführen, dort in einem einladenden Gasthause einsprechend, dessen Besitzer bereitwilligst die Bedürfnisse des Leibes befriediget und nicht selten auch das Gemüth des Vorüberziehenden durch ergötzliche Reden erfrischt, und wenn man endlich angenehm ermüdet noch vor Sonnenuntergang in einem behaglichen Zimmer sich eingehauset sieht, von ihm aus in warmer Abendbeleuchtung See und Land überschauend, was kann es Vergnüglicheres geben?

Auch den Lemaner See umgieng ich in früheren Zeiten auf der Waadtlander Seite; ich könnte aber nicht sagen, daß mir diese Wanderungen sonderlich behagt; denn die Wege führen gewöhnlich durch Reben und zwischen Mauern hin, welche nur zu oft die Aussicht selbst auf die nächste Umgebung versperren und deren Anblick nichts weniger als malerisch ist. Der Gegend mangelt häufig das Grün und die Bäume, an welchen Bestandtheilen landschaftlicher Schönheit die schweizerischen Ufer des Bodensee's gewiß nicht arm sind.

## Der Eintritt in Baiern.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als ich meinen Fuß auf bairiſchen Boden ſetzte und in das kleine Städtchen Lindau einzog. Schön gekleidete Landjäger mit ſtattlichen Schnurrbärten nebſt anderem Volke ſtanden am Ufer, ließen uns aber unſerer Wege ziehen, ohne nach Paß oder Anderem zu fragen, was mich ſofort zu Gunſten des betretenen Landes ſtimmte.

Von der Schweiz herüber gekommen mußten wir jedoch unſere Habe zur Einſicht auf das Hallamt bringen laſſen, wo wir indeſſen raſch abgefertigt wurden.

Ein ältlicher Mann von ſoldatiſcher Haltung und behaglichem Ausſehen, ohne Zweifel früher Gefreiter oder Feldwebel der bairiſchen Armee erfüllte die Pflichten des Zöllners und dieß in einer Weiſe, wie ſie nicht artiger hätte ſeyn können. Haben Sie etwas Zollbares in Ihrem Gepäcke, fragte er mich in zwar etwas amtlich aber doch freundlich lautendem Tone. Auf die verneinende Antwort wurde eben ſo freundlich erwiedert: Nun ſo wollen wir vom Oeffnen des Koffers Umgang nehmen und damit war die Sache abgethan. Da die Reiſegenoſſen eine gleich milde Behandlung erfuhren, ſo prieſen wir Alle beim Weggehen laut die Leutſeligkeit des zollvereinlichen Mauthners.

Von jeher habe ich es mir zum ſtrengen Geſetze gemacht auf Reiſen nie Etwas mitzunehmen, was ſelbſt auf den ſtrengſten Zollſtätten mich irgendwie in Verlegenheit brächte, weshalb ich auch immer mit dem beſten Gewiſſen erklären kann, daß meine Reiſehabe frei von jedem zollbaren Gegenſtand ſey.

Nichts aber gibt im Leben eine größere Unbefangenheit als ein völlig reines Gewiſſen und die Zöllner, vielfach ſich übend im Umgang mit Menſchen, erlangen bald einen ſo ſcharfen Blick, daß ſie in der Regel aus dem Benehmen Derer, welche unter ihre Hände fallen, ſofort herausſehen, mit wem ſie es zu thun haben. Deshalb machen auch dieſe praktiſchen Pſychologen häufig einen ſo großen Unterſchied zwiſchen Dieſem und Jenem, daß es ausſieht, als handelten ſie mehr nach Laune und Willkühr, als nach Grundſätzen und Vorſchrift, was freilich auch bisweilen geſchieht.

Es wäre in der That höchſt wünſchenswerth, daß einmal ein tiefblickender Menſchenforſcher zum Mauthner ſich machen ließe und die auf großen und kleinen Zollſtätten gemachten Studien der Welt mittheilte; denn es könnte nicht fehlen, daß dieſelben einen Beitrag zur Kenntniß des menſchlichen Herzens lieferten, ſo reich und mannigfaltig, wie er aus irgend einem andern Gebiete des täglichen Lebens genommen werden könnte.

Da mich die Poſt erſt Abends um ſieben Uhr weiter landeinwärts bringen ſollte, ſo blieb mir Zeit genug übrig, das kleine deutſche Venedig, wie man Lindau ſchon genannt hat, behaglich zu beſchauen. Das Städtchen iſt durchaus freundlich und durch Lage entſchieden einer der ſchönſten Punkte am See. Die Straßen haben ein reinliches Ausſehen und ſind durch manches alterthümliche Haus geziert, auch ſcheint ein thätiges munteres Völkchen darinnen zu hauſen.

Jenſeits des Dammes, der die Inſelſtadt mit dem Feſtland verbindet, ſah ich Gärten voll Blumen, Gemüſe und fruchtreicher Bäume und Prinz Luitpold beſitzt dort ein parkartiges Gelände, dem See zu gelegen, um welches ich den

Herrn ſtark beneide. Auch fehlt es nicht an vergnüglichen Wegen und Anlagen, zum Ergehen des Lindauer Bürgers beſtimmt, auf welchen ich eine große Zahl friſcher Kinder ſich herumtummeln ſah. Lindau hat ſogar eine Badeanſtalt am See, eben ſo trefflich eingerichtet als wohlfeil, denn für wenige Kreuzer gewährt ſie eine herrliche Erquickung. Stattlich nehmen ſich die Waarenhäuſer und der Bahnhof aus, hart an den See gebaut und darauf berechnet, Menſchen und Güter an Schiffe abzugeben oder von dieſen aufzunehmen.

Nach erfüllten Reiſepflichten trat ich in ein Wirthshaus ein, in der Nähe des Hafens gelegen, und ſtillte vermittelſt eines kräftigen Bratens und ſonſtigen Zugehörs nebſt dem trefflichſten Münchner Bier die einſtweilen laut gewordenen Forderungen des Magens. Eine artige Altbaierin verſah die Dienſte des Tiſches und ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male hörte ich zu meinem nicht geringen Vergnügen die Mundart reden, die mein Ohr früher ſo oft vernommen, mir höchſt naiv und zuthulich klingt.

Unter den anweſenden Gäſten befand ſich eine zuſammengehörige Reiſegeſellſchaft von Männern und Frauen, deren Landsmannſchaft leicht aus ihrer Sprache, Haltung und Phyſiognomie ſich abnehmen ließ. Es waren Leute britiſchen Urſprungs.

Man iſt gewohnt auf dem Feſtland alle Reiſenden dieſer Nation ſich reich vorzuſtellen, für „Lords, Gentlemen und Ladies" zu halten und erwartet daher, daß ſie auf Dampfſchiffen, Eiſenbahnen und wo ſonſt immer die erſten Plätze einnehmen, die vornehmſten Gaſthöfe beſuchen, bei jeder Gelegenheit ihre Guineen wegwerfen, Kälte und Stolz, auch Rück-

sichtslosigkeit gegen Unbekannte zeigen, keinem fremden Menschen das Wort gönnen, kurz so sich benehmen, als ob sie die einzigen Herrn der Welt und wir Festländer ihre zinsbaren Unterthanen seien. Unsere Gesellschaft war anderer Art, keineswegs reich aussehend, obgleich mit gewohnter englischer Nettigkeit und Reinlichkeit gekleidet.

Auf dem Schiffe hatte sie den zweiten Platz eingenommen, im Gasthofe saß sie höchst bescheiden, beinahe furchtsam am Ende der langen Wirthstafel und begnügte sich mit einem Mahle, das mir so sparsam als nur immer möglich erschien, indem es aus nichts anderem als einer mächtig großen Schüssel bairischer Knödelsuppe und Brod nebst einigen Seideln Bieres bestand, was für sechs Personen sicherlich nicht viel zu nennen ist.

Diese sparsame Lebensweise wie ihr ganzes Benehmen zeigte deutlich, daß sie der ärmeren Klasse angehörten, wie auch ihre Unterhaltung keine höhere Bildung verrieth. Es führte jedoch unsere Gesellschaft das rothe Buch mit sich, ohne welches kein Engländer den Kanal kreuzt, aus dem der Lord wie der Cityschneider über die Merkwürdigkeiten, Naturschönheiten, Gasthöfe u. s. w. des Festlandes seine Belehrung schöpft und welches deßhalb dem Buchhändler von Albe Marle-Street Tausende von Guineen jährlich in die Tasche führt. In jedem Engländer, was und wer er auch sei, steckt ein Aristokrat oder vielmehr ein starker Hang zur Vornehmthuerei und dieser Sucht, überall vor der Welt „genteel" zu erscheinen, bringt er nöthigenfalls die größten Opfer; denn alles lieber ertragen, als nicht für „genteel" zu gelten.

Von dieser Schwäche wissen die eigenen Landsleute selbst

den größten Nutzen zu ziehen und mit sicherem Erfolg ihre Einrichtungen darauf zu berechnen. Ein Gentleman kann in England nur auf den ersten Platz des Dampfschiffes, der Eisenbahn u. s. w. gehen, daher macht man denselben so theuer, den zweiten so schlecht als möglich und Jeder, der es nur immer vermag, greift nach dem Besten und bringt so oder anders der verehrtesten Gottheit seines Landes „der Gentilität" Jahr aus und Jahr ein seine Goldopfer dar, dadurch die Beutel der schlau rechnenden Industrieprieſter seines Volkes füllend.

Trifft man einmal zufällig mit einem Bekannten in einem seinen Mitteln und seiner Stellung vollkommen entsprechenden Orte zusammen und ist dieß nicht der gentilste, so wird er schamroth und verlegen, als ob man ihn über etwas Unrechtem ertappt hätte.

Das scheue Benehmen unserer Gesellschaft zu Lindau, sollte es vielleicht nicht aus einer solchen falschen Scham hervorgegangen seyn? Ich bin geneigt dieß zu glauben.

Die Aussicht, welche die Wirthsstube bot, war über alle Maßen vergnüglich und reizend. Unmittelbar vor den Fenstern lag der See ruhig und glatt wie ein Spiegel, zur Linken die schöne Bucht von Bregenz, umstanden von den stattlichen Alpen des östreichischen Landes, weiter nach Süden hin in der Richtung des jugendlichen Rheines und Vaters des Bodensee's drang das Auge tief in die Gebirgswelt Graubündtens hinein, immer höher sich thürmend, je weiter gegen Mittag zurückweichend und von Südwesten her sah das Hochgelände St. Gallens und Appenzells in seinem grünen Gewande von der Abendsonne aufs Wärmste beleuchtet ganz herrlich zu uns nach Lindau herüber. Großartiger und schöner kann am

Bodenſee keine Landſchaft erſcheinen, als diejenige, auf welche man von Lindau aus ſeinen Blick wirft und ſicher iſt, daß ſie zu den prachtvollſten gehört, die weit und breit zu ſehen.

Alles nimmt in dieſer wechſelvollen Welt ein Ende und ſo nahm auch das ſeine der ſtill genußreiche Nachmittag, den ich in der freundlichen Waſſerſtadt verbrachte. Die Glocke hatte halb ſieben geſchlagen und noch ſaß ich am Fenſter, entzückt vom unvergleichlichen Anblick; es war das letzte Zeichen zum Aufbruch, ein längeres Verweilen nicht möglich; denn eine halbe Stunde ſpäter raſſelten drei vierſpännige Wagen hinter einander zum einzigen Thore Lindau's hinaus, ihren Lauf nach Kempten nehmend und unter anderen Reiſenden auch den Wanderer führend, der kurz zuvor noch an den Ufern des Bodenſee's geſchwärmt.

## Die Weiterreiſe.

Der Zufall hatte mich im Vordertheile des Eilwagens mit zwei unbekannten Männern zuſammengewürfelt, von denen der eine alt, der andere jung war und beide das Engliſche mit ſchottiſcher Ausſprache redeten.

Mit Jemand auch nur eine kurze Strecke zuſammen zu reiſen, ohne mich mit ihm auf den Fuß eines geſelligen Verkehres zu ſetzen, iſt mir von jeher unmöglich geweſen, und ſchnurſtracks der engliſchen Sitte entgegen, leider jetzt auch nur zu häufig von Feſtländern nachgeahmt, jeden Unvorgeſtellten und Fremden als ein nicht vorhandenes Weſen zu betrachten, habe ich es mir auf meinen vielen Wanderungen immer zur Regel gemacht, die Menſchen, denen ich nahe kam, zuerſt an-

zureden und mit ihnen die Unterhaltung durch irgend eine gleichgültige Bemerkung zu eröffnen. Und wenn ich mir einige Menschenkenntniß erworben haben sollte, so verdanke ich eine solche Bereicherung nicht zum geringsten Theile der Befolgung dieses Grundsatzes, wie auch nicht selten das Glück, interessante Bekanntschaften auf diesem Wege gemacht zu haben. Jeder Mensch, wer er auch sei, eben weil Mensch, hat Anspruch auf Beachtung seines Nächsten und von Jedem, wie gering und beschränkt er nur immer erscheinen mag, läßt sich Einiges lernen.

Nichts ist daher in meinen Augen weniger preiswürdig, menschlich und christlich, als jenes für vornehm geltende Benehmen, das jede Berührung mit Fremden sorgfältigst vermeidet, jeden Versuch, von Unbekannten zur Annäherung gemacht, mit eisiger Kälte zurückweist; dasselbe ist aber auch unvernünftig und albern, weil es keineswegs das Ansehen vermehrt, wohl aber oft zum Schaden und Nachtheil dessen ausschlägt, der da glaubt es beobachten zu sollen.

Freundliches Benehmen und Leutseligkeit gegen alle Menschen ist eine eben so schöne als sich selbst lohnende Tugend und recht gut verträglich mit persönlicher Würde, Adel der Gesinnung und Feinheit der Sitte.

Doch kommen wir wieder auf unsere Schotten zurück. So weit ich die beiden Völker der britischen Insel aus eigener Anschauung kennen gelernt, ist das nördliche das redseligere und weniger zurückhaltende und meine zufälligen Reisegenossen bestätigten mir die frühere Erfahrung; denn bald waren wir im lebhaftesten Gespräche begriffen und es klang mir dabei die etwas breite schottische Mundart meiner Gefährten keineswegs unangenehm, mich lebhaft an die Wanderungen erinnernd, die

ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert in den Niederungen und Hochlanden Schottlands gemacht.

Der Geſichtskreis meiner Schotten war kein weiter, ſie ſchienen Geſchäftsleute zu ſeyn und außer Schottland und ihrem Berufe wenig Anderes zu kennen; aber was ſie wußten, das wußten ſie ganz und von ſolchen Menſchen lernt man immer mehr als jenen Vielwiſſern, die über alles Mögliche reden und Nichts aus dem Grunde verſtehen.

Wir führten daher auf dem Wege nach Kempten hinüber allerhand belehrende Geſpräche über gewiſſe Zweige des Gewerbfleißes, den Ackerbau und eigenthümlichen Einrichtungen Schottlands und ich bedauerte nicht, die Unterhaltung mit einer Bemerkung über das Wetter eröffnet zu haben, ohne welche die drei in einen Kaſten eng zuſammengepferchten Menſchen auf der ganzen Reiſe vielleicht kein Wörtlein mit einander geſprochen hätten.

Die hereinbrechende Nacht ſchien eine gewitterhafte werden zu wollen; denn über ganz Oberſchwaben hin blitzte es lebhaft und über uns ſelbſt zogen jeweilen donnernde Wolken hinweg; zu einem eigentlichen Ausbruch kam es jedoch nicht und das ausgedehnte elektriſche Spiel vergnügte mehr, als es erſchreckt oder uns verhindert hätte, nach vollendeter engliſcher Unterhaltung in unſern Eckplätzen zu doſen.

Es mochte etwa drei Uhr Morgens ſeyn als ich erwachte und mich es däuchte, als hörte ich eine wundervolle Muſik. So war es auch. Der Poſtillon auf dem Bocke blies mit ſeinem Horn einige Stücklein ſo künſtleriſch vollendet und ausdrucksvoll, daß ich glaubte, etwas Aehnliches nie gehört zu haben, und ſicherlich iſt mir eine ſolche Meiſterſchaft an einem

Postknecht niemalen vorgekommen. Es klang zauberhaft schön und frisch in den stillen Morgen hinein, der eben im Osten heraufdämmerte und ich leugne nicht, daß mich die vollen runden Töne, die aus dem unscheinbaren Hörnlein quollen, in das größte Entzücken versetzten.

Das kann, sagte ich zu mir selbst, kein gewöhnlicher Mensch seyn, der so zarte Gefühle durch das Posthorn auszudrücken weiß, und dem Künstler nahe sitzend, stieß ich ihn nach vollendetem Stück an, um zu fragen, wie er zu solcher Meisterschaft gekommen. Das Wunderhorn nach Postillonssitte auf den Rücken schiebend erwiederte er mir in ächt oberschwäbischer Mundart: „I woaß es selber net reacht dem Herra z'saga. Als Buob schau het mer nix so gfalla als Posthörnla z'haira und wenni ois hau verwitscha könna, hauni's glei gnomma und au probirt; noch und noch ist mers grotha os so guat als Andere z'bloſa. Zletschta bene selber Postknecht woarda und seithear macht mer nix so oh Freud, als z'Nacht, wenni alloi aufm Bock sitz, a Stückle oder zwoa z'blohsa, und im meim Dart amma Sonntig Nohmittag, wenni kah, muoß ih au mengmol ois aufmacha, se hent au ihrn Gspaß drah."

Die Naivität dieser Antwort des schwäbischen Postknechts ergötzte mich eben so sehr, als mich sein Blasen entzückt hatte und gab mir die Ueberzeugung, daß an demselben ein großer musikalischer Künstler verloren gegangen. Ich schloß meine Unterhaltung mit dem genialen Pferdelenker, indem ich ihn bat, mir noch eines seiner trefflichen Stücklein zum Besten zu geben, was er auch mit größter Bereitwilligkeit that, mir neuen Genuß gewährend, neue Bewunderung abzwingend. —

Das oberschwäbische Wunderhorn wird leider nicht länger

das Ohr der nächtlichen Reiſenden erquicken; es muß jetzt ſchon verſtummt ſeyn; denn der Wagen Juggernauts rollt bereits durch das fröhliche Oberſchwaben, daſelbſt wie anderwärts raſch und gnadelos tauſend Dinge niedermalmend, deren Beſtand für immer geſichert ſchien, hundert Individualexiſtenzen vernichtend, die eine lange Zukunft vor ſich liegen zu ſehen wähnten.

Einſtweilen hatten wir uns Kempten genähert, das aber auf der Seite blieb, und es war eben der Tag angebrochen, als unſere ſogenannten Eilwagen den noch nicht vollendeten Bahnhof der Stadt erreichten. Es ſchien, als ob die Poſt etwas ſpäter als ſie geſollt angelangt; denn die Diener der Eiſenbahn mahnten uns ſofort zur Eile an, weil die Stunde zur Abfahrt nach Augsburg ſchon einige Zeit geſchlagen hätte. Als man unſer Gepäck aus dem Wagen nehmen wollte, ſiehe, da fehlte der Schlüſſel zum Oeffnen des Kofferbehältniſſes, es wurde hin und her geſucht und geflucht und als er ſich endlich gefunden, verſagte er den Dienſt. Immer dringender mahnte die Eiſenbahn zur Eile, immer größer wurde das wirre Gelärm, an dem ſich Wagenführer, Eiſenbahnbeamtete, Poſtknechte und Reiſende betheiligten. Da alle Verſuche zum Oeffnen des Gepäckkaſtens ſich vergeblich erwieſen, ſo wurde laut eine Art oder ſonſt ein kräftiges Werkzeug gefordert, um die Thüre einzuſchlagen, und ſchon liefen einige Helfershelfer ins naheſtehende Gebäude, als auch ich noch mein Glück mit dem Schlüſſel verſuchte, der in der That auch zur eigenen wie aller Umſtehenden Freude und Verwunderung das verzauberte Schloß mit einem Drucke ſofort eröffnete. Ohne Zweifel hat dieſer Vorfall, an dem ich mich übrigens höchlich ergötzte, Anlaß zu allerlei Berichten an hohe und höchſte Behörden gegeben, weil in der Hitze des

Streites über die rechten Mittel zum Oeffnen des Kaſtens ein Untergeordneter gegen ſeinen Obern die ſchuldige Rückſicht aus den Augen geſetzt hatte und dieſer vor uns allen gedroht und geſchworen, die erfahrene Mißachtung höheren Ortes unverweilt vermelden zu wollen. Nichts iſt für mich komiſcher, als der Anblick leidenſchaftlicher Auftritte am frühen Morgen, wahrſcheinlich des großen Gegenſatzes halber, den der damit gewöhnlich verbundene Lärm zu der noch überall herrſchenden Stille und Ruhe bildet.

Einige Minuten ſpäter und wir ſaßen auf weich gepolſterten Sitzen, ſo ſanft über die neugebaute Bahn hinweggleitend, daß man die ſchnelle Bewegung kaum fühlte und wir uns zum gemachten Tauſche Glück wünſchten, da die Wagen, welche wir eben verlaſſen, ſicherlich nicht zu den bequemſten in Baiern gehörten und mir abſichtlich dazu eingerichtet ſchienen, die Reiſenden fortwährend an die Unvollkommenheit aller menſchlichen Werke auf das lebhafteſte zu erinnern.

Die Gegend, welche wir durcheilten, war mehr eben als bergig, daher eher langweilig als unterhaltend zu nennen; doch wird ſie etwas gehoben durch den langen Gebirgszug, weithin in wechſelnden Formen zur Rechten ſich hinziehend, der uns in ſchöner Morgenbeleuchtung einen vergnüglichen Anblick gewährte.

## Ein Sonntag in Augsburg.

Die Uhr zeigte gerade halb acht, als der Gang des bisher ſo ſchnell dahinrollenden Wagenzuges ſich verlangſamte und noch einige Minuten vorüber, ſo hatten wir die uralte und ehrwürdige Augusta Vindelicorum glücklich erreicht.

Schon waren die Hallen des Bahnhofes mit sonntäglich gekleideten Menschen gefüllt, des schnaubenden Dampfrosses harrend, das sie nach Nah und nach Fern bringen sollte, dem benachbarten München, dem ferneren Nürnberg zu oder gar weiter hinauf in den Norden.

Hier verließ ich meine zwei Schotten, die es gewaltig nach der bairischen Hauptstadt verlangte und in den Besitz meiner Habe gelangt und durch die anwesende Menge mich drängend saß ich bald in einem Einspänner, der mich im schnellen Trabe stadtwärts führte.

In allen Dingen mehr die Beständigkeit als den Wechsel liebend stieg ich in dem Gasthofe ab, der mich früher schon beherbergt hatte und da ich keine Zeit mehr bedaure, als diejenige, welche auf das Ankleiden verwendet werden muß, so habe ich gelernt, das widrige Geschäft so schnell zu vollenden, als dieß nur irgend ein Mensch zu thun vermag; weßhalb sich meine Leser auch nicht verwundern werden, daß schon 15 Minuten nach erfolgter Ankunft der Bart geschoren, der Reisestaub entfernt, die Wäsche gewechselt, ein frisches Kleid angezogen war und ich durch die stattliche Maximiliansstraße hinabwandelte gegen das Rathhaus, trotz zweier durchfahrenen Nächte.

Da es ein Sonntag Morgen war und die Sonne hell in die Straßen Augsburgs herein schien, so bewegten sich in denselben Hunderte von Männern und Frauen in ihren Feierkleidern, hörte man von allen Seiten her Glocken-Geläute und sah in der paritätischen Stadt die Protestanten zur Predigt, die Katholiken zur Messe wandeln, Andere ihrem Vergnügen nachgehen.

Schon waren auch die Trinkräume der Brauereien eröffnet

und gefüllt von Durstigen, die hinter ihren Bierkrügen saßen und zum braunen schaumigen Gerstensaft Laugenbrezeln oder Rettige mit Roggenbrod verzehrten. Als Vorhalle dient der Hausgang der Brauerei, geschmückt mit jungen belaubten Birken oder Aesten dieses Waldbaumes, was in der That der Oertlichkeit ein gar freundliches Ansehen von Frische verleiht. Die Trinktische an einem Ende durch eine Angel an der Wand befestiget, an dem andern Ende mit einem breiten beweglichen Fuße versehen, können nach Belieben aufgeschlagen oder abgelassen werden, je nachdem das Bedürfniß das Eine oder Andere heischt.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, in einen solchen künstlichen Birkenhain einzutreten und darf versichern, daß auch mir Weinländer daselbst das Augsburger Lagerbier schon am frühen Morgen trefflich mundete und die gebotenen Laugenbrezeln wenigstens eben so gut schmeckten, als die Ringe einer wohl bekannten Schweizerstadt. Ueberdieß vergnügte mich der Anblick der buntgemischten Gesellschaft; denn hier saß ein Handwerksgesell, dort ein Soldat, hier ein Canzelleiverwandter, dort ein Bauer vom Lande u. s. w.

Vom Gange aus sah ich ganze Schaaren von Menschen am Brauhause vorüberziehen und auf Befragen, was dieß bedeute, hieß es, daß sie dem Dome zuströmen, wo heute der Pater so und so eine Missionspredigt halte, was ein Ereigniß zu seyn schien und mich veranlaßte, dem Zuge zu folgen.

Die Menge der Gläubigen vor den Thüren des Domes gelagert, war zahllos und nur mit größter Mühe konnte ich ins Innere der Kirche gelangen; denn gleichzeitig bewegten sich zwei Menschenströme in entgegengesetzter Richtung durch das

enge Thor, der Eine hinein, der Andere heraus; aber gleich andern Gläubigen oder Neugierigen ließ ich mich nicht abhalten durch die Versicherung der Weggehenden, daß kein Platz mehr im Dome zu finden, einen solchen zu suchen.

Halb zerquetscht erreichte ich meine Absicht; aber so überfüllt fand ich alle Räume der Kirche, daß ohne unanständiges Vordringen keine Stelle zu erreichen war, an welcher etwas deutlich zu hören gewesen.

Ich hätte gerne einmal der Predigt eines Jesuiten beigewohnt, um als Ohrenzeuge mir selbst ein Urtheil über das vielgerühmte Rednertalent der Aussendlinge dieses eben so hoch gepriesenen als stark getadelten Ordens zu bilden. Allein unter den obwaltenden Umständen konnte ich meinem Wunsche nicht genügen, denn zu fern von der Kanzel fiel mir nur hie und da ein verständliches Wort ins Ohr, woraus der Sinn der Rede nicht abzunehmen war. Der Prediger von streng ascetischem Aussehen schien auf seine Zuhörer den gewünschten Eindruck hervorzubringen; wenigstens wurde der Redner mit lautloser Stille angehört, auch glaubte ich da und dort ein thränendes weibliches Auge zu sehen.

Meiner nutzlosen Einkeilung bald überdrüssig, suchte ich wieder das Freie und so ist es mir unmöglich, dem Leser über die erste Jesuitenpredigt, die ich in meinem Leben gehört oder vielmehr nur angesehen hatte, etwas Näheres zu sagen.

Vom Dome aus richteten sich meine Schritte nach einigen jener Oertlichkeiten hin, welche ich in früheren Zeiten so häufig gesehen und auf dieser Wanderung gelangte ich bald ins „Lueginsland", das zu meiner Freude noch gerade so aussah, wie vor dreißig Jahren. Das Bier, die Rettige und

Butter mit dem braunen Coriander-brod und was es sonst noch Leckeres dort für wenige Kreuzer zu schmausen gibt, schmeckten wie ehemals. Selbst die Bänke, Tische und kleinen Gartenhäuser daselbst schienen noch die gleichen zu seyn. Und auch die Aussicht, welche dieser Ort auf den Lech und die weite Umgegend der Stadt gewährt, weßhalb ihn der Augsburger gerne besucht, obgleich eher einförmig und gleichgültig, als mannigfaltig und schön, heimelte mich wieder an. Alles erinnerte an die längst vergangenen Tage, an welchen der nun zum ältern Manne gewordene Jüngling dort allein gesessen, ahnungsvoll hinausblickend in Gottes weite Welt, die Brust geschwellt von abentheuerlichen Gedanken und Entwürfen für die Zukunft. Wie vieles war erlebt seit jenen schwärmerischen Stunden! Wie anders hatte sich die Wirklichkeit gestaltet, als sich dieß der junge Mann von zwanzig Jahren gedacht! Doch ein Entschluß, der auf dem Lueginsland in Augsburg reifte, wurde sicherlich in späterer Zeit zur That, ein Entschluß, in dem sich, wie ich jetzt es glaube, die Stimme Dessen vernehmen ließ, der unsern Lebensgang bestimmt, die Fäden unseres Schicksals webt.

Nur mit Mühe riß ich mich von einem Orte los, an den so eigenthümliche Erinnerungen aus dem innern Leben der süßen Jugendzeit sich knüpften und die alle jetzt an Ort und Stelle so frisch im Gemüthe auftauchten, als ob sie der jüngsten Vergangenheit angehört hätten.

Herabsteigend in jene Baumreihen, welche die ganze Stadt umlaufen und durch ihr dichtes Grün zur Sommerszeit den Glanz des Sonnenlichtes wie auch die Hitze, behaglich für Aug' und Körper mildern, wandelte ich entlang dem Graben

und der Mauer, die gegen Norden ſieht, wo ich bisweilen, wie auf dem Lueginsland, in frühern Zeiten der ganzen Welt vergeſſend, meinen Träumereien mich ergab, der Phantaſie die Zügel ſchießen ließ und der Himmel weiß, was Alles dachte. Nicht weit von da führte mich ein wohlbekanntes Thor wieder in den niedern Theil der Stadt hinein, dahin, wo mehrere Bäche vom Lechſtrom kommend durch enge Gäßlein fließen und hundert Räder treiben und dienſtbar ſind für alle Arten von Gewerben, die fließendes Gewäſſer zu Dieſem oder Jenem brauchen.

Zu meinem innigen Behagen fand ich auch hier noch Alles haarſcharf ſo wie anno 1820: die Malereien an den Häuſern, den wohlbekannten Bauerntanz, die vielen Brücklein über die Kanäle, die Brauereien mit Trinkenden gefüllt. Und auch am Hauſe, in dem ich damals kurze Zeit verweilte, gieng ich vorüber und ſah zu meiner Freude, daß ſeine Außenſeite wenigſtens nicht weſentlich verändert ſei, obwohl die Leute, die heute drinnen wohnen, nicht mehr die Alten ſind.

Nachdem ich mir die Stadt mit Muße angeſchaut und meinen lebloſen Bekannten daſelbſt den Morgenbeſuch abgeſtattet hatte, war es nun Zeit geworden auch die Lebendigen zu ſehen, und da gieng's natürlich zu allererſt zum Aelteſten der Freunde, die in Augsburg wohnen, zu Dr. K., mit dem ich in einer der Neckarmuſenſtädte zu Anfang der zwanziger Jahre in einem Hauſe wohnte und manche glückliche Stunde verlebte. Wir freuten uns des Wiederſehens und im Kreiſe der liebenswürdigen Familie wurde der Nachmittag in behaglichſter Weiſe verbracht.

Zwiſchen dem Publiciſten und Naturforſcher, wie verſchie-

den auch die Gegenstände ihres nächsten Interesses seyn mögen, finden sich doch Berührungspunkte, wenn der Eine und Andere gewohnt ist, seinen Blick nach allen Seiten des Lebens zu werfen, und so fehlte es auch uns nicht an Stoff zu vergnüglicher und belehrender Unterhaltung über Welt und Menschen, über Vergangenheit und Gegenwart.

Ein Unternehmen zu führen, wie dasjenige ist, dem mein Freund vorsteht, ist keine leichte Aufgabe und erfordert vor Allem einen feinen Takt und nicht gewöhnliche Umsicht, denen aber auch eine umfangsreiche Kenntniß allgemeiner und besonderer Verhältnisse wie von Persönlichkeiten zur Seite stehen muß.

Ohne den Besitz solcher Eigenschaften wäre es unmöglich, ein Blatt mit dem Erfolge zu leiten, welchen die Allgemeine Zeitung erhalten, die Zeitung, welche mit vollem Rechte seit bald fünfzig Jahren als die erste deutscher Zunge gilt und daher auch einen nicht geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausgeübt hat und immer noch ausübt.

Eine Sache, die man täglich benützt und uns aus der Ferne zukommt, an Ort und Stelle entstehen zu sehen, gewährt ein eigenthümliches Vergnügen und so durchwanderte ich auch gerne einige der Räumlichkeiten, in denen viele Menschen und Maschinen thätig sind, um Tausende von Blättern der Allgemeinen Zeitung Hunderttausenden von Lesern täglich in die Hand zu liefern, und fand Gelegenheit, die herrschende Ordnung und das wohlberechnete Ineinandergreifen der vielen Einzelnheiten, aus welchen sich ein so großartiges Geschäft zusammensetzt, zu bewundern.

Um noch ein Wort über die erste deutsche Zeitung zu sagen, gefällt mir ausnehmend wohl ihr kleines Format und

und der Mauer, die gegen Norden sieht, wo ich bisweilen, wie auf dem Lueginsland, in frühern Zeiten der ganzen Welt vergessend, meinen Träumereien mich ergab, der Phantasie die Zügel schießen ließ und der Himmel weiß, was Alles dachte. Nicht weit von da führte mich ein wohlbekanntes Thor wieder in den niedern Theil der Stadt hinein, dahin, wo mehrere Bäche vom Lechstrom kommend durch enge Gäßlein fließen und hundert Räder treiben und dienstbar sind für alle Arten von Gewerben, die fließendes Gewässer zu Diesem oder Jenem brauchen.

Zu meinem innigen Behagen fand ich auch hier noch Alles haarscharf so wie anno 1820: die Malereien an den Häusern, den wohlbekannten Bauerntanz, die vielen Brücklein über die Kanäle, die Brauereien mit Trinkenden gefüllt. Und auch am Hause, in dem ich damals kurze Zeit verweilte, gieng ich vorüber und sah zu meiner Freude, daß seine Außenseite wenigstens nicht wesentlich verändert sei, obwohl die Leute, die heute drinnen wohnen, nicht mehr die Alten sind.

Nachdem ich mir die Stadt mit Muße angeschaut und meinen leblosen Bekannten daselbst den Morgenbesuch abgestattet hatte, war es nun Zeit geworden auch die Lebendigen zu sehen, und da gieng's natürlich zu allererst zum Aeltesten der Freunde, die in Augsburg wohnen, zu Dr. K., mit dem ich in einer der Neckarmusenstädte zu Anfang der zwanziger Jahre in einem Hause wohnte und manche glückliche Stunde verlebte. Wir freuten uns des Wiedersehens und im Kreise der liebenswürdigen Familie wurde der Nachmittag in behaglichster Weise verbracht.

Zwischen dem Publicisten und Naturforscher, wie verschie-

den auch die Gegenstände ihres nächsten Interesses seyn mögen, finden sich doch Berührungspunkte, wenn der Eine und Andere gewohnt ist, seinen Blick nach allen Seiten des Lebens zu werfen, und so fehlte es auch uns nicht an Stoff zu vergnüglicher und belehrender Unterhaltung über Welt und Menschen, über Vergangenheit und Gegenwart.

Ein Unternehmen zu führen, wie dasjenige ist, dem mein Freund vorsteht, ist keine leichte Aufgabe und erfordert vor Allem einen feinen Takt und nicht gewöhnliche Umsicht, denen aber auch eine umfangsreiche Kenntniß allgemeiner und besonderer Verhältnisse wie von Persönlichkeiten zur Seite stehen muß.

Ohne den Besitz solcher Eigenschaften wäre es unmöglich, ein Blatt mit dem Erfolge zu leiten, welchen die Allgemeine Zeitung erhalten, die Zeitung, welche mit vollem Rechte seit bald fünfzig Jahren als die erste deutscher Zunge gilt und daher auch einen nicht geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausgeübt hat und immer noch ausübt.

Eine Sache, die man täglich benützt und uns aus der Ferne zukommt, an Ort und Stelle entstehen zu sehen, gewährt ein eigenthümliches Vergnügen und so durchwanderte ich auch gerne einige der Räumlichkeiten, in denen viele Menschen und Maschinen thätig sind, um Tausende von Blättern der Allgemeinen Zeitung Hunderttausenden von Lesern täglich in die Hand zu liefern, und fand Gelegenheit, die herrschende Ordnung und das wohlberechnete Ineinandergreifen der vielen Einzelnheiten, aus welchen sich ein so großartiges Geschäft zusammensetzt, zu bewundern.

Um noch ein Wort über die erste deutsche Zeitung zu sagen, gefällt mir ausnehmend wohl ihr kleines Format und

das ihr vorgesetzte Inhaltsverzeichniß, was zur bequemen Benützung des Blattes so wesentlich beiträgt und namentlich demjenigen lieb seyn muß, der nicht viel Zeit auf das Lesen von Zeitungen verwenden kann oder mag, in welchem Falle ich mich befinde. Nichts erscheint mir dagegen widriger, als die unfläthige Größe und der bunte Wirrwar englischer und der ihnen nachtretenden amerikanischen Blätter, aus welchem Grunde allein schon ich mich seit vielen Jahren wohl hüte, solche ungethümlichen Bogen in die Hände zu nehmen. Man hat das Beispiel auch in Deutschland nachahmen wollen und Blätter gesehen, die an die „Times" erinnern sollten, glücklicher Weise sind indessen diese schnell aufgedunsenen Größen bald wieder zusammengeschrumpft oder gänzlich verschwunden.

Der schöne Sommerabend wurde vor dem Thore in einem Kreise gebildeter Männer und Frauen verbracht, in dem ich mich heimisch fühlte nicht blos deshalb, weil einige Glieder desselben meine Jugendgenossen waren, sondern weil die Gesellschaft einen ächt deutschen Charakter hatte, voll einfacher Herzlichkeit und gemüthlichen Wesens verbunden mit einem lebendigen Interesse für die höchsten Güter des Lebens.

Auch das Bescheidene, das die trefflichen Leute in Kleidung und Genüssen zeigten, bildete für mich einen höchst anziehenden Gegensatz zu dem leider so gewöhnlich gewordenen prunkvollen und üppigen Städteleben unserer Tage. Die Frauen rauschten nicht in seidenen Gewändern einher, es schwankten keine Straußenfedern auf kostbaren Hüten: ein niedlicher Rock von Baumwollenstoff und eine anspruchslose aber geschmackvolle Kopfbedeckung kleidete sie in meinen Augen viel schöner, als wenn sie in Pariserputz über und über eingehüllt gewesen wären.

Einige Gläſer Bier, Brod, Butter und Käſe bildeten das abendliche Mahl und man genoß dieſe beſcheidenen Dinge mit einem fröhlichen Sinne, häufig genug an Tiſchen fehlend, welche unter der Laſt leckerer Biſſen und koſtbarer Weine ſtöhnen.

Wenn es doch die Menſchen wüßten und glaubten, daß ein wahrhaft glückliches Leben von äußern Dingen beinahe gänzlich unabhängig iſt und am allerwenigſten beſtimmt wird von dem Maße ſinnlicher Genüſſe, die uns zu Gebote ſtehen. Reichthum, dieſes von Millionen ſo beneidete Gut, kann allerdings zur Verſchönerung und Veredlung des Lebens dienen, auch laſſen ſich mit ihm große und herrliche Zwecke erreichen; aber glücklich zu machen vermag er für ſich allein nicht und die Erfahrung lehrt nur zu häufig, daß äußerer Ueberfluß und innere Zufriedenheit, körperlicher Genuß und geiſtiges Behagen nicht immer zuſammengehen.

Könnten nur Solche, welche mit neidiſchem Auge an manchem Reichen hinaufblicken, in das Innere ſeines täglichen Lebens ſehen; ſie würden ſich leicht überzeugen, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt und daß inmitten äußerer Pracht und ſchwelgeriſcher Freuden es nur zu oft öde und leer im Gemüthe ausſieht.

Der weſentlichſte Beſtandtheil menſchlichen Glückes beſteht in der Thätigkeit, in dem unabläſſigen Verfolgen eines höheren Zieles, in dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht; und wer thatlos ſein Leben verbringt, wer nichts zum Frommen und Nutzen ſeines Geſchlechtes gethan, wer nur ſelbſtſüchtige Zwecke verfolgt, der kann, auch wenn er ein Kröſus wäre, nicht von ſich rühmen, daß er wiſſe, was Glück ſey.

Jede Stellung im Leben, ſey ſie hoch, ſey ſie niedrig,

gestattet es aber, irgend Etwas zum allgemeinen Besten beizutragen, ja fordert die Erfüllung gewisser Pflichten; es liegt daher auch in Jedermanns Macht, sich eines gewissen Maßes von Glück zu versichern.

Von Pflichterfüllung, von Anstrengung hören freilich die Menschen nicht gerne reden, weil namentlich heut zu Tage so Viele vom Wahne besessen sind: das höchste Glück des Lebens bestehe vorzugsweise im müheloſen Genießen, in sinnlicher Freude und möglichst leichter und vollkommener Erfüllung der leisesten Wünsche. Verhältnißmäßig nur Wenige finden ihre Befriedigung in der aufopfernden That und daher auch die Zahl der wahrhaft Glücklichen so klein.

## Die bairische Hauptstadt.

Gerne hätte ich noch länger in der alten Reichsstadt verweilt, aber da die mir zur Reise vergönnte Zeit beschränkt und noch Vieles zu sehen und zu besuchen war, so sagte ich schon nach eintägigem Aufenthalt Augsburg Lebewohl und ließ mich auf den schnell rollenden Rädern des Dampfwagens hinüber nach der bairischen Hauptstadt versetzen.

Von der zweistündigen Fahrt dahin wüßte ich wenig zu sagen; denn weder waren die Wagengenossen von ungewöhnlicher Art, noch bot die durchfahrene Gegend irgend etwas Bemerkliches dar. Das Einzige, was mir auffiel, war der Verkauf von Dampfnudeln an einem Haltort, dessen Namen mir leider entfallen. Die gewerbsamen Leute boten sicherlich die Leckerei nicht ganz vergebens an; denn aus allen Wagen sah man Hände nach dem nationalen Gebäcke greifen. An

einem andern Orte wurden den Reiſenden hart geſottene Eier angeboten, das Stück für einen Kreuzer, und auch dieſe Speiſe ſchien eine beliebte der Umgegend zu ſeyn, was ich daraus ſchloß, daß in meinem Wagen Jedermann außer mir deren vier oder ein Halbdutzend ſich zuthat, ſchälte und aß. Erſt eine oder zwei bairiſche Dampfnudeln genoſſen und dann noch vier oder 6 hartgeſottene Eier darauf geſetzt, ſchien mir ein kräftiges Frühſtück zu ſeyn, darauf berechnet, das Verlangen des Magens auf lange zu ſtillen, und das Alles für acht oder zehn Kreuzer.

Obwohl unter Regen ausgefahren, langten wir doch beim ſchönſten Wetter in München an und mit Hülfe eines der dienſtbaren Geiſter, die große Bahnhöfe zu umſchwärmen pflegen, wurden meine Habſeligkeiten in einen benachbarten Gaſthof gebracht, wo ich allerdings keine reiſenden Britten und ſonſtige vagirende Leute vornehmen Standes traf, dagegen ein buntes Gemiſch friſcher Geſellen von Studenten, Malern, Jägern aus dem bairiſchen Hochgebirge und was es ſonſt noch für Burſche geweſen ſeyn mochten, die eben damit beſchäftiget waren, ein frühes Mittageſſen oder ſpätes Frühſtück einzunehmen und von der Morgenarbeit ein wenig zu raſten.

Ich ließ mich an einem der Tiſche der Wirthsſtube nieder und horchte bei einem Glas Bier und ſaftigem Wildpret eine halbe Stunde lang der Unterhaltung zu, welche, ich brauch' es kaum zu ſagen, in reinſter bairiſcher Mundart vergnüglich und lebhaft geführt wurde und in der von Allerhand, an meinem Tiſche aber, dem ich meine beſondere Aufmerkſamkeit zuwendete, von Jagdgroßthaten, von geſchoſſenen Gemſen, Haſen und Hühnern und von allen den Dingen die Rede war, welche

die Nimrode der alten und neuen Zeit mit der ihnen eigenthümlichen Umständlichkeit und dichterischen Ausschmückung zu besprechen pflegen.

Es war meine erste Studie, die ich seit langer Zeit wieder an frischen Naturmenschen einer eigenen Gattung machte, und ich leugne nicht, daß es mir großes Vergnügen gewährte, wahrzunehmen, daß noch nicht alle Gemüthlichkeit und Naivität aus dem Volke verschwunden, noch immer heiterer Humor und unbefangener Frohsinn in Deutschlands Gauen zu treffen sey.

Wer weiß es nicht aus eigener Erfahrung, daß der erste Eindruck, den auf uns eine Stadt hervorbringt, worin wir einige Zeit zu verweilen gedenken, auf unser Gemüth für die ganze Dauer des Aufenthaltes einen nachhaltigen Einfluß ausübt. So ging es mir mit München. Fröhlich gelaunt durch das erste angenehme Begegniß im Gasthof, trat ich von ihm aus meine Wanderung durch die Stadt in derjenigen Stimmung an, die uns geneigt macht, den begegneten Menschen und Dingen die beste Seite abzugewinnen und Alles mit wohlwollendem Auge anzublicken.

Diese Gemüthsstimmung mag vielleicht da oder dort das Urtheil bestechen und uns Manches anders und günstiger erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist; allein ich will lieber nach dieser als nach der entgegengesetzten Seite hin fehlen und halte es für menschlicher, eher zu viel des Guten und Schönen, als des Schlechten und Häßlichen zu sehen.

Schon das „Nil admirari" ist, namentlich für Reisende, der unerquicklichste Grundsatz, der befolgt werden kann; denn wer ihn zu wirklicher Ausübung bringt, macht sich dadurch zum

freud- und genußlosesten Menschen auf Erden, wie unermeßlich groß auch die Bewunderung des eigenen Selbstes seyn mag.

Aber erst jene gallsüchtigen und ätzenden Menschen, die nirgends etwas Gutes zu finden vermögen, nur zu tadeln und herabzusetzen wissen, ja selbst das Größte und Schönste bemäkeln oder gar in den Staub ziehen, sie sind noch bedauernswürdiger als selbst die Bewunderungslosen und gehören sicherlich zu der widerlichsten Gattung von Menschen, die auf dem Erdenboden wohnen, vor allen Uebrigen zu fliehen.

Die ersten Stunden meines Aufenthaltes wurden zur flüchtigsten Besichtigung der Haupttheile der Stadt, in der ich seit neunzehn Jahren nicht wieder gewesen, verwendet und diese kurze Zeit reichte hin, mich zu überzeugen, daß das München von 53 nicht mehr das München von 34 sey.

Ganze Straßen, wie man sie schöner nicht in den größten Städten Europa's trifft, geräumige öffentliche Plätze mit prächtigen Denkmälern geziert, Kirchen, deren Aeußeres schon Ehrfurcht gebietet, Palläste der stattlichsten Art und vieles Andere mehr begegneten meinem Auge als Schöpfungen der letzten Jahrzehnte und regten die Schauluft gewaltig in mir an und die Begierde, auch das Innere dieser nur im Fluge von außen beschauten Herrlichkeiten später mit behaglicher Muße zu sehen.

Die mehrstündige Wanderung wurde im Kaffeehaus Tamboši, das an den Hofgarten stößt und für mich ebenfalls eine neue Anstalt war, auf einige Zeit unterbrochen.

An den Tischen, die im Freien und unter Bäumen standen, saßen Herren und Frauen, Philister und Studenten, Offiziere und Künstler, Gelehrte und Laien, für solche hielt

ich sie wenigstens, bunt durch einander, beinahe ein Jeder eine brennende Zigarre im Munde und vor sich ein Fußglas mit einer mißfarbigen Flüssigkeit gefüllt, deren Aussehen wenig zum Genusse einlud. Ich wußte anfänglich nicht, was die Leute da tränken, als ich aber eine Tasse Kaffee forderte und mir ein solches Fußglas gereicht wurde, war für mich das Räthsel gelöst. Obwohl das Getränk sich eben so untadelhaft als billig erwies, so konnte ich doch die für mich neue Weise Kaffee zu trinken durchaus nicht bewundern und mußte finden, daß sie den einfachsten Regeln der Gastronomie schnurstracks entgegen laufe und eben deßhalb auch eine unverantwortliche Unsitte sey.

Dem gewöhnlichen Genießer ist es freilich ganz gleich, in welchem Gefäß ihm Speise und Trank gereicht wird, denn er sieht mehr auf den Inhalt als die Hülle und ist jener nur gut, so liegt ihm wenig daran, wie auch das Uebrige sey.

Der feinere Sinn urtheilt ganz anders und verlangt, daß beim Essen und Trinken nicht nur dem Gaumen, sondern auch dem edlern Auge sein Recht widerfahre. Nichts ist aber diesem vergnüglicher, als der Anblick einer ungetrübten Flüssigkeit, woher es unstreitig auch kommt, daß wir den klaren Wein am liebsten aus Gläsern trinken und der ächte Gastronom den gefüllten durchsichtigen Becher erst vor das Auge hält, bevor er dessen Inhalt auf die Zunge bringt. Und hat das Getränk außer Geschmack noch Geruch oder Blume, so schmeichelt er auch noch der Nase und macht sie zur Theilhaberin am Genuß, weßhalb ich nicht daran zweifle, daß es ein feinsinniger Weintrinker war, der den Römer erfunden, dessen eingezogener Rand offenbar darauf berechnet ist, den herrlichen Duft des edelsten aller deutschen Weine verdichtet in die Nase zu führen.

Wer alſo darauf Anſpruch machen will in ächt geſchmackvoller Weiſe zu trinken, der genieße alle trüben Flüſſigkeiten und namentlich den mit Milch vermiſchten Kaffee aus undurchſichtigen Gefäßen, den klaren duftenden Wein aber fülle er ins durchſichtigſte Glas, erfreue erſt damit das Auge, vergnüge dann die Naſe und zuletzt erſt werde der Gaumen bedacht, hierbei die Rangordnung befolgend, welche die Natur ſelbſt bei dieſen Sinnen beachtet.

Die Münchner in der Umgebung des Schönen groß gezogen ſollten den minderbegünſtigten deutſchen Menſchenkindern in Sachen des Geſchmackes überall mit dem beſten Beiſpiele voranleuchten ſelbſt in der Art, wie man nach den Regeln der gaſtronomiſchen Aeſthetik den Kaffee genießen ſoll. Daß ſie ihn jetzt aus Gläſern trinken, ſcheint mir ein Anzeichen zu ſeyn, daß in Sachen des Geſchmackes die deutſchen Florentiner in neuern Zeiten Rückſchritte gemacht haben.

Ich habe ſpäter der gerügten Unſitte auch Donau abwärts da und dort wieder begegnet und ſie eben ſo widrig wie bei Tamboſi gefunden.

## Gaſtfreundſchaft.

Wohin auch jetzt der Abendländer ſeinen Fuß ſetzen mag, ob in volkreiche Städte oder auf die Höhe der Alpen, überall wird er Obdach, Nahrung und Pflege, ja ſelbſt in Wildniſſen Gelegenheit finden die feinſten Genüſſe des gebildeten Lebens ſich zu verſchaffen. Und nur um ſo willkommener wird er überall ſeyn, je größer ſeine Bedürfniſſe, je vielartiger ſeine Anſprüche ſind.

Erſcheint er zu Wagen vor irgend einem der tauſenden öffentlicher Palläſte, ausſchließlich der Gaſtfreundſchaft geweihet, mit denen jetzt ganz Europa bedeckt iſt, flugs ſchellt eine Glocke und im Nu ſieht er ſich von einem Heere dienſtbarer Geiſter umringt, die alle kein höheres Vergnügen zu kennen ſcheinen, als ſelbſt die leiſeſten Wünſche des Ankömmlings zu befriedigen. Thore und Thüren öffnen ſich weit, mit Ehrerbietung wird er in den Pallaſt eingeführt, Wohn- und Schlafgemächer mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten verſehen werden ihm bereitwilligſt zur freieſten Verfügung geſtellt; alles harrt mit geſpannter Erwartung ſeiner Befehle und ehe er ſich's verſieht, ſitzt er ſchon an einer ſo reich beſetzten Tafel, wie früher Könige ſie nicht hatten und zu welcher Land und Meer ihre Beiträge geliefert.

Ob der Fremdling vornehm oder gemein, ſchön oder häßlich, liebenswürdig oder das Gegentheil ſey, ob er des Verſtandes viel oder wenig habe, gleichgültig, es gilt kein Anſehen der Perſon. Nur Eines darf ihm nicht fehlen, er muß ein edles Metall mit ſich führen; denn entbehrt er dieſes Zauberſtabes, ſo ſey er wer er wolle und wäre er ein Gott: es öffnet ſich vor ihm keine Thüre, bewegt ſich ſeinethalben kein Fuß, regt ſich kein Finger, kümmert ſich keine Seele um ihn.

Doch iſt es aber wunderbar und herrlich zugleich, daß es Etwas in der Welt giebt, was da vermag uns überall ſofort heimiſch zu machen und die fremdeſten und ſelbſtſüchtigſten Menſchen in die willfährigſten Diener umzuwandeln.

Indeſſen giebt es von dieſer Regel noch zahlreiche Ausnahmen, wovon ich ſelbſt häufig genug die angenehme Erfahrung gemacht; denn auf meinen vielen Wanderungen habe ich

in dieſem und jenem Lande die Gaſtfreundſchaft in vollſtem Maaße genoſſen, ohne ſie mit Metall zu bezahlen und auch in der Hauptſtadt Baierns ſcheint dieſe uralte Tugend noch nicht ausgeſtorben zu ſeyn.

Ich hatte kaum meinen erſten Umgang gemacht, ſo waren ſchon meine ſieben Sachen aus dem Gaſthofe verſchwunden und fand ich mich in einer privatlichen Wohnung eingehauſet ſo vortrefflich und behaglich, daß ich wohl in der ganzen Stadt München nicht beſſer hätte untergebracht werden können. Zwei Zimmer eines ſchöner als das andere und mit Allem verſehen, was Bequemlichkeitsliebe nur immer verlangen kann, ſtanden zu meiner Verfügung, und was in einer dicht bevölkerten Stadt eben nicht häufig getroffen wird: vor meinen Fenſtern lag ein zum Hauſe gehöriger großer Garten, der einen gar freundlichen Anblick gewährte und in ſchönſter Weiſe das Utile cum dulci vereinte.

Was ich aber höher als Zimmer und Garten, als Comforts und ſonſtige Annehmlichkeiten anſchlug, das waren die Leute, deren Gaſtfreundſchaft ich genoß, vom Herrn und der Frau des Hauſes bis hinab zu dem unterſten Diener.

Es war eine bürgerliche Familie im beſten Sinne des Wortes, wohlhäbig, ein Muſter von Ordnung durch alle Theile des Hauſes hindurch; der Hausherr ein Mann von vollendeter Geſchäftskenntniß und voll guter Laune, die Hausfrau höchſt verſtändig, von früh bis in die Nacht unabläſſig thätig, überall ihre ordnende Hand anlegend, für alle Bedürfniſſe des Hausweſens mütterlich ſorgend und immer heitern Sinnes; die ſchon erwachſenen ſtattlichen Söhne, Nachbilder von Vater und Mutter, beſcheiden und ehrerbietig gegen die Eltern und auf jeden ihrer

Winke achtend. Wenn aber die Familienglieder so, wie hätte das Hausgesinde anders seyn können als pflichttreu, trefflich und seiner Herrschaft ergeben.

Verweilte ich jeweilen einige Stunden zu Hause, so gewährte es mir nicht geringes Vergnügen zu sehen, wie gleichsam von selbsten das ausgedehnte Geschäft sich besorgte und Jeder zur rechten Zeit am rechten Orte war seine Aufgabe aufs Beste zu erfüllen und die ihm obliegende Arbeit mit freudiger Bereitwilligkeit zu verrichten.

Wo es so Jahrzehnte lang zugegangen, da konnte der Erfolg nicht ausbleiben, mußten der Fleiß und die Ordnung ihren reichlichen Lohn finden.

Während meines Aufenthaltes in München aß ich nur selten zu Hause und kehrte ich in meine gastliche Wohnung zurück, was oft genug erst nach Mitternacht geschah, so fand ich immer in meinem saalartigen Zimmer den Tisch mit köstlichen Weinen und vortrefflichen kalten Speisen besetzt, damit ja der Gast, falls er des Tages über zu kurz gekommen, noch zu mitternächtlicher Stunde die Bedürfnisse des Magens zu stillen vermöge, welche freundliche Vorsorge freilich in der Regel überflüssig war, da in der lebensfrohen und behaglichen Stadt man Niemanden hungern und dürsten läßt, ja vielleicht im Punkte des Essens und Trinkens des Guten eher zu viel als zu wenig geschieht.

## Eine Hochzeit.

Kein Verhältniß hat eine solche Bedeutung für das Leben, wie die Ehe und so ganz und gar bedingt sie das Bestehen

der menſchlichen Geſellſchaft, daß dieſe ohne jene nicht einmal als vorhanden gedacht werden kann. Seit unſer Geſchlecht in's Daſeyn gerufen worden, iſt daher der auf die tiefſten Bedürfniſſe unſerer Natur gegründeten Einrichtung die größte Aufmerkſamkeit zugewendet worden und Legislatoren wie Religionsſtifter haben ſie für heilig und unverletzlich erklärt, ſie unter den beſondern Schutz der Geſetze geſtellt und ihr eine höhere Weihe ertheilt.

Was Wunder alſo, daß in engern und weitern Kreiſen eine eigenthümliche Theilnahme ſich zeigt, ſo oft ſich zwei Menſchen entſchließen als Mann und Frau ihr Schickſal auf Lebensdauer mit einander zu theilen. Wenn es auch wahr iſt, daß die Ankündigung eines neuen Verlöbniſſes oft nur die Neugierde reizt, dabei von wirklicher Theilnahme wenig empfunden und häufig nur deßhalb willkommen geheißen wird, weil ſie als bequemer Gegenſtand müßigen Geredes dient, ſo ſpricht ſich doch ſelbſt in dieſem Afterintereſſe die Anerkennung der allgemeinen Wichtigkeit des gethanen Schrittes aus. Wie viele andere Handlungen werden im Leben verrichtet, wie viele Entſchlüſſe gefaßt nicht blos von individueller Bedeutung, ohne daß ſie der geringſten Beachtung der Fernerſtehenden begegnen. Es muß daher in dem bezeichneten Verhältniß eine Bedeutung und Wichtigkeit liegen, welche ſonſt kein Anderes hat.

Mit dieſen allgemeinen Bemerkungen ſoll die Beſchreibung eines Hochzeitfeſtes eingeleitet werden, dem ich während meines Verweilens in München beizuwohnen ſo glücklich war.

Der älteſte Sohn meines vortrefflichen Wirthes, in jeder Beziehung Ebenbild ſeines Vaters, war mit der Tochter einer ehrenhaften Münchner Familie verlobt, und wie ich von der

Mutter des Bräutigams vernahm, hatte vor Allem eine vieljährige gegenseitige Neigung der jungen Leute zu dieser Verbindung geführt.

In der ganzen Welt finden Rücksichtsheirathen statt und vielleicht gehört die Mehrzahl der geschlossenen Ehen in diese Klasse. Vermögens-, Familien- und Geschäftsverhältnisse spielen dabei eine große —, häufig die Hauptrolle, während andere Beweggründe, welche dem öffentlichen Bekenntnisse der meisten Menschen nach die allerersten seyn sollten, nur eine sehr untergeordnete oder gar keine Beachtung finden. Ich würde mich wundern, wenn dieß anders wäre; den bei der tiefen Verehrung, welche die Mehrzahl der Menschen den äußern Gütern des Lebens zollt und bei dem allgemeinen Glauben, daß namentlich Geld und Ansehen die Hauptbedingungen menschlichen Glückes enthalten, wie kann man erwarten, daß diese Dinge nicht auch den allergrößten Einfluß auf die Wahl der Eheluſtigen ausüben sollten. Und sie üben ihn aus, tagtäglich und überall, und was auch Sitten- und andere Prediger dagegen vorbringen mögen, er wird sich für immer geltend machen, selbst bei sonst trefflichen Leuten und Solchen, die da meinen seiner Gewalt nicht unterworfen zu seyn.

Nur Eines vermag ich nicht zu begreifen, nemlich den Abschluß von Ehen ohne vorausgegangene persönliche Bekanntschaft Derer, welche sich für immer und so innig verbinden. Um keinen Preis in der Welt hätte ich es über mich vermocht ein eheliches Bündniß mit einem Weibe zu schließen, das ich vorher gar nicht gekannt, geliebt und achten gelernt hätte. Zu einem derartigen Schritte gehört eine so gänzliche Verleugnung der Persönlichkeit, ein so völliges Aufgeben seiner Selbst, daß

ich mir davon keine Vorstellung machen kann. Auch hätte ich mich vor mir selbst geschämt, wenn ich bei der Wahl meiner Gattin auf irgend etwas anderes gesehen, als auf das, was ich für die Hauptsache halte und was allerdings jenseits der Gegenstände eines Ehevertrages liegt.

Der Trauungstag der Brautleute stand vor der Thüre und die Sitte wollte es, daß die Eltern derselben im väterlichen Hause des Bräutigams nebst den nächststehenden Freunden in der Woche vor dem Hochzeitsfeste noch einmal zu einem abendlichen Imbiß sich versammelten. Aber auch der fremde Gast wurde freundlichst zur Theilnahme am Familienmahle geladen, eine Auszeichnung, die ich hoch anschlug und, obgleich in meiner Zeit höchst beschränkt, mit größtem Vergnügen annahm, da sie mir die Aussicht eröffnete Zeuge reinster und solcher Freuden zu seyn, wie sie allein in häuslichen Kreisen genossen werden können und welche für mich den höchsten Reiz haben.

Meine Erwartung täuschte mich nicht: selten habe ich glücklichere Menschen beisammen gesehen, als diejenigen, welche an einem heitern Sommerabend in einem Zimmer gegen den Garten gerichtet um einen Tisch herum saßen, vor ihnen Speise und Trank in bürgerlichem Ueberfluß; die Väter der Brautleute, die Mütter ebenso unmittelbare Nachbarn, in heitern Gesprächen über die Zukunft ihrer Kinder behaglich sich ergehend; die Freunde voll spielender Laune, jeweilen durch muntere Scherze das Brautpaar neckend, welches überglücklich an einer Ecke des Tisches sitzend die übrige Welt gänzlich vergessen zu haben schien.

Wie es so oft in gemischter Gesellschaft zu geschehen pflegt, bemächtigte sich auch in der unsrigen allmählig der männlich

Bestandtheil des Gespräches vollständig, ohne jedoch der schönern Hälfte Anstoß zu geben; es wurden Tischreden gehalten, in welchen des glücklichen Paares mit heitrer Laune und liebevoller Theilnahme gedacht wurde, und schon glänzten die Sterne vom östlichen Himmel in das laubenartige Zimmer der Gesellschaft herein, als die Unterhaltung und Freude noch in vollem Flusse war.

Wenige Tage nachher herrschte in dem sonst so rührigen Hause meines Wirthes eine festliche Stille; die gewöhnlichen Geschäfte des Berufes waren unterbrochen; nicht mehr um die gewohnte Stunde fuhr der mit Waaren beladene und stattlich bespannte Wagen zum Hofthor hinaus; alles hatte das Feierkleid angelegt; der Hochzeitstag war gekommen und Abends gegen fünf Uhr erschienen einige Kutschen dazu bestimmt die Familie und auch mich in die Kirche zu führen.

Bald dort angekommen wurden die Hochzeitsgäste in die Sakristei eingeführt, noch aber waren die Verlobten nicht da: der Bräutigam hatte die Braut aus dem Hause ihrer Eltern zu holen. Schnell vergrößerte sich der Kreis der Theilnehmer am bevorstehenden Feste, der größere Theil aus Frauenzimmern bestehend, die alle, wenn ich nicht irre, weiße Gewänder und Blumen in den Haaren trugen. Wie die Oertlichkeit dieß erheischte, wurde die Unterhaltung nur flüsternd geführt, der Nachbar zum Nachbar sich wendend. Bald traten die Hauptpersonen des Tages ein, die Braut sichtlich bewegt und blaß, und auch dem Bräutigam, mit seinem sonst männlichen Gesicht, war es leicht anzumerken, daß er nicht gleichgültigen Gemüthes dem Altare sich nahe. Die Freunde und Freundinnen beglückwünschten nach einander die Verlobten und, wie dieß so natürlich

und menſchlich war, floß bei dieſem Anlaß manche Thräne. Auch die Väter und Mütter der Brautleute wiſchten ſich die Augen und ich, obwohl unter den Anweſenden der am fernſten Stehende, wie hätte ich bei einem ſolchen Anblick kalt bleiben können!

Nun erſchien ein Kloſtergeiſtlicher (die Kirche, worin wir waren, gehörte den Franziscanern) unter ſtummer Verbeugung eine erhöhete Stellung nehmend, um welche ſich die hochzeitliche Geſellſchaft im Halbkreiſe ſchaarte, die Brautleute in der Mitte.

Der Ordensgeiſtliche vollzog indeſſen nur die Vorſchriften des bürgerlichen Geſetzes: Ableſung der Namen der Verlobten, ihrer Eltern und was ſonſt noch bei ſolchen Anläſſen geſagt zu werden pflegt. Dieſe Formen erfüllt, zog ſich der Pater zurück und nun erſt wurde die Kirche betreten, wo die eigentliche Trauung von einem den Häuſern der Brautleute befreundeten jüngern Prieſter vollzogen wurde, zwar in einfacher Weiſe aber feierlich und ergreifend.

Es wohnten dieſer Eheeinſegnung außer den geladenen Gäſten noch viele andere Perſonen weiblichen Geſchlechtes bei, für welches auch in München, wie anderwärts, ein hochzeitlicher Kirchgang einen eigenthümlichen Reiz zu haben ſcheint. Ob dieſe Sitte aus wohlwollender Theilnahme an den Geſchicken des Brautpaares oder aus der Neugierde entſpringe bräutliche und andere Anzüge zu beſchauen, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, oder vielmehr annehmen, daß das weibliche Herz weiter als das männliche ſey und ſein Mitgefühl dem ganzen Geſchlecht angehöre.

Unmittelbar nach vollendeter Trauung verſammelte ſich in einem großen und ſtattlichen Saale eines der erſten Gaſthöfe

der Hauptstadt eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Frauen um zu einem Mahle sich nieder zu setzen, wie es dem freudigen Anlaß des Tages und den Verhältnissen der Eltern des Brautpaares geziemte.

Es mochten gegen vierzig Personen anwesend seyn, eher etwas mehr Frauen als Herren, alle Freunde und Freundinnen der verbundenen Häuser und des Brautpaares. Nachdem man eine Viertelstunde im Saale auf- und abgewandelt, wurde die Gesellschaft eingeladen die für sie bezeichneten Plätze einzunehmen und mir fiel das glückliche Loos, den freundlichsten Mann, den es im ganzen Baierlande gibt und der obendrein noch ein ausgezeichneter Gelehrter ist, als Tischnachbar zu meiner Rechten zu erhalten, ein Umstand, der mir schon zum Voraus einen genußreichen Abend verbürgte. Da ich das Glück habe den Liebenswürdigen meinen Freund nennen zu dürfen, so konnte ich darauf rechnen durch ihn in behaglichster Weise mit den übrigen uns benachbarten Tischgenossen in nähere Berührung zu kommen, in welcher Erwartung ich auch keineswegs getäuscht worden bin.

Wie jede wohl angeordnete Tafelgesellschaft, war auch die Unsrige mit Rücksicht auf das Geschlecht gehörig vertheilt und so fehlte es in meiner Umgebung nicht an artigen Frauen, nahe genug, um mit ihnen bequem sich unterhalten zu können.

Wie vielen Gastmälern der verschiedensten Art ich auch schon beigewohnt habe und wie umgangsgewandt auch die Theilnehmer an denselben seyn mochten, so ist mir doch keines erinnerlich, das Anfangs nicht etwas einsylbig gewesen wäre. So lange die ersten Bedürfnisse des Magens nicht befriedigt sind, so lange man noch hungert und dürstet, kann man nicht

geiſtreich ſeyn. Auch bedarf es immer einiger Zeit bis die verſchiedenartigen Beſtandtheile einer Tiſchgeſellſchaft zu einem Ganzen zuſammengewachſen ſind. So gieng es auch bei unſerem Hochzeitsſchmaus: der Anfang war etwas ſchweigſam, man hörte wenig mehr als das Geklirr von Meſſern, Gabeln und Tellern, man erwies nach Rechts und Links ſeinen Nachbarn die Aufmerkſamkeit, welche die gute Sitte aller gebildeten Länder bei Tiſche erheiſcht.

Dieſe trappiſtiſche Periode des Eſſens gewährte mir Gelegenheit das Factotum des dienenden Gaſthofperſonales, deſſen drollige Geſtalt meine Blicke ſchon beim erſten Eintritt in den Feſtſaal auf ſich gezogen hatte, mit einiger Muße mir anzuſehen. Man denke ſich ein Männchen von etwa vier Fuß hoch, höchſtens einen halben drüber, nicht mager und ſchmächtig, ſondern um und um rund, Antlitz vollmondartig, Kopf groß, Haare ſchwarz, glatt und zierlich gekämmt, die Augen gleich gefärbt, groß und rollend. In ſeinem Geſichte las ich Herrſchſucht und Unterwürfigkeit, Anmaßung und Schmiegſamkeit, höfiſches Weſen und Grobheit, Menſchenverachtung und Zuthulichkeit. Vor Allem aber glaubte ich in dem ſchon etwas ältlichen Gnomen einen vollendeten Feinſchmecker zu ſehen, deſſen Dichten und Trachten auf leckeres Eſſen und Trinken gerichtet, für welchen aber auch die übrigen Sinnengenüſſe keine Kleinigkeit ſind.

Ich bin indeſſen weit entfernt zu behaupten, daß dieſe phyſiognomiſche Diagnoſe, die ich hinter dem Tiſche gemacht, irgendwie Grund habe; bei der Trüglichkeit der Lavater'ſchen Wiſſenſchaft iſt es wohl möglich, daß der kleine Mann gerade das Gegentheil von Dem iſt, was ich in ſeinem Geſichte geleſen.

Auf Eines jedoch möchte ich schwören: daß das drollige Männchen nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre und auf's Genaueste vertraut sey mit der Welt und ihren Gebrechen.

Dieser Oberste obgleich Kleinste der Diener befahl mehr seinen Genossen, als er selbst Hand anlegte, hielt sich im Hauptquartier der Tafel auf und befriedigte jeweilen die Bedürfnisse der Geber des Gastmahles. Doch lassen wir jetzt unsern Gnomen in Ruhe und kehren wir wieder zur bedeutungsvolleren Tischgesellschaft zurück.

Mein Freund und Tischnachbar war einstweilen mit seinem Gegenüber in lebhafte Unterhaltung gerathen und ihr zuzuhören gereichte mir zu nicht geringem Vergnügen; denn ein jüngeres Frauenzimmer eher klein als groß entwickelte dabei eine Beweglichkeit des Geistes und eine Meisterschaft in der Kunst liebenswürdiger Neckerei, wie sie mir noch selten vorgekommen. Mein Freund, im geselligen Verkehr sicherlich nicht unerfahren, schien mir jeweilen in's Gedränge zu kommen und Mühe zu haben gegen die gewandte Gegnerin seinen Stand sicher zu halten, indessen muß ich ihm doch nachrühmen, daß er unser Geschlecht, denn gegen dieses wurde zu Felde gezogen, in ächt ritterlicher Weise gegen die lebhaften Angriffe seiner schönen Feindin vertheidigte. Nur wenn diese gar zu warm wurde versuchte auch ich eine Lanze zu brechen; im Ganzen genommen spielte ich jedoch bei diesem ergötzlichen Turnier mehr die Stelle des Zuschauers als die eines Mitkämpfers.

Auch an anderen Theilen der Tafel fieng es nun an lebhaft zu werden, Aller Zungen wurden gelöst, das Orchester ließ sich vernehmen und über die ganze Gesellschaft war nun der ächt hochzeitliche Geist hernieder gekommen.

Ein Vermählungsfest ohne Poesie ist nicht denkbar und auch das Unsrige wurde durch die Dichtkunst verschönert. Als die Gespräche der einander benachbarten Gäste im vollsten Zuge waren und die Wände des Saales von der allgemein gewordenen Fröhlichkeit wiederhallten, klopfte es an ein volltönendes Glas, was sofort die größte Stille bewirkte und Aller Augen nach dem Orte hin lenkte, von welchem der helle Klang ausgegangen.

Der kurz zuvor noch warm kämpfende Freund an meiner Seite war aufgestanden, sich die Gunst erbittend der Gesellschaft ein von unbekannter Hand ihm zugekommenes Gedicht vortragen zu dürfen. Sie wurde natürlich gewährt und ein warmer Glückwunsch voll Sinnigkeit und zarter Anspielung dem Brautpaare dargebracht, begegnete dem lautesten Beifall; denn er sprach in der gewähltesten Form die Gefühle aus, die das Gemüth aller Gäste bewegten. Die gefüllten Becher erhoben sich und unter dem Klirren derselben und schmetterndem Trompetenschall wurde die Gesundheit der Vermählten getrunken.

Die Leckerbissen des Mahles waren gekostet, manche Gläser des edelsten Weines geleert, viele freundliche und fröhliche Worte zwischen den Tischgenossen gewechselt, auch nahete die mitternächtige Stunde heran und des Genusses wäre nun genug gewesen; aber die Jugend hatte eine Freude noch nicht gekostet und auch diese sollte ihr werden.

Auf einmal ertönte vom erhöheten Orchester herab eine rhytmische Polka, die sofort die Füße der jungen Herren und Damen electrisirte, und ehe man sich es versah, hatten sich die Paare gefunden und waren sie in lebhaftester kreisender Bewegung begriffen. Als „bestandener" Mann sah ich mit behaglicher Ruhe von meinem Platz aus dem fröhlichen Getreibe

zu, mich an der bewundernswürdigen Beweglichkeit der jungen Beine ergötzend und früherer Zeiten gedenkend, wo auch ich, freilich weder Maſurka noch Polka, wohl aber den wiegenden Ländler und bairiſchen Dreher mit jugendlicher Luſt tanzte, ohne es jedoch zur Meiſterſchaft in der Kunſt dieſer nun veralteten Tänze zu bringen.

Der Tanz gehört der beweglichen Jugend, aus Gründen, die am Tage liegen; das reifere Alter mit ſteifern Gliedmaßen und vieler Erfahrung ſieht ihn jeweilen noch gern, nimmt jedoch keinen Theil mehr an ihm. Nur bei beſondern Anläſſen läßt ſich wohl ein Papa und Mamma noch zu einem Tänzchen verleiten und dieß geſchieht nicht ſelten bei den Hochzeiten ihrer Kinder, wo in ihnen noch einmal die Flamme der Jugendlichkeit aufflackert. Weit entfernt ein ſolches Ehrentänzchen unziemlich zu finden, ſehe ich daſſelbe immer mit dem größten Vergnügen mir an, ja ich kann nicht umhin herzlich darüber zu lachen, weil es mir als eine ächt humoriſtiſche Handlung erſcheint, in der Scherz und Ernſt ſich innig verſchmelzen.

Wie anderwärts, ſo auch in München wird der Sitte gehuldiget, daß die Väter und Mütter an dem Hochzeitstage ihrer Söhne und Töchter ein Tänzchen wagen und meiner trefflichen Hauswirthin muß ich es nachrühmen, daß ſie, obgleich ſchon Mutter des Bräutigams, daſſelbe meiſterhaft ausführte.

Während nun Alt und Jung im hellbeleuchteten Saale ſich drehte, ich immer noch die Rolle eines Zuſchauers ſpielte und in guten Treuen vermeinte der Verpflichtung enthoben zu ſeyn, mich unter die Tanzenden zu miſchen, da knüpfte ſich auf einmal zwiſchen meinem Freunde und mir eine Unterhaltung an, die auf nichts Geringeres abzielte, als auch mich alten

Geſellen zu einem Walzer zu drängen. Es war ſeine ſchöne Feindin, die ſinnige Dichterin des Feſtes, welche mir die Ehre zudachte, bei dieſem Tanze meine Geſpielin zu ſeyn. Ich erſchrack nicht wenig über den zwar äußerſt ſchmeichelhaften aber gänzlich unerwarteten Antrag; denn ich war meiner Tanzunfähigkeit mir zu deutlich bewußt und hatte überdieß ſchon längſt, wenn auch nicht gerade verſchworen, doch ſtark verredet niemalen mehr bei einem Tanze die Beine zu rühren. Ich glaubte mich daher völlig berechtigt für die mir zugedachte Ehre beſtens zu danken, ohne mich einer Unart ſchuldig zu machen und that dieß auch unter gewiſſenhafter Angabe meiner Gründe, ſicher hoffend, daß das Gewicht derſelben anerkannt und ich der bedrohlichen Gefahr glücklich entgehen werde.

Aber was vermögen Weiber nicht ſelbſt über Männerherzen, die ſich ſtark glauben! Der abſchlägige Beſcheid, vom gewandten Freunde ſicherlich in der zuſtändigſten Form überbracht, ſtellte mich jedoch dem Feinde unmittelbar gegenüber und wie zuverſichtlich ich auch in dem eröffneten Kampf auf einen leichten Sieg rechnete, ſo fand ich doch nur zu bald, daß mir meine liebenswürdige Gegnerin an Streitkräften unendlich überlegen ſey. Auch gegen mich, wie früher gegen den Freund, bediente ſie ſich ihrer leicht beweglichen Waffe, der ſicher treffenden Schleuder ironiſcher Neckerei, deren Geſchoßen ich vergeblich den unbehülflichen Schild meiner hausbackenen Ablehnungsgründe entgegen zu halten verſuchte; er wurde hundert Male durchſchoſſen und endlich ſah ich mich gezwungen, die Waffen zu ſtrecken, mich als beſiegt zu bekennen, was natürlich zur Folge hatte, daß man wenige Minuten nachher den Fünfziger vollführen ſah, was derſelbe zu thun kurz zuvor noch für baare

Unmöglichkeit hielt. Und daß all dieß zum nicht geringen Ergötzen Derer geſchah, welche Zeugen des vorangegangenen Zweikampfs geweſen, brauch' ich wohl nicht zu verſichern, eben ſo wenig, als daß die Siegerin ihres Triumphes ſichtlich ſich freute, in einer Weiſe jedoch, über welche ſich der Unterlegene keineswegs zu beklagen irgendwie Urſache hatte. Ueberdieß wurde der mir auferlegte Kriegstribut für abgetragen erklärt und durfte ich wieder das Vorrecht des Alters genießen, nachdem die Hälfte des Saales gemeſſen war. — Draußen mochte ſchon der Tag im Grauen ſeyn, auch ſah man es den Aeltern an, daß ſie nach Ruhe ſich ſehnten; aber noch hatte das Feſt nicht für die Jugend geendet, noch ſchallte luſtige Muſik vom Orcheſter herab: an die Stelle der Polka und des Walzers waren die minder ermüdenden und anmuthigern Gegentänze getreten, und trotz der ſpäten Stunde ſah ich ihnen mit Behagen zu; denn unter der tanzenden Gruppe bemerkte ich eine junge Frau, ſchon durch die Anmuth ihrer Geſtalt höchſt einnehmend, aber wahrhaft entzückend durch die vollendete Grazie, welche ſie in jede ihrer Bewegungen zu legen wußte. Nie habe ich Jemand ſo ungezwungen, ſo leicht und doch ſo ſchön ſtehen und ſich bewegen ſehen, als dieſe junge Frau und ſicherlich wäre ſie eine größere Meiſterin in der Kunſt des Tanzes geworden, als es ſelbſt Taglioni geweſen, hätte ſie ſich derſelben gänzlich gewidmet. Wenn ſie Gattin und Mutter iſt, ſo leiſtet ſie freilich durch treue Erfüllung ihrer Pflichten Höheres noch und ſichert ſich einen ſchönern Lohn, als derjenige ſeyn würde, den ſie dadurch gewänne, daß ganze Hauptſtädte zu ihren Füßen lägen und amerikaniſche Senatoren, wie weiland die Elsner, ſie im Triumphe durch die Straßen zögen.

Endlich hatte die Stunde zum Aufbruch geſchlagen, die Muſik verſtummte. Die Frauen hüllten ſich in ihre Tücher, man wünſchte ſich am frühen Morgen gute Nacht und hoffentlich zog ſich jeder Hochzeitsgaſt mit eben ſo vielen angenehmen Erinnerungen an den verlebten Tag nach Hauſe zurück, als ich es gethan.

## Kunſt- und Bauwerke.

Wenn auch in Geſchmacksſachen ganz und gar Laie und unbekannt mit dem, was ſie Aeſthetik nennen, ſo darf ich behaupten, daß mir der Sinn für's Schöne dennoch nicht fehle und ich den größten Genuß ſchöpfe aus der Betrachtung der Gebilde der Kunſt, bediene ſie ſich zu ihren Darſtellungen des Mittels der Sprache oder des Tones, der Farbe oder der Leinwand, des Marmors oder des Erzes. Und zwar ſtelle ich die Kunſt nicht ſowohl deßhalb ſo hoch, weil ſie uns die Wirklichkeiten des Lebens im treueſten Wiederſchein zu geben vermag, als vielmehr deßwegen, weil ſie als Mittheilhaberin an der göttlich ſchöpferiſchen Kraft, ja als ein Theil derſelben ſelbſtſtändig ſchafft und in räumlichen und zeitlichen Verhältniſſen Ideen äußerlich darſtellt, welche in den innerſten Tiefen des Gemüthes und des Geiſtes verhüllt liegen und für ewig dort verborgen bleiben, wenn ſie nicht durch die Vermittelung der Kunſt zur Anſchauung kämen.

An einem Orte auch nur für kurze Zeit zu ſeyn, wo ſo reiche und herrliche Schätze alter und neuer Kunſt ſich zuſammengedrängt finden, wie dieß in München der Fall iſt und ſie nicht genießen, hieße die größte Unterlaſſungsſünde begehen

und dieſer habe ich während meines Aufenthaltes im deutſchen Florenz mich nicht ſchuldig gemacht.

So oft es mir nur immer möglich war, trat ich in die heiteren Räume der dortigen Kunſttempel ein und gab ich mich den Eindrücken hin, welche ſie nie verfehlen auf ein empfängliches Gemüth hervorzubringen.

Beim Beſchauen von Kunſtſammlungen gehe ich meinen eigenen Weg. Um mir die Unbefangenheit im Urtheil zu bewahren, will ich mit aller Gefliſſentlichkeit nicht wiſſen, wer der Urheber des betrachteten Kunſtwerkes ſey, welcher Schule, welchem Volke u. ſ. w. es angehöre und deßhalb bleibt der Katalog in der Taſche. Erſt nachdem der Gegenſtand auf mich gewirkt und darauf hin mein Urtheil ſich gebildet hat, ſuche ich zu erfahren, wer der Meiſter des Werkes geweſen; denn wer weiß es nicht, welchen Einfluß, namentlich in Geſchmacksſachen, Namen, Autoritäten und Aushängeſchilde jeder Art auf das Urtheil ausüben. Schreibe man daſſelbe Kunſtwerk das Einemal dieſem, das Anderemal einem andern Meiſter zu, halte der Eine ein Gemälde für einen ächten — der Andere für einen falſchen Raphael, Rembrandt, Holbein u. ſ. w., wie weit gehen die gefällten Urtheile aus einander! Was in dem einen Fall als vollendete Meiſterſchaft gilt, wird im Andern für Stümperei erklärt. Geht es doch nicht anders bei Gegenſtänden des ſinnlichen Geſchmackes.

Auch liebe ich es nicht Vieles auf einmal zu ſehen, wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern zu flattern; das ſchnell auf einander folgende Empfangen der verſchiedenartigſten Eindrücke widert mich deßhalb ſchon an, weil ſie ſich häufig einander aufheben und im Gemüthe ein unangenehmes Gefühl

von Ermüdung zurücklaſſen, welches der rechten Kunſtbetrachtung fremd iſt; wie überhaupt jeder naturgemäße Genuß niemals Erſchlaffung, ſondern immer Stärkung und Auffriſchung zur Folge haben ſoll. Aber Vielen geht es beim Beſuch von Sammlungen, wie manchen Theilnehmern an reichen Gaſtmählern; indem ſie von Allem genießen wollen, überladen ſie ſich und empfinden nachher Mißbehagen und Abſpannung.

Ich werde mich indeſſen wohl hüten meinen Leſern mit Bemerkungen über einzelne Kunſtſchätze der bairiſchen Hauptſtadt beſchwerlich zu fallen; denn ich halte dafür, daß nur Wenige berufen, d. h. wahrhaft befähigt ſind, über derartige Gegenſtände etwas zu ſagen, was der Mühe des Niederſchreibens, des Druckens oder gar des Leſens würdig wäre. Die Werthung großer Kunſtwerke erfordert eine Feinheit des Sinnes für das Schöne, eine Durchbildung des Geſchmackes, eine Uebung des Urtheilsvermögens und ſelbſt wieder eine künſtleriſche Darſtellungsgabe, Eigenſchaften, welche gerade ſo ſelten in einem Menſchen vereiniget angetroffen werden, als es der Kunſtrichter Viele gibt. Was kann es aber Unerbaulicheres geben, als die gemeinplätzigen Rednereien über Kunſt und deren Meiſter, was Unerquicklicheres, als äſthetiſches Geſchwätz, wie wir es ſo oft an Theetiſchen zu hören und in Reiſebeſchreibungen zu leſen bekommen.

An einem ſchönen Abend fuhr ich mit meinem in Freundlichkeit unerſchöpflichen Freunde hinaus zur Ruhmeshalle, zur „Bavaria“ und wie alle Beſchauer mußte auch ich dem dort ſtehenden großen und großartigen Bilde, das den Blick ſchon auf weithin feſſelt, meine Bewunderung zollen. In mehr als einer Beziehung verdient dieſes Erzeugniß der Kunſt einzig

genannt zu werden: einzig durch seine riesenhaften Verhältnisse, einzig durch Ausführung und technische Vollendung der einzelnen Theile, wie des Ganzen. Man kann geradezu dieses Werk für das größte Meisterstück moderner Gießkunst erklären; denn trotz seiner dritthalbtausend Zentner Erzes und einer Höhe von vierundfünfzig Fuß, ist dasselbe doch nur aus wenigen Stücken zusammengesetzt, was zu bewerkstelligen das ganze Genie des Meisters erforderte.

Um eine richtige Vorstellung von der Größe des Standbildes zu gewinnen, ist durchaus nothwendig, daß man sich in sein Inneres begebe und vom Fuß bis zum Kopf aufsteige, was mittelst einer eisernen Treppe leicht zu vollbringen ist.

Wie riesenhaft die Bavaria sey erhellt am Besten aus der Größe ihres Kopfes, in welchem gewiß ein halbes Dutzend erwachsener Personen untergebracht werden können.

Von der äußern Gestalt gibt freilich das Innere keinen Begriff, auch hält man sich in diesen hohlen Räumen nicht länger als durchaus nöthig auf, besonders wenn eine brennende Julisonne den ganzen Tag ihre Wirkung auf das Metall hervorgebracht hat, wie das der Fall war, als wir den Bauch der Bildsäule besuchten. Mir kam es vor, als befände ich mich in einem erhitzten Backofen. Am Fuße der stattlichen Treppe, welche zu der Ruhmeshalle hinauf führt, erscheint das Sinnbild des Baierlandes zu seinem größten Vortheil und gewährt es einen Anblick, ebenso gewaltig als schön.

Die Tempelhalle selbst war zwar bei unserem Besuch noch nicht gänzlich vollendet, ließ aber doch schon die ganze Schönheit der Verhältnisse des edeln Baues bewundern. Sie ist, wie der Name besagt, dem ehrenden Andenken der Männer

gewidmet, welche in Baiern als Gelehrte, als Künstler, als Forscher, im Gemeinwesen oder sonstwie nachhaltig gewirkt und eine hervorragende Stellung in der Geschichte ihres Landes erworben, zu welchem Behufe die Brustbilder derselben in Marmor gehauen entlang des innern Gemäuers der Halle aufgestellt werden sollen.

Wenn auch die historische Unsterblichkeit eines Mannes vor allem darin besteht, daß dessen Namen in die Geschichtsbücher seines Volkes verzeichnet ist, daß er in diesem durch die vollbrachten Thaten und Werke fortlebt, so ziemt es doch einem Lande, das seine hervorragenden Söhne zu würdigen weiß, sie auch äußerlich zu ehren, ihnen Denkmäler zu setzen, sie in Marmor oder Erz zu verewigen, damit durch diese Zeichen von Anerkennung die heranwachsende Jugend fort und fort zur Nachahmung des von den Vorfahren gegebenen Beispieles angefeuert werde und mit den Heroen und der Geschichte ihres Landes in lebendigem Verbande erhalten bleibe.

Daß in König Ludwig ein tiefer vaterländischer Sinn lebe, wie auf Baiern, so auf ganz Deutschland gerichtet, daß ihm die Ehre seines Volkes am Herzen liege, daß er sich als Deutscher fühle und stolz sey, ein solcher zu seyn, welcher Unbefangene erkennt dieß nicht bereitwilligst an! Diese Gesinnungen hat er zwar bei den verschiedensten Anlässen deutlich genug beurkundet, sie aber in schönster Weise bethätiget dadurch, daß er die Walhalla erbaute, die Ruhmeshalle und die Bavaria schuf.

Oder welcher andere deutsche Fürst hat denn etwas auch nur entfernt Aehnliches zu Ehren seines Vaterlandes, zur Verherrlichung seiner großen Landsleute gethan? Wohl haben

Viele Jagdschlösser, „Monrepos“, Solituden, Wilhelmshöhen und sonstige ihrem Privatvergnügen geweihte Schlösser und Paläste gebaut, wenig aber an das Vaterland und seine großen Männer so wie Ludwig gedacht. Welche Fehler daher auch dieser Fürst begangen haben mag: er hat sie vielfach durch edle Werke wieder gesühnt und ich bin deshalb des Glaubens, daß die Nachwelt ihn unter die Zahl der ungewöhnlichsten Männer seiner Zeit stellen und München ihn als seinen zweiten Erbauer verehren wird. —

Auch die Lage der Ruhmeshalle ist glücklich gewählt; am Rande eines Hügelabhanges gebaut, übersieht man von ihr aus einen großen Theil der Hauptstadt, unten am Fuß breitet sich weit ein grünes Mattland aus, Theresienwiese genannt, auf welcher die Baiern alljährlich im Herbste ein Volksfest feiern und im fernen Süden erblickt man den schönen langen Zug der Hochgebirge des bairischen Oberlandes und Tyrols, so daß der Ort, wo die edle Tempelhalle steht, einer der günstigsten Standpunkte ist, von dem aus die nahe und ferne Umgegend Münchens betrachtet werden kann.

Nicht mehr weit von der Königlichen Gießerei entfernt, benützten wir den Rest des Tages zum Besuch dieser Kunstwerkstätte, aus welcher die größten und schönsten Gußwerke der neueren Zeit hervorgegangen sind und die deshalb auch der übrigen Welt zur Musteranstalt geworden ist.

Wir waren glücklich genug, den Meister des merkwürdigen Ortes in seiner Werkstätte zu treffen und mit der Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit, welche diesem kühnen Künstler eigen sind, durchwandelte er mit uns den Schauplatz seiner schöpferischen Thätigkeit, auf Kleines und Großes unsern Blick rich-

tend und mit Bemerkungen uns belehrend, wie sie nur der Mann machen kann, welcher seines Stoffes Herr ist. Es war eben das zweite colossale Gustav Adolphs Standbild für die schwedische Hauptstadt fertig geworden, nachdem das erste im Meere versunken; denn obwohl wieder aus der Tiefe gezogen, wurden doch von denen, die dieß gethan, für die Rückgabe des Bildes so übertriebene Forderungen gestellt, daß man vorziehen mußte, es aufs Neue gießen zu lassen. Es war in der That ein Prachtstück, noch im Gußhause aufgestellt und eben zum Verpacken bereit. —

Wie muß sich der Meister über den Anblick eines solchen Werkes erfreuen! Welches Gefühl von Befriedigung muß sein Gemüth erfüllen, wenn er etwas Vollendetes hingestellt hat zu tausendjähriger Dauer bestimmt. In der vollbrachten Großthat findet er seinen höchsten Lohn.

Wenn der geniale Geist es auch allein ist, der ächt künstlerische Ideen hervorzubringen vermag und ohne ihn wahrhaft Schönes nicht zu Stande gebracht werden kann, so besteht nichts destoweniger ein großer Unterschied zwischen den technischen Mitteln, welche zur äußern Darstellung dieser Ideen erforderlich sind.

Nun ein Kunstwerk, und namentlich ein räumlich großes, aus Erz zu formen, welche Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten ist zum günstigen Erfolg nothwendig, welche Vorkehrungen zu treffen, welche Arbeiten zu vollbringen, welche Schwierigkeiten zu überwinden, ja welche Gefahren zu bestehen! Der Kunstgießer muß vor Allem Künstler, er muß Metallurg, muß Chemiker seyn, muß die Macht und das Wirken des Feuers aufs Genaueste kennen und nachdem er künstlerisches

und technisches Wissen und Können nach allen Seiten hin verwendet, hängt das Gelingen seines Werkes erst noch von der Gunst ihm unbekannter Umstände, vom Augenblicke, vom Glücke ab.

Wie spielend dagegen bringt der Maler seine Schöpfungen auf der Leinwand mittelst seines kleinen Pinsels und eines Bischens Farbe hervor; wie leicht meißelt der Bildhauer seine Gestalt aus dem Marmor heraus, wie behaglich handhabt der Dichter den Kiel, wie scheinbar mühelos drückt der schaffende Musiker seine Melodien, Choräle und Opern in Punkten und Strichen aus!

Ich habe daher vor einem Künstler, der das Schöne in starrem und sprödem Erze darstellt, einen ganz eigenen Respekt und halte einen Meister dieser Kunst für einen der seltensten Menschen.

Es wird einem ganz eigen zu Muthe, wenn man vor diesen riesenhaften Schmelzöfen steht, gefüllt mit flüssigem Metall, das auf den Wink des Meisters wartet, um mit bedrohlicher Gluth aus seiner Feuerstätte hervorzuquellen und schmiegsam und willig die ihm vorgeschriebene Gestalt anzunehmen.

Ich konnte nicht umhin, den Künstler zu fragen, wie er im Augenblicke fühle, wo er im Begriffe stehe, den Befehl zum Oeffnen des Feuerschlundes zum Gießen eines großen Bildes zu geben.

Er bekannte, daß jedesmal ihm das Herz poche, das Gemüth bänglich zwischen Furcht und Hoffnung schwebe und Schillers Glocke die Stimmung dieses erwartungsvollen Augenblickes mit vollkommenster Wahrheit ausdrücke.

Nicht nur als Kunstanstalt ist die königliche Gießerei zu

München von großer Bedeutung, ſie iſt dieß auch als Geſchäft; denn aus allen Theilen der Welt erhält ſie Beſtellungen auf große Standbilder und es ſind namentlich die vereinigten Staaten, welche ihren ſtarken Bedarf an Denkmälern für ihre berühmten Männer aus ihr beziehen.

Es war auch wieder König Ludwig, der dieſe Anſtalt zu Dem machte, was ſie jetzt iſt, dadurch nemlich, daß er es verſtand, Männer wie einen Stiglmayer und Miller an die Stelle zu ſetzen, für welche ſie die Natur geſchaffen hatte; denn eben hierin beſteht das Weſen bedeutender Fürſten, daß es ihnen gegeben iſt, nicht nur Genie und Talent aufzufinden und an ſich zu feſſeln, ſondern auch denſelben den ihnen zuſtändigen Wirkungskreis anzuweiſen. Auf dem Gebiete der Kunſt wenigſtens iſt Ludwig in dieſer Beziehung ſicherlich höchſt glücklich geweſen.

## Die Neubauten Münchens.

Seines Reichthumes an Kunſtſchätzen wegen, als auch der vielen ſtattlichen Bauten halber, die ſich in ihm im Laufe der letzten Jahrzehnte erhoben haben, wird das neuere München jeweilen das deutſche Florenz genannt. Ich bin noch nicht ſo glücklich geweſen, den gerühmten Kunſtſitz Italiens zu ſehen, wenn aber das Vorbild dem Nachbilde gleicht, ſo muß Florenz wirklich ſchön ſeyn.

Die Ludwigsſtraße allein enthält ſo viele Prachtbauten, wie ſie manche Stadt, viel größer als München, nicht aufzuweiſen hat: ſie iſt in der That eine Straße von lauter Palläſten, einer ſchöner als der andere und ſo, daß jeder eine

Zierde der größten Hauptstadt seyn würde. Ich wenigstens habe noch keine solche ununterbrochene Doppelreihe prachtvoller Häuser gesehen, wie sie uns die Ludwigsstraße der Isarstadt darbietet. Da an geräumige öffentliche Plätze, von großartigen Gebäuden eingeschlossen, immer auch die Vorstellung von Menschengedränge sich knüpft, so erscheint allerdings die lange und breite Pallaststraße etwas öde und leer im Vergleich zu ähnlichen Oertlichkeiten der Hauptstädte von Frankreich und England und möchte man ihr daher mehr Füllung als belebende Staffage wünschen.

Was mir aber in baulicher Hinsicht in München am meisten gefallen, das sind einige Kirchen, unter den Auspicien des kunstsinnigen Ludwigs erbaut: die Basilika und der gothische Dom in der Au, die so sehr meine Lieblinge wurden, daß ich sie beinahe täglich besuchte. So oft mein Fuß auch den dem heiligen Bonifacius geweiheten Tempel betrat, immer wurde ich von seinem Innern auf eine eigenthümliche Weise ergriffen. Diese edlen Säulenreihen, aus lauter Monolithen gebildet, die reichen und frischen Wandgemälde von Heß, das einfache und doch so kunstreich geformte Gebälke unter dem mit goldglänzenden Sternen übersäeten reinblauen Himmel, wie sollte ein solches Doppelgebilde der Baukunst und der Malerei zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen, auf das Gemüth des Beschauers nicht den wohlthuendsten Eindruck hervorbringen!

Die Kirche in der Au jedoch gilt wohl mit Recht für die schönste der bairischen Hauptstadt und Ludwig, Ohlmüller und Ziebland haben sich in diesem Bau ein Denkmal gestiftet, das sicherlich ihre Namen auf eine späte Nachwelt bringen wird.

Die Pracht und Großartigkeit, welche die Kunst der heu-

tigen Glasmalerei im Innern dieſes gothiſchen Tempels entfaltet, muß Jeden in Erſtaunen ſetzen, der ſie zum erſtenmale beſchaut. Sie legen das augenfälligſte Zeugniß ab von der hohen Meiſterſchaft der Künſtler, welche Derartiges zu ſchaffen vermochten.

Es iſt ſchon viel geſprochen und geſtritten worden über den Bauſtyl, welcher am beſten für Kirchen ſich eigne. Ich gehöre zu denen, welche unbedingt dem Gothiſchen den Vorzug geben. Er iſt reich und mannigfaltig wie die Natur ſelbſt, ſeine Formen ſind ſinnbildlich und deuten auf tiefe Geheimniſſe hin, Licht und Dunkelheit miſchen ſich in den von ihm umſchloſſenen Räumen auf eine wunderbare Weiſe, die für ſich allein ſchon das Gemüth zur Andacht ſtimmt; denn wie in keinem anderen Tempel vergißt in einem gothiſchen Dome der Menſch ſein eigenes Selbſt, öffnet er ſich den Einflüſſen einer über alles Einzelne erhabenen Welt, wird er gewahr, daß ſein Weſen anderswo noch als in der Sinnlichkeit wurzelt, daß er auch dem Reiche des Geiſtes angehört.

Die Schöpfer des gothiſchen Styles kann ich mir daher nicht anders denken als fromm, als Menſchen, die tief empfanden, was das edelſte Bedürfniß unſerer Natur erheiſche.

Wenn ich der Aukirche noch etwas wünſchen möchte, ſo wäre es ein höheres Alter; denn Tempel haben für uns wohl auch deßhalb eine ſo eigenthümliche Bedeutung, weil ſie in der Regel durch Alter ehrwürdig geworden, uns in längſt vergangene Zeiten zurückverſetzen und in Erinnerung bringen, daß in ihnen eine lange Reihe dahingeſchiedener Geſchlechter ihr Gemüth erhoben und ihren Gott verehrt haben.

Die Beſichtigung von Palläſten und Schlöſſern hat für mich

etwas Unbehagliches, ja Widriges, so daß ich mich nur selten entschließe, ihre langweiligen Herrlichkeiten zu beschauen; aber die Residenz in München darf man mir nicht schelten. In ihren großen Räumen birgt sie des Schönen und Ungewöhnlichen so viel, daß es thöricht gewesen wäre, wenn ich sie unbesucht gelassen hätte. Leider konnte ich aber Zeitmangels halber nur den Theil des Schlosses besehen, der auf den Hofgarten stößt und nicht unverdient den Namen „Saalbau" führt, indem er eine lange Reihe der stattlichsten Gemächer einschließt, die meisten durch historische Malereien und plastische Arbeiten von den ersten Meistern unserer Zeit auf's schönste und reichste verziert.

Ludwig hat auch in dieser Schöpfung seinen guten Geschmack bewährt: eine gewisse Einfachheit und heitere Frische gehen durch alle die herrlichen Räume hindurch: nirgends gemein prahlende Pracht, überall tritt der entfaltete Reichthum in dem edlen Gewande der Kunst auf und daher kommt es gewiß auch, daß ein Gang durch den Saalbau den Beschauer in eine höchst vergnügliche Stimmung versetzt, anstatt Ueberdruß und Ermüdung zu verursachen.

Besonders schön ist mir der Thronsaal erschienen mit seinen zwölf stattlichen Erzgestalten, Meisterstücken modernen Metallgusses. Da es in der Natur des Königthumes liegt, jeweilen nach Außen mit festlichem Gepränge aufzutreten, so ist es ganz in der Ordnung, wenn dieß mit Geschmack geschieht; und eine Feierlichkeit der Krone im Thronsaale zu München begangen, dürfte ein Schauspiel seyn des Anblicks nicht unwerth.

Welcher Fremde ist in neuerer Zeit nach München gekommen und durch die in der Nähe der Glyptothek liegenden

Straßen gewandert, ohne rothbrauner Zinnen zu gewahren, bald da, bald dort in höchſt eigenthümlicher Geſtalt die benachbarten Häuſer und Bäume überragend, und weſſen Neugierde wäre durch dieſen ungewohnten Anblick nicht ſo ſtark gereizt worden, daß er nicht unverweilt die Baute ſelbſt aufgeſucht hätte, der ſo außerordentliche Theile angehören! Mir iſt es ſo ergangen: in einer ſolchen Straße wandelnd, ich weiß nicht wohin, blickte ich auf, es fielen mir beſagte Zinnen in's Auge, ſie brachten auf mich einen ſchwer zu beſchreibenden Eindruck hervor und nicht wiſſend, was ich geſehen, änderte ich augenblicklich die Richtung meiner Schritte. Nicht lange, ſo ſtand ich vor einem burgartigen Gebäude, dem ſeine braunrothe Färbung und gothiſche Formen ein ernſtes und ehrwürdiges Ausſehen verleihen. Es ſchien mir zu groß, um einem Privatmann anzugehören und beinahe zu klein, um der Sitz eines Königs zu ſeyn, und doch war es wieder ſo, daß es Niemand ſonſt gebaut haben konnte, als der kunſtſinnige Ludwig.

Ich hatte richtig vermuthet, ich befand mich vor dem Pallaſte, der den Familiennamen ſeines Erbauers trägt und dieſem nun zur Wohnſtätte dient. Daß ein Fürſt, der ſein Leben wie ſelten ein Anderer ſeines Volkes, der Förderung der Kunſt geweiht und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ſo Großes geſchaffen, den Reſt ſeiner Tage in einem Pallaſte verbringe, für unſern deutſchen Geſchmack viel zuſagender noch als die mauriſche prachtvolle Alhambra, wer ſollte dieß nicht angemeſſen finden!

Ohne Zweifel entſpricht das Innere des Gebäudes auch ſeiner äußern Geſtalt; leider war es mir aber nicht vergönnt,

über deſſen Schwelle zu ſchreiten; ich mußte mich begnügen, durch das verſchloſſene Gitter zu blicken und es meiner Einbildungskraft überlaſſen, das Ungeſehene ſich auszumalen.

Beim Schluſſe meiner laienhaften Gloſſen über die Bauten und Kunſtſchätze der bairiſchen Hauptſtadt fühle ich mich verſucht, die Rolle eines Propheten zu ſpielen und München über ſeine Zukunft zu weiſſagen.

Wenn es einmal dahin gekommen, und an Mühe, einen ſolchen Zeitpunkt möglichſt bald herbei zu führen, läßt man es ſicherlich nicht fehlen, daß unſer Welttheil in ein großes Fabrikland und einen rieſigen Handelsſtaat verwandelt iſt, durch und durch nach den Grundſätzen des rationellſten Utilitarismus geregelt, ſo mag dann ein ſolcher Zuſtand der Dinge Gegenſtand allgemeiner Lobpreiſung ſeyn, vielleicht ſelbſt ſeinen begeiſterten Dichter finden und die Menge mit ihren Vorſprechern den Anbruch eines tauſendjährigen Reiches allgemeinen Weltglückes ausrufen.

Und doch zweifle ich nicht, daß es in einem ſolchen Millenium noch Tauſende geben wird, welche ſelbſt durch die rieſenhafteſten Werkſtätten mit ihren zahlloſen Erzeugniſſen, durch die großartigſten und ſinnreichſten Vorrichtungen der Mechanik, Phyſik und Chemie und alles Deſſen, was dann ſonſt der Erfindungsgeiſt des Menſchen noch an techniſchen Wundern zu Stande gebracht haben mag, doch nicht völlig befriediget fühlen. Und in dieſem Falle werden diejenigen ſeyn, welche inmitten einer ſolch utilitariſchen Welt immer noch Bedürfniſſe empfinden, einzig und allein ſtillbar durch die Erzeugniſſe des Geiſtes und des Gemüths. Wo aber anders ſollten dieſe ge-

funden werden, als auf den vom Nützlichkeitsboden ſo weit abliegenden Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt!

Wie dem Wanderer der Wüſte beim unvermutheten Anblick einer grünen und friſchen Oaſe, ſo wird es einſt dem geiſtig-gemüthlichen Menſchen zu Muthe ſeyn, wenn es ihm jeweilen glückt, ſich aus der Proſa des rein nützlichen Lebens heraus und dahin zu flüchten, wo ſein Geiſt gepflegt wird, wo ſeinem Gemüth erquickende Nahrung geboten.

Je kommerzieller, je induſtrieller und national-ökonomiſcher die Welt ſich geſtaltet, um ſo bedeutungsvoller müſſen auch die Stätten werden, welche dem reinen Dienſte der Muſen geweiht bleiben.

München, mit ſeinen herrlichen, an koſtbaren Kunſtſchätzen ſo überreichen Tempeln, wie könnte ihm fehlen, daß es eine der erſten Pilgerſtätten würde; und wer nicht zu alt iſt, der mag es noch ſehen, wie aus allen Theilen der alten und neuen Welt jährlich Tauſende nach der Iſarſtadt ziehen, um dort im Anſchauen des Schönen ihre erſchlafften Gemüther zu erfriſchen und auf einige Zeit der Alltagswelt ſich zu entziehen.

Meine Weiſſagung geht deshalb auch dahin, daß München, bevor noch fünfzig Jahre vorüber, einer der beſuchteſten Kunſtwallfahrtsorte Europa's und ſomit der Welt ſeyn wird. Und eben hierin liegt die große Zukunft der bairiſchen Hauptſtadt und die hohe Bedeutung, welche ihr Ludwig durch ſeine Kunſtſchöpfungen gegeben.

## Wiſſenſchaftliches und Anderes.

Wie die Kunſt einen ihrer ſchönſten Sitze in München ſich aufgeſchlagen, ſo hat auch die Wiſſenſchaft dort eine bleibende Stätte gefunden und der Veranſtaltungen ſie zu pflegen, zu erweitern und zu verbreiten ſind Viele.

Es kann natürlich meine Abſicht nicht ſeyn, dieſen ſo reichen Gegenſtand auch nur mit einiger Einläßlichkeit zu behandeln; hiezu gehörte eine Sachkenntniß, die mir abgeht, ganz mit Stillſchweigen will ich jedoch nicht an ihm vorüber gehen.

Nach dem Beiſpiele der Hauptſtädte Großbritanniens, Frankreichs, Preußens, Oeſtreichs, Belgiens und Schwedens beſitzt auch die Metropole von Baiern eine Akademie, welche die Aufgabe hat, durch eigene Thätigkeit und Forſchung Wiſſenſchaft und Kunſt zu fördern.

Ich fühle mich faſt verſucht, hier einige allgemeine Betrachtungen über derartige Einrichtungen anzuſtellen und namentlich die ſchon oft aufgeworfene Frage zu erörtern, ob die kaiſerlichen und königlichen Akademien auch wirklich die Zwecke erreichen, derenhalber ſie errichtet worden, ob ſie jetzt noch eben ſo zeitgemäß ſeyen, als ſie es früher geweſen, und ob ſie die Koſten verlohnen, welche auf ſie verwendet werden.

Wir wollen indeſſen, obgleich wir unſere beſtimmte Meinung darüber haben und Dieß und Jenes zu bemerken hätten, nicht näher in dieſen Gegenſtand eintreten. Die Stimmen, welche in dieſer Frage entſcheiden, lauten jedenfalls zu Gunſten der in Rede ſtehenden Anſtalten und erklären ſie als ein wirkſames Mittel zur Förderung der Wiſſenſchaft und Kunſt, wo-

her es auch kommt, daß Mitglied einer Akademie zu seyn für nicht geringe Ehre und Auszeichnung gilt. —

Was die innere Einrichtung der Münchener Akademie betrifft, so ist mir dieselbe gänzlich unbekannt; ich wüßte daher auch nicht zu sagen, wie viele Mitglieder sie zählt, in welcher Weise sie thätig ist, welche Stellung sie zu den übrigen Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt und des Landes einnimmt u. s. w. Sicher ist, daß sie mehr als nur ein Mitglied besitzt, welches jede andere Akademie zieren würde und in ihrem Kreise sich Männer befinden, deren Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinausgeht.

Wie sich dieß von selbst versteht, hat die Akademie ihr eigenes Gebäude, in welchem sie ihre Sitzungen hält und ihre Sammlungen aufgestellt sind. Wenn König Ludwig den Dank der künstlerischen und kunstliebenden Welt dadurch reichlich verdient und geerndtet hat, daß er so viele kostbare Schätze der Plastik und Malerei in München zu vereinigen und dieselben zu wahrhaftem Gemeingut zu erheben wußte, wenn dieser ungewöhnliche Fürst seine Aufmerksamkeit vorzugsweise dem Schönen zuwendete, so hat er sich unstreitig doch auch Ansprüche auf die Anerkennung der Naturforscher erworben, und das werthvollste Geschenk, welches er der Akademie und somit der Wissenschaft gemacht hat, ist die eben so reiche als interessante paläontologische Sammlung des Grafen Münster aus Bayreuth, deren Ankauf, wenn ich anders recht berichtet bin, eine der letzten Regierungshandlungen Ludwigs war.

Ich halte diese Sammlung für eine der größten Merkwürdigkeiten der bairischen Hauptstadt, in hohem Grade würdig von Jedem gesehen zu werden, der Sinn für Naturalter-

thümer hat. Unter der belehrenden Führung eines alten Universitätsfreundes konnte ich in kurzer Zeit einen Ueberblick über die hier aufgehäuften paläontologischen Schätze und damit die Ueberzeugung gewinnen, daß Graf Münster ein außerordentliches Werk vollbracht und um die Wissenschaft ein unsäglich großes Verdienst sich erworben, daß er es zur Aufgabe seines Lebens stellte, Das, was über die ganze Welt zerstreut und in den Eingeweiden der Erde tief vergraben lag, zu vereinigen und der Betrachtung des Forschers zugänglich zu machen. Durch diese auf einen großen Gegenstand gerichtete Thätigkeit hat der edle Graf für die Erweiterung ächter Naturkenntniß mehr gethan, als Hunderte von Vielwissern und Bücherschreibern zusammen.

Er hat uns die Gedanken, welche die Natur vor unfürdenklicher Zeit gedacht und verwirklichet, durch seine wundervolle Sammlung zur unmittelbaren Anschauung gebracht und wir lernen daher im Laufe weniger Stunden inmitten dieser Denkmäler längst verschwundener Schöpfungen über den Entwicklungsgang, den das Erdleben genommen, über die Geschichte und Urschicksale unserer irdischen Wohnstätte mehr, als aus irgend einem papiernen Buche.

Wie uns der Anblick von menschlichen Denkmälern und Baureſten vergangener Jahrtausende zurückversetzt in die Zeiten, wo sie entstanden und zertrümmert wurden, so führt uns die Betrachtung organischer Wesen und deren Bruchstücke, welche aus frühern Schöpfungen uns erhalten worden, mitten in diese selbst hinein und in die furchtbaren Katastrophen, durch welche ganze Welten zu Grunde gingen.

Für den wissenschaftlichen Geist hat das Werdende einen

größeren Reiz als das Gewordene; es fesseln die Zustände der Bewegung und Veränderung der Dinge seine Aufmerksamkeit in einem viel höheren Maße, als diejenigen der Ruhe und des festen Bestandes. Ist doch der Geist selbst nichts Anderes, als ein ewiges sich Selbstgebären, eine stetige Aufeinanderfolge von Schöpfungen, ein fortwährendes Enthüllen Dessen, was in den Tiefen des Lebens verborgen ist.

Deshalb nimmt auch der Mensch ein so lebhaftes Interesse nicht nur an der Geschichte seines eigenen Geschlechtes; es treibt ihn unwiderstehlich eine Kenntniß zu gewinnen von Allem, was sich im Weltganzen zugetragen und wie dasselbe geworden. Daher die vielen Versuche alter und neuer Zeit, eine Weltgeschichte gleichsam zu errathen: Die Kosmogenien.

Die neuere Wissenschaft, indem sie mit rastlosem Eifer und unermüdlicher Ausdauer auf allen zugänglichen Punkten der Erde die Trümmer vernichteter Schöpfungen hervorsucht und überall die Hieroglyphen zu entziffern trachtet, in welchen die uralten Ereignisse unseres Planeten aufgezeichnet worden, hat bereits ein reiches historisches Material zusammengehäuft und ist es ihr gelungen, Vieles herauszulesen von Dem, was vor uranfänglichen Zeiten auf der Erde sich zugetragen und die Hauptabschnitte ihrer Geschichte zu bestimmen.

Gewiß scheint zu seyn, daß die Mineralwelt die ursprüngliche war und wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß dieselbe seit ihrem Bestande eine Reihe großer und gewaltiger Umgestaltungen erlitten hat und auch sie dem Gesetze einer ewigen Wandelung unterworfen ist, so tritt Wechsel und Veränderung doch in ungleich höherem Grade auf dem Gebiete des organischen Lebens auf, wo die Natur so zu sagen viel geschichtlicher

als irgendwo ſonſt iſt, mehr eine fortſchreitende als eine in ſich ſelbſt zurückkehrende Bewegung zeigt.

Indem wir durch die paläontologiſchen Säle der Münchner Akademie wandern, gehen an uns die Hauptabſchnitte der Geſchichte der Thier- und Pflanzenwelt vorüber und überzeugen wir uns durch die augenfälligſten Beweiſe von der großen Wahrheit, daß Schöpfung und Entwickelung weſentlich das Gleiche ſey, daß auf unſerer Erde erſt das Unvollkommenere und Niederere erſchien und der Fortſchritt zum Vollkommenem und Höhern ſtufenweiſe erfolgte.

Es iſt ein alter Gedanke, daß die ſogenannten Verſteinerungen als Tentamina des ſchaffenden Geiſtes der Erde zu betrachten ſeien und es liegt gewiß in dieſer Vorſtellung etwas ſehr Wahres; denn man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß die tauſend und tauſend Thiergeſtalten, welche wir aus dem Schooße der Erde hervorgraben, auf den Menſchen hinzielen, daß es Verſuche waren, das Edelſte und Vortrefflichſte hervorzubringen, deſſen die Erde fähig iſt.

Wie mit vollem Rechte die noch lebende Thierwelt als der auseinander gelegte Menſch bezeichnet worden iſt, ſo dürfen wir wohl die gleiche Anſicht hegen von den vielen organiſchen Schöpfungen, die dem Daſeyn unſeres Geſchlechtes vorangegangen.

Iſt der Menſch auch nicht der Mittelpunkt des Weltalls, ſo darf er doch als das Höchſte der Erde angeſehen werden. Wenn aber durch ungemeſſene und unvorſtellbar große Zeiträume hindurch die Natur die ungeheuerſten Anſtrengungen machte, wenn die gewaltigſten Kräfte zur Thätigkeit gerufen, zahlloſe Weſen geſchaffen und wieder vernichtet, ganze Welten

gebaut und wieder in Trümmer geschlagen werden mußten, damit endlich auf diesem Erdenrunde der Mensch erscheine, so kann es nicht anders seyn, als daß ein solches Geschöpf von der allerhöchsten Bedeutung sey und eine Bestimmung der außerordentlichsten Art erhalten habe.

Ist die Erde selbst sicherlich nur ein winziges Pünktlein im Weltganzen, so vermindert diese Kleinheit die Bedeutung ihres edelsten Bewohners um Nichts; denn die wahre Größe und der Werth der Dinge besteht nicht in ihrer räumlichen und zeitlichen Ausdehnung, sondern in ihrem innern Wesen, in der Art ihrer Thätigkeit, in dem Maß von Geist und Leben, das sich in ihnen offenbart.

Und mit diesem Maßstab den Menschen gemessen erscheint er trotz seiner äußern Kleinheit und der kurzen Dauer seines irdischen Daseyns als das Größte, was es im Reiche der uns bekannten Wesen gibt.

Schon das Bewußtseyn einem alten und erlauchten Stamme anzugehören ist ein mächtiger Sporn zu edlen Thaten und geeignet hohe Gesinnungen zu pflegen. Aber was sind hundert Ahnen, sollten sie auch alle gefürstete seyn, gegen die Abstammung und den uralten Adel der Menschheit, die von sich sagen darf, daß sie einer langen Reihe von Weltschöpfungen entsprossen, oder um biblisch zu reden, göttlichen Geschlechtes sei.

Wie muß nun erst der Mensch denken, fühlen und handeln, der sich dieses seines so hohen Ursprunges, einer so erlauchten Herkunft klar bewußt ist! Er kann nicht anders, er muß durch und durch ein Edelmann seyn: Allem wahrhaft Hohen zugethan, jeder Gemeinheit abhold.

Doch der Betrachtungen nun genug über die Münsterſche

Sammlung, wie viele andere ſich auch noch daran knüpfen ließen.

Vermag auch der Menſch ſchon mit Hülfe ſeiner Sinne allein unendlich viele Erſcheinungen wahrzunehmen und damit einen reichen Schatz von Naturkenntniſſen ſich zu erwerben, ſo würde ihm dennoch ein großer Theil deſſen verborgen geblieben ſeyn, was jetzt Gegenſtand klaren Wiſſens geworden, hätte er nicht Mittel und Wege gefunden ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, ſeine Sinne zu ſchärfen und die Natur durch künſtliche Mittel ſo zu ſagen zu zwingen, ihre geheimſten Handlungen öffentlich und vor aller Welt Augen zu verrichten.

Das, was man phyſikaliſches Kabinet nennt, iſt ein Sammelplatz ſolcher künſtlichen zur Naturforſchung beſtimmten Werkzeuge und auch die Münchner Akademie beſitzt ein ſolches von der allerreichſten Art. Es zeichnet ſich daſſelbe aber namentlich durch viele optiſchen Inſtrumente aus, welche zum Theil von einem der größten Kenner des Lichtes, von dem unübertrefflichen Frauenhofer herrühren, aus deſſen Händen nichts Unvollendetes hervorgieng.

Dieſer außerordentliche Mann verfertigte bekanntlich das beſte Glas, was je gemacht worden und ſchuf daraus optiſche Werkzeuge, welche durch Vortrefflichkeit Alles übertrafen, was je die beſten Werkſtätten Englands Ausgezeichnetes geliefert. Frauenhofer war eine jener genialen Spezialitäten, durch welche allein die Wiſſenſchaft wahrhaft erweitert, die Summe menſchlichen Wiſſens wirklich vergrößert wird. Da die Optik in ſo naher Beziehung zu dem edelſten Sinne ſteht, den der Menſch erhalten und durch welchen uns der Reichthum der Natur mehr als durch irgend einen anderen aufgeſchloſſen wird,

so begreift sich auch leicht die Wichtigkeit, welche jede bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse vom Lichte für die gesammte Naturwissenschaft haben muß.

Dadurch, daß Frauenhofer in der Glasbereitung eine vor ihm nie gekannte Vollkommenheit erreichte und damit der Optik ein so kostbares Material in die Hand gab, daß er, mit den Gesetzen der Wirksamkeit des Lichtes auf das Innigste vertraut, eine so große Meisterschaft in der Verfertigung optischer Werkzeuge erlangte, hat er sich zunächst um die beobachtende Astronomie ein unsterbliches Verdienst erworben, überhaupt aber dazu beigetragen die Grenzen des Wissens von der Natur des Großen und Kleinen außerordentlich zu erweitern.

Auch Frauenhofer war ein Mitglied der Münchner Akademie und sicherlich eines der Erlauchtesten, das sie je besessen, und die Werke seines wissenschaftlich schöpferischen Geistes, denen wir in den Sälen dieses gelehrten Körpers begegnen, werden das Andenken des großen Mannes auf eine seinem Genie angemessenere Weise der Nachwelt überliefern, als dieß in Erz gegossene oder in Marmor gehauene Denkmäler zu thun vermöchten, obwohl er auch diese Auszeichnung in hohem Grade verdiente.

In einer Hinsicht können überhaupt Sammlungen physikalischer Werkzeuge als eine Art von Geschichtsschreibung angesehen werden, die uns die Großthaten der Wissenschaft auf die anschaulichste Weise erzählt und ihre Heroen uns unmittelbar vor Augen stellt. In dem Fernrohr, dem Vergrößerungsglas, dem Prisma, dem Pendel, dem Barometer, der Luftpumpe, der Electrisirmaschine, der volta'schen Säule, den electro-magnetischen und magneto-electrischen Apparaten treten uns die

Hauptleistungen Gallilei's, Torricelli's, Newton's, Otto's von Guerike, Franklin's, Volta's, Oerstedt's, Ampere's, Faraday's u. a. m. gleichsam verkörpert entgegen und wird unserem Blicke die ganze Reihe glänzender Entdeckungen vorgeführt, welche die letzten Jahrhunderte verherrlichet haben.

Kaum dürfte es ein zweites physikalisches Kabinet geben, welches uns die Wichtigkeit des Glases so augenscheinlich darlegte, wie dasjenige der Münchner Akademie und deshalb kann ich auch nicht umhin, über dieses bedeutungsvolle Kunsterzeugniß noch eine Bemerkung zu machen.

Gewisse Materien spielen in der Geschichte der Menschheit eine so hervorragende Rolle und haben auf die Bildung derselben einen so tief eingreifenden Einfluß ausgeübt, daß man behaupten darf, ohne sie wäre es unserem Geschlechte gar nicht möglich gewesen, denjenigen Grad von Gesittung und Wissen zu erlangen, auf dem es heutigen Tages steht.

In dieser Beziehung müssen das Eisen und das Glas des ganzen Inbegriffes ihrer Eigenschaften halber als wahrhaft providentielle Substanzen bezeichnet werden; denn es springt in die Augen, daß der Mensch durch den vielfachen Gebrauch, welchen er von diesen Körpern macht, seine Macht und sein Wissen außerordentlich vermehrt hat.

Man schreibt jetzt so viel Culturgeschichtliches; eine mit Geist, Kunst und Sachkenntniß abgefaßte Monographie des Glases, die uns den Einfluß schilderte, welchen diese wunderbare Materie auf die Fortschritte unserer Gesittung und menschlichen Wissens ausgeübt hat, würde ein Buch von tiefer Belehrung für Tausende seyn. Derartige Werke gehören leider zu den größten Seltenheiten und es muß daher immer für ein

eben ſo großes Glück als für unſchätzbaren Gewinn angeſehen werden, wenn einmal ein wirklich dazu Berufener Hand an eine ſolche Arbeit legt. Auf Buchhändler-Beſtellungen hin kommen ſie nie zu Stande; der Geiſt, der allein Treffliches hervorzubringen und ſelbſt das Todte zu beleben vermag, mehrt und ſchafft wo und wie er will und iſt äußern Beſtimmungsgründen nie unterthan.

Die Akademie beſitzt auch eine reiche zoologiſche Sammlung, von welcher die durch die berühmten Reiſenden Herren von Spix und Martius in Südamerika geſammelten Schätze einen nicht unbedeutenden Theil ausmachen und die verdient, von jedem Freunde der Naturgeſchichte beſucht zu werden.

Das was uns derartige Sammlungen darbieten, iſt allerdings nur ein kleines Bruchſtück und eine höchſt mangelhafte Leiche der Thiere ſelbſt; denn wir ſehen in der Regel nur die äußere Hülle derſelben und dieſe oft noch lückenhaft und verzerrt genug. Von dem, was beim Thier die Hauptſache iſt: von ſeinem Leben können uns dieſe ſtarren Mumien keine Vorſtellung geben und deßhalb gewähren große Menagerien ein ganz anderes Intereſſe, als die Sammlungen noch ſo gut ausgeſtopfter Thierbälge es zu thun vermögen.

Da aber aus leicht erſichtlichen Gründen das Halten vieler lebender namentlich größerer Thiere eine äußerſt koſtſpielige Sache iſt, ſo kann das großartige Beiſpiel, welches uns eine Privatgeſellſchaft in der Begründung der Londoner zoologiſchen Gärten gegeben, nicht einmal von Kaiſern und Königen, geſchweige von Akademien und Univerſitäten nachgeahmt werden und müſſen dieſe in der Regel nicht an Geldüberfluß leidenden

Anſtalten mit lebloſen Thierhüllen ſich begnügen, von dem Grundſatze ausgehend, daß Etwas beſſer iſt als gar Nichts.

Schon in den äußern Geſtalten, welche die Natur den Thieren und Pflanzen gegeben, hat ſie einen großen Reichthum ihrer Gedanken entfaltet und dadurch allein ſchon es dem Naturforſcher möglich gemacht, das unzählige Heer belebter Weſen in Gruppen zu ſondern und in Reih' und Glied zu ſtellen. Ueberblicken wir auch nur oberflächlich eine zoologiſche Sammlung, ſo können wir nicht umhin, in der Fülle der uns entgegentretenden Formen beſtimmte Grundtypen zu erkennen, welche der Natur ſo zu ſagen als Themata dienen, über welche ſie, wie der einbildungs- und geiſtreiche Komponiſt über einen muſikaliſchen Gedanken, die mannigfaltigſten Variationen abſpielt.

Die Grundgedanken, welche die Natur in der Thier- wie in der Pflanzenwelt ausgeſprochen hat, ſind das, was der Zoolog und der Botaniker Klaſſen nennen, obwohl auch dieſen ſelbſt wieder ein noch allgemeineres Urbild zu Grunde liegt. Die Ordnungen, Gattungen, Sippen u. ſ. w. ſind nur mehr oder weniger ſtarke Schattirungen jener Grundideen.

Eine der wichtigſten Aufgaben, welche die Naturgeſchichte im Allgemeinen und die Zoologie insbeſondere zu löſen hat, beſteht eben darin, dieſe Urgedanken der Natur aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Einzelweſen herauszuleſen, das heißt das Allgemeine im Beſondern zu finden. Eine Naturgeſchichte, die ſich von andern Rückſichten leiten läßt, hört auf Wiſſenſchaft zu ſeyn, wird Inbegriff von Einzelkenntniſſen oder ſinkt gar zur Liebhaberei herab.

Der ächt wiſſenſchaftliche Geiſt, d. h. der Sinn für das Große und Ganze ſchließt das Intereſſe am Einzelnen nicht

nur nicht aus, sondern erhöht nur dasselbe; ja man darf sagen, daß nur derjenige, dessen Blick auf das Allgemeine gerichtet, es vermag, das Einzelne ganz zu würdigen, und sicher ist, daß es für den wahren Naturforscher kein höheres Vergnügen gibt, als das Allgemeinste im Besondersten zu entdecken.

Was die Natur mit jedem Thier und jeder Pflanze sagen, welche Zwecke sie damit erreichen will, ist uns freilich dermalen noch nichts weniger als genau bekannt, trotz Allem, was uns altkluge englische und andere Teleologen darüber zu sagen beliebt haben.

Bei der Betrachtung der Thierformen kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Natur in ihrer unerschöpflichen Schöpferkraft und Schöpferlust und als die vollendetste und geistreichste Künstlerin es darauf abgesehen habe, nicht nur das Schöne in den mannigfaltigsten Gestalten räumlich darzustellen, sondern auch Bilder des Komischen, Drolligen, Spaßhaften, Humoristischen, des Gemeinen, ja des Häßlichen und der Karrikatur hervorzubringen. — Ich will es nicht verhehlen, daß ich beim Anblick mancher Seefische und sonstiger Meeresgebilde oft unwillkührlich lachen muß, gerade so wie über drollige Einfälle eines Menschen.

Und betrachtet man erst die reiche Sammlung menschlicher Zerrbilder, welche die Natur uns in der Affenwelt darstellt, wer könnte noch zweifeln, daß unsere Urmutter ihre Lust und Freude daran findet alle möglichen Ideen zu verwirklichen, welche ihre überschwengliche Einbildungskraft zu erzeugen vermag.

Wenn die Natur den unsäglichen Reichthum ihrer künstlerischen Gedanken in den Gestalten der Thiere zur Schau gestellt hat und letztere schon aus diesem Grunde ein so hohes

Intereſſe gewähren, ſo wollte ſie noch Größeres und Höheres erzielen und die Thierwelt zur hauptſächlichſten Offenbarungsſtätte ihrer tiefſten Geheimniſſe, zur Trägerin des bewußten Lebens machen; ſie wollte im Einzelnen und in der Begrenzung erſcheinen, was ſie im Ganzen und Schrankenloſen iſt, ſie wollte die Großwelt in der Kleinwelt darſtellen, ein Bild ſich ſchaffen, das ihr gleich ſey, ſie wollte Menſch werden. Zu dieſem großen Endziel brachte ſie ihn erſt gleichſam im Bruchſtück und in der Skizze hervor, ſie legte ihn ſeinen Theilen nach in der Thierwelt auseinander und zwar nicht nur leiblich, ſondern auch geiſtig.

Verſtändiges Leben läßt ſich überall in der Thierwelt gewahren, vom dunkeln Gefühl im Inſekte an bis herauf zur vollkommenſten Klarheit des Bewußtſeyns im Menſchen und es verräth, glaube ich, eine große Beſchränktheit des Sinnes, wenn man behauptet, daß der Beſitz der Intelligenz ein ausſchließliches Vorrecht des Menſchen ſey.

Eine Unſumme von Handlungen und Thätigkeiten, die wir an Thieren wahrnehmen, ſind ſo, daß ſie für den Zweck, den ſie erreichen ſollen, wie auf das Feinſte berechnet uns erſcheinen müſſen und wir uns gar nicht vorſtellen können, daß ſelbſt der denkende Menſch ſie beſſer zu erreichen vermöchte.

Man ſpricht freilich viel vom Inſtinkt und wendet dieſes leere Wort tauſendfältig an zur Erklärung der verſtändigſten Thierthaten. Der Bienenſtaat mit ſeinen bewunderungswürdigen Einrichtungen iſt eine Schöpfung des Inſtinktes; ein Wandervogel, der zum erſten Male in ſeine Heimath zurückkehrt und Tauſende von Meilen über Länder und Meere hinzufliegen hat, um ſein altes Neſt zu erreichen, er findet dieß

ohne Compaß, ohne Kenntniß von Höhe und Breite auf dem kürzeſten Wege, und zu einem ſo vollendeten Luftſchiffer macht ihn wieder einzig und allein ſein Inſtinkt, d. h. ein Etwas, von dem man Mühe hat, ſich auch nur die allerdunkelſte Vorſtellung zu bilden. Und ſolcher Fälle gibt es noch Tauſende mehr.

Von höher ſtehenden Thieren, vom Elephanten, vom Hund, vom Pferd, vom Fuchs, von der Katze u. ſ. w., die an Verſtand, Scharfſinn, Schlauheit u. ſ. w. nicht ſelten den Menſchen übertreffen, wollen wir gar nicht reden; denn wer dieſen Geſchöpfen Intelligenz abzuſprechen wagt, hat ſicherlich dieſelben nie mit unbefangenem Blicke betrachtet. Man irrt daher gewiß nicht in der Annahme, daß durch die ganze Thierwelt hindurch eine Fülle von Verſtand ſich offenbare.

Wer kennt nicht die große Verſchiedenheit unter den Menſchen mit Bezug auf das Maß ihrer Begabung. Trotz aller Mühe und Anſtrengung bringt es der beſchränkte Kopf und die geborene ungeſchickte Hand zu Nichts, während der Begabtere mit Leichtigkeit zur Auszeichnung ſich hinaufſchwingt. Auch unter den verſchiedenen Einzelthieren derſelben Gattung hat die Natur ihre werthvolleren Gaben ungleich vertheilt, das Eine ſichtlich bevorzugt, das Andere ſtiefmütterlicher bedacht und es gibt daher eben ſo gut thieriſche wie menſchliche Genies. Aber auch jene wie dieſe bilden die Ausnahme von der Regel aus Gründen, die uns gerade ſo verborgen ſind, wie die Urſachen der angeborenen Verſchiedenheit menſchlicher Befähigung.

Man höre die Waldmänner, wie ſie manchmal einen Hund rühmen als einen Meiſter im Jagen; welche raſche Fortſchritte der Eine in ſeiner nimrodiſchen Erziehung mache und

wie dumm und ungelehrig trotz aller Prügel der Andere bleibe. Und was wissen uns nicht die Pferdeerzieher von den verschiedenen Tugenden ihrer Zöglinge zu erzählen, wie die Einen so schnell die zierlichsten und kunstgerechtesten Bewegungen auszuführen erlernten und Andere mit aller Mühe zu keinem erträglichen Trott oder Galopp zu bringen wären.

Aber nicht blos Intelligenz tritt uns in der Thierwelt entgegen, selbst das noch höhere sittliche Gefühl, eine Art von Gewissen ist ihr nicht ganz fremd, wenigstens auf ihren höhern Entwicklungsstufen. Wenn der Hund etwas gethan, was er nicht gesollt, etwa gestohlen und es merkt, daß sein Herr darum wisse, wie deutlich verräth das Thier in Blick und Bewegung, daß es einer Schuld sich bewußt sey, weshalb auch, obwohl mit Geheul, doch ohne Knurren der Sünder seine verdiente Prügelstrafe empfängt.

Auch seine mannigfaltigen Tugenden und Laster, Vorzüge und Fehler findet der Mensch in der Thierwelt abgespiegelt: die Großmuth, die Aufopferung, die Liebe, die Anhänglichkeit, die Geduld, den Gehorsam, die Gutmüthigkeit, den Stolz, den Fleiß, die Schaamhaftigkeit, wie die Grausamkeit, Rachsucht, Habgier, Selbstsucht, den Haß, Neid, Mißgunst, Falschheit, den Zorn, die Bosheit, den Eigensinn, die List, Verschlagenheit, die Faulheit und Niederträchtigkeit, die unfläthige Schaamlosigkeit und was das reiche Verzeichniß menschlicher Tugenden und Fehler noch weiteres ausweisen mag.

Und wie durch Erziehung und Umgang die Natur des Menschen sich veredelt oder verschlechtert, so auch die des höher stehenden Thieres. Ein Hund an Ordnung und gutes Betragen gewöhnt, wie anders ist er, als der Gassenläufer fort-

während mit dem gemeinſten Geſindel ſeines Geſchlechtes oder mit rohen menſchlichen Geſellen im Verkehr. Ein mißhandelter Karrengaul, wie anders als das Pferd des Arabers, welches als Glied der Familie angeſehen und behandelt wird!

Wenn nun auch die Kenntniß des materiellen Theiles der Thierwelt als die Grundlage der Zoologie betrachtet werden muß, ſo macht ſie doch bei Weitem noch nicht das Ganze dieſer Wiſſenſchaft aus; ſie bildet nach meiner Anſicht ſogar nur den untergeordnetern Beſtandtheil derſelben, indem ſie ſich mehr mit dem Mittel als dem Zweck, mehr mit der Bedingung einer Erſcheinung, als mit dieſer ſelbſt ſich beſchäftiget.

In jedem Thier will die Natur einen Sitz für eine mehr oder minder ſich klar bewußte Intelligenz, ein Werkzeug ſich ſchaffen, durch welches ſie ein kleineres oder größeres Maß ihres Geiſtes offenbare. Würde ich das Thierreich zum beſondern Gegenſtand meines Forſchens machen, ſo richtete ich daher auch meine Aufmerkſamkeit mehr auf die in ihm ſtattfindenden Aeußerungen des Lebens, als auf die Thierleiber, deren äußere Geſtalten und innern Bau; würde für mich Nichts einen ſo großen Reiz haben, als das Aufſuchen ſelbſt der ſchwächſten Regungen eines intelligenten Geiſtes.

Die Beſchaffenheit der Flügeldecken eines Käfers, die Zahl der darauf geſetzten Punkte, die Form ſeiner Freßwerkzeuge, die Eigenthümlichkeit ſeiner Füße und was ſonſt noch auf die Geſtalt des Thieres, ſeine Organiſation, Farbe und dergleichen ſich beziehen mag, auch die Stelle genau zu beſtimmen, welche es im Syſteme einnimmt, iſt intereſſant und verdienſtlich genug; aber den eigentlichen Zweck des künſtlichen Thierbaues zu erforſchen, deſſen wunderbare Verrichtungen kennen zu lernen,

die Art, wie das kleine Wesen die ihm gestellten Aufgaben löst zu entdecken, seine Sitten und Lebensweise zu beobachten, den Ideenkreis, in dem es sich bewegt auszumessen, ich möchte sagen, ein Stück Mensch in ihm aufzufinden, sind sicherlich Gegenstände und Ziele viel höherer Art.

Leider befindet sich dieser Theil der Thierkunde noch in seiner Kindheit und denken nur Wenige daran, ein so wichtiges Gebiet der Natur unter diesen Gesichtspunkten aufzufassen und zu erforschen, was sich freilich unschwer begreift, weil es unendlich leichter ist äußere Gestalten und Körperliches wahrzunehmen, als den Gedanken und den Geist zu erkennen.

Was nicht wenig dazu beigetragen, uns die psychologische Seite der Thierwelt so lange und so dicht zu verhüllen, ist die uralte Meinung, daß der Mensch allein mit Verstand und Geist begabt und zwischen ihm und ihr eine unübersteigliche Kluft befestigt sey. Wohl sagt man, es gebe in den Thieren Etwas, dem Geist und Verstande ähnlich, aber nicht diese selbst.

Ist man einmal von diesem Irrthum befreit, und die Zeit, wo dieß geschieht, wird trotz aller noch bestehenden Vorurtheile nicht ausbleiben, und hat man die Einsicht gewonnen, daß nicht nur in physischer, sondern auch intellectueller und moralischer Hinsicht die Thierwelt ein auseinander gelegter Mensch sey, so wird den seelischen Erscheinungen dieses Naturgebietes auch diejenige Aufmerksamkeit geschenkt werden, welche sie schon längst verdient hätten, wird eben so gut eine vergleichende Psychologie entstehen, als wir nach und nach eine vergleichende Anatomie geschaffen haben.

Und eine solche Wissenschaft wird dann gewiß nicht verfehlen, auf die noch so vielen dunkeln Seiten des menschlichen

Geistes Licht zu werfen, wie die genauere Erforschung der Thierkörper unsere Kenntniß über den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Leibes so wesentlich erweitert und vervollkommnet hat.

Eine solche in die hohe Bedeutung der belebten Welt gewonnene und allgemein gewordene Einsicht wird dann auch sicherlich der Thierquälerei wirksamer begegnen, als alle die Vereine und Preisschriften dieß zu thun vermochten, welche dieser schändlichen Grausamkeit des Menschen gegen seine Mitgeschöpfe, in einer Beziehung gegen sein eigen Fleisch und Blut, entgegen getreten sind.

## Die Universität und Sonstiges.

München besitzt, wie wohl bekannt, seit mehr als einem Vierteljahrhundert eine Universität, welche zu den größten Deutschlands zählt und dem König Ludwig ihre Entstehung verdankt.

Leider war es mir nicht vergönnt die verschiedenen Anstalten, aus welchen sich diese hohe Schule zusammensetzt, irgendwie genauer kennen zu lernen; denn wie Alles in München mußte ich auch sie mir nur im Fluge ansehen, weßhalb mir durchaus kein Urtheil über diesen jüngsten der deutschen Musensitze zusteht.

Das ihm zugehörige Hauptgebäude hat in der That das Aussehen eines großartigen Pallastes und ist die wissenschaftliche Thätigkeit, die im Innern desselben herrscht, auch nur einigermaßen der äußern Stattlichkeit entsprechend, so muß daselbst Großes geschehen, Bedeutendes geleistet werden. Da dieser Bau an dem einen Ende einer doch schon ziemlich großen

Stadt gelegen ist, so dürfte für die Studirenden, welche wahrscheinlich der Mehrzahl nach nicht in dem glänzendsten Quartiere Münchens wohnen werden, der Besuch der dort gehaltenen Vorlesungen mit viel Zeitaufwand verbunden seyn, falls sie auch noch anderwärts Collegien zu hören hätten. Wenn nun auch nicht in Abrede zu stellen, daß das Universitätsgebäude eine architectonische Zierde der prachtvollen Ludwigsstraße ist, so scheint es doch, als ob die Rücksicht auf die Verschönerung dieser Pallaststraße mehr noch als diejenige auf Zweckmäßigkeit zur Wahl der Baustätte und zur Einrichtung des Ganzen beigetragen habe. Hat der königliche Bauherr jedoch, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, auf seine eigenen Kosten der Wissenschaft diesen Tempel erhoben, so konnte die Universität ein so schönes Geschenk wohl annehmen, wenn es auch nicht allen ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechen sollte.

Unter den Auspicien des jetzigen Königs sind in der neuesten Zeit nicht geringe Anstrengungen gemacht worden die Maximilian-Ludwigs-Universität zu einem der ersten wissenschaftlichen Brennpunkte Deutschlands zu erheben, und einer sichtlichen Vorliebe hiebei hat sich die Naturwissenschaft zu erfreuen. Zu diesem Behufe hat man getrachtet die ausgezeichnetsten Männer nach München zu ziehen und es ist bekannt, daß zur Erreichung eines so löblichen Zweckes große Geldopfer nicht gescheut worden sind. Bei diesem guten Willen ist im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, daß von den gebotenen Mitteln der rechte Gebrauch gemacht werde.

Wenn es König Max und seinen Rathgebern gelingt, München in ähnlicher Weise zur Heimath von Männern zu machen, die in der Wissenschaft maßgebend sind, wie es Karl

August einst glückte die ausgezeichnetsten Geister seiner Nation um sich zu versammeln und Weimar zum deutschen Parnaß zu erheben, so wird auch er auf seine Zeit einen tief eingreifenden Einfluß ausüben und dessen Regierung in der Wissenschaft gerade so Epoche machen, wie die seines Vaters in der Kunst und des sächsischen Fürsten in der Literatur. — Aeußere Vortheile, glänzende Stellungen und hohe Gehalte locken zwar Viele und läßt sich mit derartigen Mitteln Manches erreichen; den Edelsten und Fähigsten aber, genialen Naturen muß man als Hauptsache noch Anderes bieten, vor Allem einen Boden, auf dem ihr schöpferischer Geist frei walten und seinen Eingebungen ungehemmt folgen kann, eine Atmosphäre voll Lebensluft, die Alles erfrischt und mit Behagen erfüllt, was in ihr athmet.

Eine einzige große Persönlichkeit vermag außerordentlich viel und hat ein mächtiger Fürst das Glück diesen Vorzug zu besitzen, so vermag er durch seine bloße Gegenwart schon Wunder zu thun; denn ihm wohnt die Zauberkraft inne die hervorragendsten Männer an sich zu fesseln und eben dadurch weit gehende Zwecke zu fördern.

München ist wohl die Stadt in Europa, welche die meisten gelehrten Chemiker hat; denn irre ich nicht, so leben dort nicht weniger als sieben Professoren, welche ihre Wissenschaft lehren und ihre eigenen Laboratorien besitzen.

Dieser ungewöhnliche Umstand erklärt sich zum Theil aus den vielen in der Hauptstadt vorhandenen Anstalten, welche unter einander in keinem oder doch nur lockerem Verbande stehen, wie z. B. die Akademie, die Universität und die polytechnische Schule.

Der Reichthum Münchens an chemischen Lehrstühlen dürfte

aber noch einen andern als den bezeichneten Grund haben und dieser vielleicht darin zu suchen seyn, daß die Naturwissenschaften namentlich aber die Chemie ihrer vielfachen Beziehungen zum Leben halber sich der Gunst des Königs und seiner Räthe insbesondere zu erfreuen haben.

Die Berufung des berühmtesten Chemikers unserer Tage nach der bairischen Hauptstadt zusammen genommen mit der Freigebigkeit, welche die Regierung zum Behufe des Ausbaues eines großen Laboratoriums an den Tag gelegt hat, läßt wohl keine andere Erklärung zu.

An diese chemische Werkstätte, die zur Zeit meines Besuches eben im Aufbau begriffen war, schließt sich das Wohnhaus des berühmten Scheidekünstlers an, welches so beschaffen ist, wie es sich dem Ansehen seines jetzigen Bewohners geziemt.

Wenn Feldherren, die blutige Schlachten geschlagen, wenn Staatsmänner, welche um ihr Land sich große Verdienste erworben, wenn Hofleute, die die Gunst ihrer Fürsten gefunden, wenn Kaufleute und Fabrikanten, welche durch Thätigkeit, Einsicht und Glück sich hervorgethan, wenn Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Augen und Ohren der Städter zu ergötzen verstanden sich Millionen erworben haben, in Palästen und auf Landgütern wohnen, in Karossen fahren, die höchsten Stellungen in der Gesellschaft einnehmen und die beneidenswerthesten Vorrechte genießen, so finde ich es ganz in der Ordnung, wenn auch einmal einem hervorragenden Manne der Wissenschaft ein ähnliches Loos fällt; denn die Zahl derer, welche selbst bei den größten Leistungen auf dem Gebiete des Wissens ein höchst bescheidenes, ja ärmliches Leben führen mußten, ist groß genug, wie hievon leicht viele Beispiele ver-

storbener und noch lebender Forscher sich anführen ließen. — Daß die Chemie in unseren Tagen sich einer so großen Gunst der Laienwelt erfreut, begreift sich leicht; denn in einer Beziehung läßt sich behaupten, daß sie die schöpferischste aller Wissenschaften sey, tausend Dinge erzeugend, welche die Natur, sich selbst überlassen, nie hervorbringen würde und wovon wir Vieles zu unserem Nutzen und Frommen verwenden. Die Chemie wird daher als eine vorzugsweise nützliche Wissenschaft von der Menge gewerthet. Und wer wollte leugnen, daß sie es sey, wenn auch wahr ist, daß häufig an sie äußerst unbillige Forderungen gestellt werden und man nicht selten vom Chemiker die Lösung von Aufgaben verlangt, welche weit über dem Bereich seiner jetzigen Kunst und seines dermaligen Wissens liegen.

Ich für meine Person bin der Meinung, daß die künftigen Leistungen der Chemie ihre bisherigen Großthaten noch um Vieles übertreffen werden. Sie ist die jüngste der Naturwissenschaften, eigentlich erst von Gestern her, und verglichen mit manchen andern Zweigen menschlichen Wissens: mit der Astronomie, der Optik, Mechanik u. s. w. kann sie noch nicht einmal eine Wissenschaft genannt werden; denn dieselbe vermag die zahllosen Erscheinungen ihres Gebietes noch nicht aus einem obersten Grundsatz zu begreifen und es bestehen ihre Fortschritte bis jetzt viel mehr in der Anhäufung von Thatsachen, als in der Erweiterung unserer Einsicht in den Zusammenhang der wahrgenommenen Phänomene.

Die Zeit aber wird sicherlich kommen, wo es dem menschlichen Geiste, der denn doch schon so manches Räthsel enthüllt hat, gelingen wird, auch die Unzahl chemischer Thatsachen, welche heute noch als ein wirres Haufwerk von Einzelheiten vor uns

liegt und daher ein Gegenstand ist, an dem eher das Gedächtniß als der Verstand sich zu üben vermag, in die schönste Verbindung zu bringen, und eben damit auch die Chemie zur Würde einer wahren Wissenschaft zu erheben. Ist dieses große Werk einmal vollbracht, welches Ziel indessen noch weit von uns abliegt, dann darf die Welt sich der ungewöhnlichsten Dinge versehen.

Durch Beruf dem akademischen Leben nahe gestellt, erlaube ich mir über Universitäten im Allgemeinen noch ein oder zwei Worte zu sagen; denn sie haben nach verschiedenen Richtungen hin einen so bedeutenden Einfluß auf den Bildungszustand Europa's ausgeübt, daß seit ihrem Bestande ihnen mit Recht die besondere Aufmerksamkeit Derer zu Theil wurde, welche die Wichtigkeit dieser Institute zu würdigen wußten. Lange sind sie in der That die Hauptträger der Bildung gewesen, und zu einem großen Theile ist ihnen die tiefgreifende Veränderung beizumessen, welche im Laufe der letzten vier oder fünf Jahrhunderte im geistigen Leben der Völker Platz gegriffen hat. Und auch heutigen Tages kommt ihnen immer noch eine nicht ganz geringe Bedeutung zu, obwohl sie aus mancherlei Gründen nicht mehr das sind, was sie früher gewesen.

Wenn die Universitäten von Ehemals zwar auch Fachsmänner: Theologen, Juristen, Mediziner u. s. w. bildeten, so war es doch in einem viel höhern Grade, als jetzt ihre Aufgabe allgemeine Bildung zu verbreiten, ihre Schüler humanistisch zu erziehen, wie in einem gewissen Betracht die englischen Hochschulen dieß heutigen Tages noch thun.

Sie wurden daher früher von Tausenden besucht, die an Nichts weniger dachten, als durch ihr akademisches Studium

das zu werden, was man heut zu Tage Staatsdiener nennt. Deßhalb geſchah es auch, daß der Beſuch der alten Univerſitäten ein ganz anderer war, als derjenige iſt, deſſen ſich die Muſenſitze unſerer Tage zu erfreuen haben. Jeder, der darauf Anſpruch machen wollte, eine liberale Erziehung genoſſen zu haben, mußte auf einer hohen Schule geweſen ſeyn, gerade ſo wie dieß bis zur gegenwärtigen Stunde noch mit einem engliſchen Gentleman der Fall iſt.

Die jetzigen Univerſitäten, wenigſtens die deutſchen ſind beinahe ausſchließlich zu Bildungsſtätten für künftige Beamtete geworden; ſie haben vorzugsweiſe ſtaatsmäßige Geiſtliche, Rechtskundige, Aerzte u. ſ. w. zu erziehen und ſind ſelbſt zu beſondern Staatsanſtalten geworden, weßhalb ſie auch ihre frühere Unabhängigkeit, die an Selbſtherrlichkeit grenzte, verloren haben, in großen wie in kleinen Dingen einem Willen unterworfen, der nicht mehr von ihnen ſelbſt ausgeht. Sie haben, wie ſo viele freire dem Mittelalter entſtammenden Corporationen das Schickſal gehabt, entweder ganz aufgehoben oder der bureaukratiſchen Hierarchie einverleibt zu werden. Wie ſehr dieß der Fall iſt, beweist ſchon die einfache Thatſache, daß in den meiſten Staaten des Feſtlandes den akademiſchen Lehrern auf der Stufenleiter des allgemeinen Mandarinenthumes eine beſtimmte Sproſſe angewieſen iſt; des Umſtandes nicht zu gedenken, daß die Verleihung der bureaukratiſchen Titel von Hof-, Geheimen- und anderen Räthen ein ziemlich allgemeines Mittel geworden iſt, um Univerſitätslehrer zu ehren und zu lohnen.

Dieſe Verſtaatlichung der Univerſitäten, wie verſchieden auch von ihrem frühern Zuſtand, enſpricht jedoch ganz den heute herrſchenden Vorſtellungen von „Staat", welche bekannt-

lich so sind, daß sie Alles in diesem aufgehen lassen und außer und neben demselben sich nichts mehr zu denken vermögen.

## Eine Begegnung.

Es war im Anfang der zwanziger Jahre, daß alle Tage zu Erlangen im Hörsaal des dortigen Lehrers der Chemie zwei junge Männer auf der gleichen Bank saßen, ohne jedoch mehr von einander als ihre Namen zu wissen.

Der Eine war hager, schlank, aufrechten Ganges und kühn in die Welt hinaus blickend, der Andere von etwas gedrungener Gestalt, eher klein als groß, ein wenig vorwärts gebückt und ein Physiognomiker hätte ihn vielleicht für einen beginnenden Theosophen oder schwärmerischen Gnostiker genommen.

Der Eine trug einen grünen Flaus mit Stilpkäppchen, der Andere einen schwarzen deutschen Rock und Sammetbarett, der Eine gehörte einer Landsmannschaft an, der Andere hielt sich zur Burschenschaft und da beide Verbindungen sich gegenseitig in Acht und Bann gethan, so fand im täglichen Leben zwischen ihren Mitgliedern nicht die geringste persönliche Berührung statt und wurde, wie oft und wie nahe man sich auch begegnen mochte, nicht ein Wort mit einander gewechselt.

Ein einziges Mal wollte es der Zufall, daß beide Jünglinge auswärts zusammentrafen und sich einige Worte sagten, weil sie außerhalb des Weichbildes der Alma mater sich befanden und auf diesem neutralen Boden gestattet war, was in der Universitätsstadt der Studentencodex bei Strafe der Aechtung verbot.

Wie die beiden Männer in Erlangen zuſammengelebt, ſo trennten ſie ſich, Jeder vom Andern nicht wiſſend, wohin er ziehe.

Nur wenige Jahre giengen vorüber und ſchon wurde der Namen des Einen von einem Ende Europa's bis zum andern genannt und noch ein Luſtrum verfloſſen, ſo hatte er die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt.

Dem Andern fiel ein beſcheidenere Loos; auch er hatte ſeinen Wirkungskreis gefunden, auch er verfolgte ohne Unterlaß ſein Ziel; die wiſſenſchaftlichen Wege aber, welche beide Männer giengen, mußten eben ſo verſchieden ſeyn, wie ihre Naturen.

Der Eine titaniſchen Geiſtes griff keck und kühn in den Gang der Wiſſenſchaft ein, an die Löſung ihrer höchſten Aufgaben ſich wagend; der Andere, ſchon früh erfüllt von einem unbegrenzten Reſpekt vor der Gedankentiefe und Fülle der Natur, und die Sehweite des menſchlichen Auges als nur eine ſehr kurze betrachtend, betrat ſchüchternen Sinnes den Boden der Forſchung, gieng den verwickeltern Gegenſtänden ſeiner Wiſſenſchaft vielmehr aus dem Wege, als daß er ſie ſuchte, richtete ſeine Blicke aus Geſchmack und aus Grundſatz möglichſt einfachen Erſcheinungen zu und fühlte vor Allem, was an das Gebiet des organiſchen Lebens ſtreifte, eine beinahe unüberwindliche Scheu.

Der Lehrſtuhl des Einen war, wie einſt der Galilei's von Wiſſensdurſtigen aller Zungen und Länder umlagert, der gefeierte Lehrer wurde Meiſter einer zahlreichen und rührigen Schule; der Andere lehrte ſeine Wiſſenſchaft, ſo viel er davon verſtehen mochte, in einem kleinen ſtillen Kreiſe, nach Außen hin ſo gut als unbemerkt, die ihm zufallende Muſe meiſt allein in ſeiner Werkſtätte verbringend und Fragen an die Natur

ſtellend, die, obgleich oft ſonderbar genug, nicht immer ohne die gewünſchte Antwort blieben.

Fünfzehn Jahre waren ſeit der Trennung der Jünglinge verfloſſen, als ſie nun zu Männern geworden, ſich irgendwo wieder trafen. Sie grüßten ſich wohl, erinnerten ſich der Vergangenheit und ſprachen einige freundliche Worte zuſammen; aber der Zufall, oder was es ſonſt war, wollte, daß ſie abermals ſchieden, ohne ſich näher zu treten. Jeder wandelte wieder ſeinen eigenen Weg.

Noch einmal giengen fünfzehn Jahre vorüber, ehe die Commilitonen ſich wieder begegneten. Manches war während dieſes Zeitraums geſchehen: der Eine hatte unterdeſſen einen der erſten Lehrſtühle Deutſchlands beſtiegen, auch waren einige neue Blätter in die Geſchichtsbücher der Wiſſenſchaft, welcher beide Männer ihr Leben geweihet, eingeſchrieben worden.

Sich nicht fliehend, ſich nicht ſuchend führte ſie eine befreundete Hand zuſammen. Veni, vidi, victus sum mußte der Eine ſagen und dieſer ließ ſich auch gerne vom andern erobern.

Was früher zwei Semeſter akademiſchen Lebens, was ein Zeitraum von drei Jahrzehnten nicht zu thun vermochte, das bewerkſtelligte jetzt ein Augenblick.

Trotz der großen Verſchiedenheit ihres Weſens waren ſie in Einem doch gleich: in der Liebe zum Gegenſtand ihrer Wiſſenſchaft und in dem eifrigen Streben einen Theil des Wirkens und Schaffens der Natur dem Verſtändniſſe näher zu bringen.

Eine dreißigjährige Thätigkeit lag hinter ihnen, Jeder war das geworden, wozu ihn ſeine Individualität befähigte; der Eine hatte mit ſeinen zehn Pfunden zehn neue gewonnen und

auch der Andere durfte ſich ſagen, daß er mit ſeinem Talent zu wuchern geſtrebt.

Aus der Ueberzeugung, welche die Menſchen von einander erlangen, daß Jeder das Seine auf die ihm zuſtändige Weiſe gethan, entſpringt gegenſeitige Achtung und aus dieſer allein wird die ächte Freundſchaft geboren.

## Der Wein und das Bier.

Zum Friſten des Lebens würde als Getränk das Waſſer genügen, hat es doch ſchon mehr als einen Menſchen gegeben, der außer der Muttermilch nichts anders als Waſſer getrunken und dennoch ein hohes Alter erreicht.

Aber von jeher hat unſer Geſchlecht darnach getrachtet, die Bedürfniſſe des Leibes nicht blos nach Nothdurft zu ſtillen, ſondern auch das Eſſen und Trinken ſich zur Quelle des Genuſſes zu machen. Die Wohlſchmeckerei iſt daher ſo alt als die Menſchen und wird immer wieder mit ihnen geboren, wie ſchon der Säugling dieß zeigt, der ein ſichtliches Behagen empfindet, wenn er zum erſten Mal Zucker zu ſchmecken bekommt.

Speiſe und Trank ſpielen deßhalb auch eine ſo große Rolle im Leben der Völker und eine um ſo größere, je weiter dieſelben in der Geſittung fortgeſchritten, daher auch die Art und Weiſe, in der ein Volk ißt und trinkt, bis auf einen gewiſſen Grad wenigſtens, als ſein Culturmeſſer dienen kann.

Was das Trinken betrifft, ſo ſind zu allen Zeiten die gegohrenen Flüſſigkeiten Lieblingsgegenſtände des Genuſſes geweſen und hat der Wein als der Trank der Tränke gegolten. Die Philoſophen und Naturforſcher behandeln jeweilen im Ernſte

die Frage, ob es im Haushalte der Natur Zweckbeziehungen gebe, ob Absichtlichkeit in ihren Einrichtungen liege, ob eine Sache der andern wegen vorhanden. Ich stehe nicht nur nicht an diese Frage zu bejahen, sondern verwundere mich vielmehr, daß sie je aufgestellt worden; denn was kann dem unbefangenen Blicke klarer entgegentreten, als Plan und Absicht im Kleinsten wie im Größten dessen, was die Natur hervorgebracht.

Daß die Rebe z. B. in der Absicht geschaffen, damit der Mensch die Traube nicht nur esse, sondern auch aus ihrem Safte einen Trank sich bereite, der ihn labe und stärke, wer soll dieß nicht sehen.

Forderte man den ersten Chemiker der Welt auf Mittel und Wege anzugeben zur Bereitung eines Getränkes ähnlich dem Wein, er vermöchte sicherlich nicht die Aufgabe in der Weise zu lösen, wie dieß die Natur in ihrer uralten chemischen Weisheit gethan.

Sie legte in dem Safte der Traube alles zusammen, was nothwendig ist den Wein zu erzeugen: den Zucker, das Wasser, die Hefe und Sonstiges noch, alle diese Dinge jedoch weislich aus einander haltend, damit sie nicht zu früh ihre Bestimmung erfüllen. Ruhig schlummern sie in der gereiften Frucht neben einander, bis sie der Mensch von ihren leichten Fesseln befreit. Rasch und mühelos wird nun das geistige Wunderkind geboren und eilt bei nur einiger Pflege seiner Vollendung entgegen. Nicht lange Zeit brauchte der Mensch um das edle Geschenk zu entdecken, das ihm die Natur in der Rebe gemacht und die Absicht zu errathen, weßhalb sie es ihm gegeben.

Dem Scharfblick des Altvaters Noah, obgleich mit der

Erhaltung einer ganzen Schöpfung betraut, entgieng die Bedeutung des Weinstockes nicht; denn kaum war sein bürdevoller Auftrag erfüllt und die Unzahl seiner Pfleglinge der Arche entlassen, so legte er auch schon auf der kaum trocken gewordenen Erde Rebgärten an und verfertigte aus dem Safte seiner Pflanzungen einen Labetrank, wie einen solchen die vorsündfluthlichen Menschen niemalen gekostet und wie ein besserer auch seither nicht gefunden worden.

Noah mag es später oft bedauert haben, daß er nicht schon vor der Sündfluth von seiner Entdeckung Gebrauch gemacht; denn einige Legel Weines hätten sicherlich ihm selbsten und Weib und Kind manch düstere Stunde erheitert, während sie im engen Schiffsstüblein zwar trocken zusammen saßen aber doch vom Schwanken der Arche, vom Tosen der Wogen und vom Geplätscher des in Strömen unabläßig fallenden Regens das Herz bänglich bewegt und mit einigem Zagen dem Ausgang des furchtbaren Weltgerichtes entgegen sehend.

Wie vielfach und auffallend auch die Wirkungen sind, welche die pflanzlichen, thierischen und mineralischen Dinge auf den menschlichen Körper hervorbringen, so ist doch nichts dem Einfluß vergleichbar, den der Wein auf uns ausübt.

Dieser Einfluß ist in der That im höchsten Grade wunderbar und hat für uns das Außerordentliche und Geheimnißvolle nur deßhalb verloren, weil eine tägliche Erfahrung uns mit ihm so vertraut gemacht.

Denken wir uns, wir hätten noch nie Wein auf die Zunge gebracht, wüßten auch nicht, daß es etwas dergleichen gäbe und wir kosteten auf einmal einige Kelche Bordeaux, Johannisberger, Constantia oder Tokaier. Der Geschmack schon möchte

uns in Verwunderung ſetzen, vielleicht behagen, aber in welches Erſtaunen würden wir erſt gerathen, wenn wir kurze Zeit nachher die Veränderung wahrnähmen, welche in unſerer Gemüthsſtimmung vor ſich gegangen.

Wir hatten uns vielleicht erſchlafft, matt, ſchläfrig, geiſtesträge, griesgrämiſch, verdrießlich, mißmuthig, trübſinnig, unentſchloſſen, kleinmüthig, furchtſam gefühlt; wir waren ſchweigſam, ungeſellig, eher zum Weinen als Lachen geneigt und es ließen ſich dieſe Gemüthszuſtände deutlich auf unſerem Geſichte ableſen.

Und nun nach einigen gethanen Zügen des rothen oder gelben, des duftenden oder ſchäumenden Saftes, welche Verwandelung der Stimmung, welch verändertes Antlitz! Auf einmal ſind wir in ein anderes Weſen umgezaubert, fühlen wir uns voll Spannkraft, iſt unſer Geiſt in Fluß und Bewegung gerathen, das Gemüth freudig erregt; es drängt ſich Witz an Witz, Gedanke an Gedanke, Gefühl an Gefühl. Wir halten uns für Helden und der größten Thaten fähig; die Welt erſt noch ſo trübe und grau, hat ſich in einen roſenfarbenen Duft gehüllt, es hat Alles um uns ein freundliches Ausſehen gewonnen. Süßes Behagen durchſtrömt unſer Weſen, ein heiterer Sinn iſt uns aufgegangen, Freude ſtrahlt aus unſerem Auge und wir ſind geiſtreich, vielleicht genial, jedenfalls liebenswürdigere Geſellſchafter geworden.

Und ſolche Wirkungen durch ein Bischen Weines hervorgebracht, ſind ſie nicht viel wunderbarer als Alles, was man uns erzählt von den Zaubereien der alten und neuen Magier, von den Wundern der egyptiſchen Tauſendkünſtler an bis zu den Mirakeln der Adepten des thieriſchen Magnetismus und der Tiſchrückerei unſerer Tage herab!

Wie ſollte man deßhalb auch darüber erſtaunen, daß die alten Chemiker im Wein einen Geiſt eingebannt ſahen von eigenthümlichſter Art und den wunderſamſten Tugenden! Man erforſcht in unſeren Tagen ſo vielerlei und es werden namentlich. phyſiologiſche Studien mit großem Eifer betrieben, was ſchön und löblich zu nennen.

Ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit eben ſo werth als hundert andere ſind, worüber dicke Bücher geſchrieben, wäre die Mannigfaltigkeit der pſychologiſchen Wirkungen des Weines.

Solche Beobachtungen erfordern freilich einen feinen Sinn, der nicht Jedermanns Sache iſt; denn für derartige Wirkungen gibt es keinen andern Meſſer, als den ſcharfen Blick des Beobachters ſelbſt; auch laſſen ſie ſich nicht in Zahlen und Formeln ausdrücken, ſondern nur durch Worte bezeichnen, wie ſie allein der feine Menſchen- und Sprachkenner anzuwenden verſteht. Mittelmäßige Köpfe und Handlangernaturen thun beſſer dergleichen Gegenſtände bei Seite zu laſſen. — Wenn auch manchen Ländern das ſchöne Erbtheil des Weines zufiel, ſo entbehrt ihn doch eine weit größere Zahl; denn er ſcheut zu große Hitze und Kälte. Schon im grauеſten Alterthum verſuchten daher die weinloſen Völker ſelbſt zu bereiten, was ihnen die Natur verſagt und inſtinktartig fanden ſie, daß das was uns Brod gibt, auch ein Getränk gewähre.

Man ſagt uns, daß bereits die Egypter und auch die Urdeutſchen die Kunſt beſeſſen, aus Gerſte und Weitzen eine Art Wein zu bereiten, das heißt Biere zu brauen. Und haben ſie auch dieſelbe noch nicht in vollkommener Weiſe geübt, ſo mußten ihnen doch die Grundlagen bekannt ſeyn, auf welchen die heutige Kunſt des Brauens beruht, und jene zu finden,

war eben keine ſo leichte Sache, wie Manche ſich dieß wohl denken mögen.

Ehe das Korn einen weinartigen Trank zu liefern vermag, muß deſſen Stärkmehl erſt in Zucker verwandelt ſeyn, und damit aus dieſem etwas Geiſtiges werde, hat der ſüße Stoff die ſo geheimnißvolle Veränderung, die Gährung zu erleiden, um aber dieſe herbeizuführen muß der gelöste Zucker mit Hefe in Berührung geſetzt werden.

Daß dieſe Bedingungen, die keineswegs auf offener Hand liegen, ſchon ſo früh gefunden worden, betrachte ich als eine außerordentliche ans Wunderbare ſtreifende Thatſache und ich begreife nicht, wie die Menſchen darauf gekommen, daß beim Keimen des Kornes ſich Zucker erzeuge, wie ſie die Hefe gefunden und ihren merkwürdigen Einfluß auf zuckerhaltige Flüſſigkeiten entdeckt.

Was die Natur im Safte der Traube zuſammengelegt und dem Menſchen fertig gegeben, das mußte dieſer durch eine Reihe von Verwandlungen auf eine künſtliche Weiſe bereiten und zu dieſem Behufe Dinge gebrauchen von den Trauben ſo verſchieden als möglich.

Die Bierbereitung erſcheint mir daher als eines der größten chemiſchen Meiſterſtücke, die der Menſch je vollbracht und es iſt gemacht worden in Zeiten, wo ſelbſt das Wort Chemie noch gänzlich unbekannt war; weßhalb wir wohl behaupten dürfen, daß es nicht aus wiſſenſchaftlichem Nachdenken, nicht aus den Schulen der Gelehrten hervorgegangen ſey, ſondern aus einer Art von Ahnung, aus dunkelm Inſtinkte oder wie man die Quelle menſchlicher Thaten nennen mag, die nicht aus dem Wiſſen und der Einſicht entſpringen.

Und gut, daß es so ist; denn wenn die That nur aus dem Wissen erwüchse, würde unser Geschlecht trotz seines hohen Alters noch nicht viel Erkleckliches zu Stande gebracht haben.

Wie in der Natur überhaupt, so webt und lebt auch in der Menschheit ein schaffender Geist, der seine wunderbarsten Gebilde häufigst nicht auf dem Wege des Nachdenkens, sondern in unmittelbarster und eben deßhalb nicht weiter erklärbarer Weise hervorbringt.

So, denke ich, ist es auch mit dem Biere gegangen; es war lange vor der Wissenschaft da und so, daß diese an ihm und seiner Entstehung bis auf die heutige Stunde immer noch tausend Räthsel zu lösen und in der Hauptsache das Nachsehen hat.

Manche Länder rühmen sich das beste Bier zu bereiten und namentlich glaubt Albion auch in dieser Kunst die übrige Welt zu übertreffen. Die Riesenhaftigkeit der Brauereien von London streift allerdings an's Ungeheure, das Heidelberger Faß ist gegen die Biertonnen eines Barkley ein Zwerg; die Maschinerie dieser colossalen Braustätten mag nichts zu wünschen übrig lassen; wenn man aber das rothbraune, säuerlich bitter schmeckende Gebräu, das ganz England unter dem Namen „Porter" trinkt und an welches der Festländer erst wie an die Austern sich gewöhnen muß, um es erträglich oder schmackhaft zu finden, einem lege artis bereiteten bairischen Lagerbier, frisch aus einem Felsenkeller genommen, gleich oder gar über dieses stellen will, so gehört hierzu ein englischer oder anglomaner Gaumen, den ich in diesem Punkte keineswegs besitze.

Ich halte das bairische Bier für das Bier der Biere und trefflicher als alles double Stout, scottish ale, home-brewed etc.

und die Baiern haben sich durch die Kunst der Bereitung dieses Getränkes ein außerordentliches Verdienst um die übrige Welt erworben. Wie die Sachsen die Lehrmeister für den Bergbau geworden, so die Baiern für die Brauerei und wer nicht zu alt ist, mag es noch erleben, daß nach bairischer Weise gebrautes Bier in allen gesitteten Ländern der Erde getrunken wird.

Im Laufe der letzten drei Jahrzehnte hat die Cultur in diesem Punkte große Fortschritte gemacht; denn an Orten auch fern vom Lech und der Isar gelegen und wo man noch vor wenigen Jahren braune, fade oder säuerlich trübe Brühen unter dem Namen „Lagerbier" trank, da wird heute ein klares, kräftiges, schmackhaftes Gebräu gereicht, stark an sein Mutterland erinnernd und um so besser mundend, je mehr man von ihm trinkt.

Auch in der Stadt, wo ich lebe und die mitten im Weinlande liegt, hat sich das Bier einheimisch gemacht, und müßte ich nicht fürchten, die Bescheidenheit unserer Bräumeister zu verletzen, vielleicht auch das Geheimniß der Autorschaft dieses Büchleins zu verrathen, so würde ich die Namen einiger Männer hier nennen, die es in der edlen Kunst des Brauens zur wirklichen Meisterschaft gebracht haben.

Da die Untergährung einen wesentlichen Theil der bairischen Braukunst ausmacht, so ist sehr zu bedauern, daß der Name Dessen, der diese unschätzbare Entdeckung gemacht, der Welt verborgen geblieben ist. Man schreibt sie einem bairischen Mönche zu, einem zweiten Basilius Valentinus; wer es aber auch gewesen, das Verdienst, welches er sich erworben, kann nicht hoch genug angeschlagen werden und die Dankbarkeit der Biertrinker erheischt es durchaus, daß dem unbekannten

Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes ein Denkmal geſetzt werde in der bairiſchen Hauptſtadt, oder daß er eine Ehrenſäule ſelbſt in der Walhalla erhalte; denn jedenfalls war er germaniſchen Urſprungs.

Dem Brauweſen hold hätte ich gerne die großen Anſtalten Münchens geſehen: den Bräu von Pſchorr und anderer Bierfürſten der Hauptſtadt, aber es war mir nicht möglich. Nicht einmal das königliche Brauhaus, deſſen Ruhm durch die Welt geht und das von jedem Fremden beſucht wird, konnte ich ſehen. Hoffentlich fällt mir ſpäter noch einmal das glückliche Loos, in der freundlichen Iſarſtadt zu verweilen, in welchem Falle ich nicht verſäumen würde, die dortigen Brauereien zum Gegenſtand meiner Studien zu machen. Vielleicht empfinde ich dann auch Luſt, die Bierwelt Münchens näher kennen zu lernen, ein Gebiet, das ohne Zweifel reichlichen Stoff zu Gloſſen und vergnüglichen Bildern uns liefert.

## Geſelliges.

Der Menſch iſt zum Verkehr mit Seinesgleichen geboren; ohne ſolche Berührung würde er nie zum Menſchen ſich bilden, würde ſein Geiſt und Gemüth für immer in den Banden der Thierheit gefeſſelt verbleiben. Dieſes tiefe Bedürfniß nach Umgang hat ſich zu allen Zeiten und an allen Orten in dem unwiderſtehlichen Trieb zur Geſelligkeit geäußert und dieß wird der Fall ſeyn, ſo lange unſer Geſchlecht Beſtand hat. Ueberall iſt Geſelligkeit: unter Barbaren wie unter gebildeten Völkern, unter den Wilden, die noch in Wäldern hauſen, wie unter Menſchen, die in Palläſten wohnen; es ſind nur ihre Formen

verſchieden, der Grund, woraus ſie entſpringt, iſt überall der Gleiche.

Die Stufe ſittlich geiſtiger Bildung, auf welcher ein Volk ſteht, läßt ſich zwar aus ſehr verſchiedenen Merkmalen abnehmen, am leichteſten und ſicherſten aber wird ſie aus der Art ſeiner Geſelligkeit erkannt und nie werden wir irren, wenn wir aus dieſer auf jene ſchließen; denn die Geſelligkeit iſt der nach Außen gekehrte Menſch. Gehaltvolle Unterhaltung, reine Sitten und edle Umgangsformen begegnen uns nie unter geiſtesarmen, verdorbenen und rohen Nationen.

Es würde Vermeſſenheit ſeyn, wollte ich über den geſelligen Zuſtand einer großen Stadt, in der ich im Ganzen nur kurze Zeit verweilte, irgend wie urtheilen; gibt es doch überhaupt kaum etwas Schwierigeres als die treue Schilderung der Sitten und die richtige Werthung derſelben.

Einiges jedoch von dem, was während meines dortigen Aufenthaltes in den Bereich meiner Beobachtung gefallen, will ich dem Leſer nicht vorenthalten, weil dieß vielleicht ihm einige Vorſtellung von dem geſelligen München gibt und reden wir zuerſt von privatlichen Kreiſen.

Von einem der erſten Gelehrten Deutſchlands in freundlichſter Weiſe eingeladen, während der Dauer meines Verweilens in der Hauptſtadt an den zu beſtimmten Tagen in ſeinem Hauſe ſich verſammelnden Abendgeſellſchaften Theil zu nehmen, machte ich auch von der mir gewährten Gunſt allen Gebrauch und immer wurde mir das Vergnügen zu Theil, einem ausgewählten Kreiſe dort zu begegnen. Gelehrte der verſchiedenſten Fächer, Schriftſteller und Künſtler, bürgerliche und adelige Herren und Frauen ſaßen durch einander gemiſcht an

kleinen Tiſchen herum, in behaglicher Ungezwungenheit der Unterhaltung über allgemeine und beſondere Dinge, wie es eben der Augenblick wollte, ſich hingebend.

Man kam, man ging, man nahm Platz wann und wo man wollte, man wechſelte, wenn es beliebte, die Stelle und ſetzte ſich an andere Tiſche. Austauſch der Gedanken, das Geſpräch war ſichtlich der Hauptzweck des Zuſammenſeyns; von Karten, dieſen Lückenbüßern der Unterhaltung, wurde nichts bemerkt und auch das Eſſen und Trinken ſpielte nur eine untergeordnete Rolle in der Geſellſchaft. Zwar ſaß man nicht trocken: wer durſtig war, fand ein trefflich Glas Bier und wohl Anderes noch, und auch etwaigen Forderungen des Magens wurde durch kalten Braten, Salami und ähnliche Dinge Rechnung getragen. Aber dieſe Bedürfniſſe des Leibes befriedigte man nur neben her und ſo, daß dadurch der Unterhaltung kein Eintrag geſchah.

Die höhere Geſelligkeit, wie ſie dem Bedürfniß und Geſchmack eines gebildeten Geiſtes behagt, kann keine öffentliche ſeyn, wird nicht in Biergärten, Caſinos, Klubb-, Kaffee-, Wirthshäuſern und wie dieſe Nothbehelfe für die Befriedigung der geſelligen Bedürfniſſe alle heißen mögen, angetroffen; die Stätte, auf der ſie allein gedeihlich gepflegt werden kann, iſt der privatliche Kreis.

Erſter und letzter Zweck dieſer Geſelligkeit iſt die Unterhaltung, aber nicht die Unterhaltung, die eine wohlbeſetzte Tafel dem Gaumen und Magen gewährt; nicht die Unterhaltung, die der Spieltiſch dem Gewinnſüchtigen bietet, auch nicht die Unterhaltung, welche von Stadtgeſchichten und übler Nachrede lebt, ſondern die Unterhaltung, bei welcher Geiſt und Gemüth

ihre Rechnung finden und die, ihre Gegenstände den reichen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst entnehmend, mehr um allgemeine als besondere Dinge sich dreht.

Damit aber die Unterhaltung so sey und ihr namentlich Vielartigkeit nicht fehle, müssen die Bestandtheile einer Gesellschaft nicht nur wirklich gebildete Leute seyn, sondern auch in verschiedenen Kreisen des Lebens sich bewegen, verschiedenen Ständen und Berufsarten angehören.

Jede Gesellschaft jedoch, seyen ihre Elemente welche nur immer, erschöpft sich bei andauerndem Verkehr, wird eintönig und matt, während sie sich Frische und Lebendigkeit dadurch bewahrt, daß sie ihren Kreis offen sich hält. Zu diesem Behuf dient nichts besser, als die Einführung ausgezeichneter Fremden, welche, immer etwas Eigenes mit sich bringend und dieselben Gegenstände von andern Seiten anschauend, selten fehlen, die Stammgesellschaft zu befruchten und zu beleben. Spielend lernt man von ihnen oft die interessantesten Dinge kennen und gewinnt nicht selten eine Einsicht in bedeutende Verhältnisse, die uns sonst für immer unbekannt geblieben wären.

Derartige gesellige Kreise sind in der That Schulen der Bildung, so trefflich, wie es keine anderen sonst gibt; sie gewähren Genüsse und Vortheile so auserlesen, daß ähnliche kaum anderswo zu finden; sie erweitern den Gesichtskreis, erfrischen das Gemüth, veredeln die Sitte und fördern uns mehr als Bücher und geschriebene Lehren es können, in der schwierigen Kunst des Umgangs mit Menschen.

Ich erachte es für ein herrliches Vorrecht des Reichthums, eine solche Geselligkeit im eigenen Hause pflegen zu können;

Schade nur, daß er hievon so selten den rechten Gebrauch macht. Doch kommen wir wieder auf München zurück.

Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich eines Abends, in dem bezeichneten gastfreundlichen Hause verbracht. Der Himmel war klar, draußen die köstlichste Luft, ein leichter Abendwind säuselte durch das dichte Laubwerk des Gartens. Alles lud ein, das Freie zu suchen und Alles ging auch in's Freie. Stühle und Tische standen unter astreichen Bäumen zur Aufnahme der Gäste bereit und hell leuchtende Lampen verbreiteten ein vergnügliches Licht um uns her. Man saß im Kreise herum und eine Zitter lag auf dem Tische. Als großer Freund dieser Leier des bairischen, tyrolischen und steirischen Hochlands bat ich die Tochter des Hauses, mit ihrer kunstfertigen Hand in die Saiten zu greifen, welchem Wunsche mit willigster Freundlichkeit Genüge geschah. Es wurden einige jener Volksweisen gespielt, für welche die weiche, singende und etwas melancholisch klingende Zitter besser als irgend ein anderes musikalisches Werkzeug sich eignet und die mir wenigstens unendlich mehr gefallen, als die bewundertsten Gurgeleien einer italienischen Oper. Es erquicken und erfrischen diese Töne wie die Luft und die Berge, wo sie zu Hause; sie sind der treueste Ausdruck der Gefühle, welche der Anblick der Alpenwelt weckt, und was dieser Volksmusik noch einen besondern Zauber verleiht, das ist ihre naive Fröhlichkeit mit einer gewissen süßen Wehmuth gepaart. Ein Volk, das noch so singt, seine Empfindungen noch so frisch und doch so zart auszudrücken weiß, muß reich an Gemüth seyn, einen reinen Natursinn sich bewahrt haben und ihm gebe ich deshalb auch den Vorzug vor allen glatt geschliffenen Nationen voll Civilisation, voll Prosa und Langweiligkeit.

Verſteht ſich von ſelbſt, daß wie überall ſo auch in München es dasjenige gibt, was man geſchloſſene Geſellſchaften nennt, in welchen jedoch nur die Männer erſcheinen. Durch Freunde in einige ſolcher Kreiſe eingeführt, ſah ich gar bald, daß behaglichſter Frohſinn da hauſe und eine München eigenthümliche Gemüthlichkeit herrſche, verbunden mit einem geſelligen Weſen, das allein aus ächter Bildung entſpringt und eben deshalb von aller Ziererei und künſtlichem Gebahren frei ſich erhält. Mitten unter trefflichen Gelehrten, Künſtlern, Dichtern, Schriftſtellern, Staatsmännern, von denen Jeder ſeinen Beitrag zu vergnüglicher und belehrender Unterhaltung reichlich einzahlt, wie ſollte es einem da nicht behagen! Wo beinahe alle Abend der Sänger weilt, der durch ſo friſche Naturklänge zu vergnügen weiß, eben ſo ſinniger Naturforſcher als vollendeter Waidmann iſt, könnte es da anders als höchſt gemüthlich, geiſtreich und einfach zugehen? Und dort, wo die edlen Ritter nach vollendetem Tagewerk in ihrem ſtattlich geſchmückten Saale ſich ſammeln, Reden und Gegenreden haltend voll des ergötzlichſten Inhalts, wie ſollte es einem Fremdling, bei ſeinem erſten Erſcheinen gleich wie ein Mitglied empfangen, nicht ſofort heimiſch zu Muth werden. Wenn man weiß, wer dieſe Ritter ſind, ſo wundert man ſich freilich ihrer Liebenswürdigkeit nicht.

Die Münchner Geſelligkeit, wie ſie in öffentlichen Gärten und Vergnügungsorten gepflegt wird, habe ich nicht näher kennen gelernt; aber aus den vielen Anſtalten dieſer Art, welcher man bei Wanderungen in der und um die Stadt anſichtig wird, darf man wohl ſchließen, daß die Münchner es lieben, im Freien ihr treffliches Bier zu trinken, ſaftige Rettige mit

Roggenbrod zu eſſen und ſich dabei vormuſiciren zu laſſen. Ich bin am Spatenbräu, Prater, chineſiſchen Thurme und andern Orten vorüber gekommen und habe ſie immer voll Menſchen gefunden.

## Ein Mißgeſchick.

Nicht ohne Anſtrengung wollt' es gelingen von dem behaglichen München, von der dortigen Kunſtwelt, von den Freunden zu ſcheiden, um mein nächſtes Ziel zu erreichen, den Ort, wo Deutſchlands Stände lange und bis zum Erlöſchen des Reiches getagt.

Wer des Morgens München verläßt und am Abend in Regensburg ſeyn will, der darf nicht den kürzeſten Weg über Landshut einſchlagen, ſondern muß erſt nach Donauwörth per Eiſenbahn fahren und dort das Dampfſchiff beſteigen, welches ihn trotz der vielen Schlangenwindungen der Donau in etwa fünf Stunden an den Ort ſeiner Wünſche befördert.

Das Fahrzeug, welches mich aufnahm, gehört nicht zu den größten, die ich geſehen; es war auch nicht ſonderlich ſchön und bequem, obwohl ſeine Preiſe höher als die der ſtattlichen Dämpfer des Rheines.

Es ſcheint nicht, als ob der Waſſerweg zwiſchen Donauwörth und Regensburg ſonderlich belebt ſey; unſere Schiffsgeſellſchaft wenigſtens zählte auf dem erſten Platze kaum ein Dutzend Perſonen und auch der zweite war nicht viel ſtärker beſetzt. Für Leute freilich, die maleriſchen Gegenden nachgehen, bietet dieſe Fahrt, einen Punkt ausgenommen, des Schönen nicht viel. Die Donau ſelbſt hat noch nicht das Anſehen eines

Stromes gewonnen, ihr Gewässer ist eher trübe als klar; ihre Ufer sind flach und unschön zerrissen, weil der Fluß stets daran wühlt und den lockern Boden verschwemmt.

Ist man an Wellenburg vorüber, dann freilich ändert sich Alles auf einmal und tritt man in eine Stromlandschaft ein, die das Beiwort großartig verdient. Zu beiden Seiten der Donau erheben sich mächtige Massen jurassischen Kalkes in Formen und Umrissen, wie wir sie im eigentlichen Jura so häufig zu sehen gewohnt sind und von Straßen und Wegen entlang dieser Felsen ist gar keine Rede.

Sich mannigfach und rasch windend verschließt die enge Gebirgsschlucht dem Auge die Aussicht nach Hinten und Vornen, so daß man fürchtet, der heftig und geräuschvoll schäumende Strom werde irgendwo stille gestellt und sei ein Ausgang unmöglich. Es ist ein prachtvoll wildschöner Anblick, wohl einer der schönsten an der ganzen Donau hinab, und er macht einen um so größeren Eindruck, als er zu der eben verlassenen eintönigen Ebene den schlagendsten Gegensatz bildet.

Ich war entzückt über der Größe des unerwarteten Schauspiels und konnte nicht umhin, meine Bewunderung einem Reisegenossen laut auszusprechen. Wir saßen zur bequemen Betrachtung der brausenden Fluthen des Stromes und der schroffen Felsabhänge am Geländer des Dämpfers und eben als wir mitten im schönsten Genusse waren, siehe, da begegnet mir ein Mißgeschick, das ich zu den widerwärtigsten rechne, die einem auf dem Festlande reisenden Manne widerfahren können. Während unseres lebhaften Gespräches hatte sich meine Schreibtafel aus der Seitentasche des Reiserockes geschoben und ihren Weg durch das weite Gitterwerk des Schiffgeländers in

die Donau gefunden und eben folgte noch ein Stück Papier nach, als ich die unangenehme Entdeckung des erlittenen Verluſtes machte. Mit meiner Brieftaſche war auch das Unentbehrlichſte, was ich bei mir trug in den Gewäſſern des Stromes verſchwunden: mein Paß, und an Wiedererlangen konnte nicht von ferne gedacht werden.

Obwohl ich mich nicht ſo leicht mißſtimmen und außer Faſſung bringen laſſe, ſo will ich doch geſtehen, daß mir einen Augenblick das tragiſche Schickſal meiner ſchriftlichen Sachen nahe genug ging und ich all meine Stoa aufzubieten hatte, um mir die Gemüthsruhe zu bewahren, nothwendig zum Genuſſe der mich umgebenden Schönheit; denn welche Lage kann für einen Mann, der im fremden Lande reist, unangenehmer ſeyn, als die der Paßloſigkeit, und mir mußte der erlittene Verluſt doppelt ſchwer fallen, als ich eben auf dem Wege nach der Kaiſerſtadt begriffen war, wohin zu gelangen einem paßloſen Manne baare Unmöglichkeit iſt.

Ich, der kurz zuvor noch ſo beweglich wie ein Vogel in der Luft ſich fühlte, war urplötzlich ein Unfreier geworden, es war von nun an meine Perſon dem nächſten beſten mir begegnenden Landjäger oder Polizeimann und der Himmel weiß was noch für anderen unheimlichen Mächten verfallen. Kraft meines guten Gewiſſens und auf mein Glück vertrauend fand ich jedoch bald das geſtörte Gleichgewicht wieder und vergnüglich wurde die Fahrt bis zur Landungsſtätte vollendet.

Die Kunde von meinem Unfalle hatte ſich bald auf dem Schiffe verbreitet und es gereichte mir zu nicht geringem Vergnügen, die große und aufrichtige Theilnahme zu gewahren, die Jedermann mir an den Tag legte. Es war namentlich

eine alte ehrwürdige Matrone, welche auf eine wahrhaft rührende Weise ihr Beileid bezeugte und sich von der Wirklichkeit meines Verlustes erst dann für überzeugt hielt, nachdem sie selbst und zu wiederholten Malen jedes Winkelchen auf dem Verdeck und in den innern Räumen des Schiffes vergeblich durchsucht hatte.

Obgleich bei meiner Landung mehr als ein Polizeimann am Ufer stand, so fiel es doch keinem ein, mich nach dem Passe zu fragen, und ein glücklicher Zufall hatte es gewollt, daß ich gleich beim ersten Schritte meinem Freunde, dem unvergleichlichen Z..... und seiner liebenswürdigen Familie begegnete, die an's Ufer gekommen waren zum Empfange eines nahen Verwandten. Auch ich wurde willkommen geheißen und froh gelaunt zogen wir Alle in das gastlichste Haus der gastlichen Stadt.

Eh' ich von Anderem rede, muß der Leser erst wissen, wie ich wieder ein Freier geworden, das heißt zu einem Passe gekommen.

Das verhielt sich folgender Maaßen. Am Tag nach meiner Ankunft, geleitet vom Freunde, begab ich mich zu einem Mitglied der Kreisregierung, die ihren Sitz in Regensburg hat, ihm erzählend, was mir gestern auf der Donau begegnet. Der Fall wurde zwar eigen und in polizeilicher Hinsicht nicht ganz unbedenklich gefunden; aber dennoch fand ich freundlich Gehör und es wurde in Aussicht gestellt, daß meiner Bitte, mir einen Paß zur Weiterreise so bald als möglich zu geben, willfahrt werden dürfte. Sie wurde auch wirklich gewährt und ich benütze diesen Anlaß, dem Manne und der hohen Behörde, die sich mir damals so freundlich erwiesen und mich wieder zum

reisbaren Manne gemacht, meinen beſten Dank öffentlich darzubringen.

Bis aber die Sache gänzlich in Ordnung gebracht und das wichtige Schriftſtück gehörig unterzeichnet und geſiegelt von dem Geſandten aus der Hauptſtadt zurückgekommen war, ging eine Woche vorüber und dieſe Zeit, obwohl im Grunde unfreiwillig in Regensburg verbracht, gehört zu den ſchönſten und genußreichſten Tagen, welche ich je noch auf einer Reiſe verlebt. Hiezu trug vor Allem der Freund bei, in deſſen Hauſe ich wohnte.

## Regensburg.

Für mich haben die alten Städte Deutſchlands einen großen Reiz zunächſt deshalb, weil ſie längſt vergangene Zeiten ins Gedächtniß zurückrufen, uns mitten in das ſo mannigfaltig bewegte Mittelalter verſetzen und die ſprechendſten Beweiſe darlegen, daß das deutſche Volk nicht erſt von geſtern her ſtammt, hinter ihm eine lange und thatenreiche Vergangenheit liegt.

Ich liebe aber auch dieſe Städte darum ſo ſehr, weil ſie unregelmäßig gebaut ſind, überall die entſchiedenſte Vorliebe zur Beſonderheit zeigen und in dieſer Beziehung als ächte Erzeugniſſe der Natur erſcheinen, der, wie wohl bekannt, individuelles Weſen über Alles geht.

Eine ſolche Stadt in ihrer reichen und regelloſen Mannigfaltigkeit iſt wie ein Gebirgszug vielartig gebrochen mit ſeinen zahlloſen Hörnern, Fluhen, Thälern, Seen und Flüſſen, in welchen alles bunt und wirr durch einander zu liegen, die

größte Unordnung zu herrschen scheint und Nichts zu sehen, was menschlich regelrecht wäre.

Und doch liegt eben darin der hohe Reiz und die Schönheit der Natur, daß sie über ihre Maße und Regeln den Schein der Unordnung wirft und ihre Gebilde nach einer höhern Meßkunst gestaltet als nach dem geraden Richtscheit des Menschen. Deßhalb ist Alles, was sie schafft, so reich, deßhalb bietet sie ewig und ewig Neues und Unerwartetes dar.

Viele Städte der Neuzeit zeichnen sich wohl durch hohe Regelmäßigkeit aus, Straße ist gleich Straße, Haus gleich Haus, alles ist von der geraden Linie beherrscht, das Ganze nach einem geometrischen Plane geordnet. Wie langweilig aber auch und wie eintönig ein so geregelter Haufen von Häusern! Man gähnt beim Durchwandern ihrer Gassen und Plätze und sehnt sich bald wieder hinaus in die göttliche Unordnung der freien Natur. Wie anders eine altdeutsche Stadt! Schon der Anblick von Außen: die vielen spitzen Thürme und Thürmchen, die bald da bald dort hervorschauenden Dome und Kirchen im gothischen oder byzantinischen Style, die Ringmauern mit ihren stattlichen Thoren und Anderes noch gewähren das größte Vergnügen.

Und betritt man das Innere erst, so geht's von Ueberraschung zu Ueberraschung, Nichts ist erwartet. Windet man sich durch ein enges Gäßlein hindurch und glaubt man zunächst in ein gleiches zu kommen, so öffnet sich auf einmal ein geräumiger Markt umstanden von Gebäuden der urthümlichsten Art, eines vom andern verschieden. Hier tritt einem ein stattliches Rathhaus, dort eine Kirche entgegen, hier fällt ein Kloster ins Gesicht, dort ein vergnüglicher Brunnen mit aller-

hand Bildwerk oder andere Denkmäler uralter Zeiten, und ſo geht es fort und fort, bis alle Gäßlein, Gaſſen, Märkte und Straßen und alle Winkel der Stadt durchwandert ſind.

Eine ſolche alte naturwüchſige Stadt iſt unſer Regensburg. Von den Castris reginis, der Hauptſtadt der Bojaren, von der bisthümlich-bonifaciſchen Zeit wird freilich wenig oder nichts mehr geſehen; aus der Blüthe des Mittelalters aber, welche auch diejenige der Donauſtadt war, finden ſich noch herrliche Reſte, unter welchen der Dom von Sanct Peter am meiſten hervorragt.

Wie an ſo vielen gothiſchen Großkirchen ſind leider auch an dieſem Münſter die Thürme unausgebaut geblieben; ſonſt iſt er ſo ziemlich vollendet und bietet ſein Inneres einen wahrhaft großartigen Anblick uns dar, Dank ſey es dem guten Geſchmacke des Königs Ludwig und ſeinem löblichen Eifer die Dome ſeines Landes, im Laufe der Zeit durch die häßlichſten Zuthaten und Anhängſel ſo gräßlich entſtellt, von dieſem Wuſte zu ſäubern, dabei ſelbſt der eingewurzeltſten Vorurtheile der geſchmackloſen Menge nicht ſchonend. So haben Regensburg, wie Bamberg, auch Speier und andere Städte der bairiſchen Lande zum zweiten Mal die Schönheit ihrer Dome wieder erhalten.

Mit den bedeutungsloſen und unſchönen Denkmälern hätte man indeſſen wohl in Sanct Peter noch weiter als geſchehen aufräumen dürfen; denn einige derſelben verunſtalten mehr als ſie zieren.

Das Andenken erlauchter Männer zu ehren und auf die Nachwelt zu bringen, iſt eben ſo angemeſſen als löblich; aber was ſollen uns die Grabſteine der tauſend Alltagsmenſchen, von denen die Welt außer ihrem Namen kaum etwas Ande-

res weiß! Sie fallen füglich der Vergeſſenheit anheim; es können und wollen die Nachkommen an Niemanden ſonſt ſich erinnern, als an Menſchen, die ſich durch Thaten verewiget haben.

Sind ſolche Denkſteine noch überdieß, wie ſo häufig der Fall, Denkmäler eines ſchlechten Geſchmackes, ſo gehören ſie zu allerletzt in einen gothiſchen Dom, der durch ſeine einfache Größe alles Kleinliche und namentlich dasjenige ausſchließt, was nicht in ſeinem Style gedacht und gebildet.

Zu den älteſten Kirchen Regensburgs gehört wohl das Stift von Sanct Jakob und kein Alterthümler, der auf dreißig Stunden weit der ehemaligen Reichsſtadt ſich nähert, ſollte verſäumen, hieher zu kommen, eigens um das ehrwürdige Gebäude zu ſehen, um ſo weniger, als noch allerhand Räthſel zu löſen und geheimnißvolle Bilder zu deuten ſind.

Die Kirche iſt im byzantiniſchen Style gebaut und von nur mäßiger Größe; das Auffallendſte daran ſind allerlei wunderliche in Stein gehauene ſinnbildliche Thiere und Menſchen, angebracht über einer der Thüren. Schon vielfach und lange haben ſich Forſcher die Köpfe zerbrochen, um herauszubringen, was ſie beſagen, aber vergeblich. Und gut, daß dieß nicht gelungen; denn ſo werden noch Viele glücklich dadurch, daß ſie ihren Scharfſinn an der Löſung des Räthſels erproben.

Das Gebäude ſelbſt und die nächſte Umgebung ſehen ächt mittelalterlich aus und ſo durch und durch ehrwürdig, daß ich, obgleich ſo unwiſſend in archäologiſchen Dingen als möglich, doch ſehr oft dieſe Stätte beſuchte und ſtundenlang da ſaß in alterthümlichen Gefühlen nach Herzensluſt ſchwelgend. Barfüßige Knaben mit zerfetzten Kleidern und ungewaſchenen Ge-

fichtern, würdig als Muſter Murillo zu dienen, tummelten ſich jeweilen in den Vorräumen des altergrauen Stiftes herum und es ſtach ihr lärmendes Treiben ſtark genug ab gegen die ernſte Stille, welche gewöhnlich in dieſen Umgebungen herrſcht.

Das zur Kirche gehörige Kloſter iſt immer noch, wie man mir ſagte, mit ſchottiſchen Mönchen bevölkert, von denen ich mir freilich nicht recht denken kann, woher ſie gekommen; da Schottland bekanntlich das proteſtantiſchſte aller proteſtantiſchen Länder, die wahre Heimath der puritaniſchen Rundköpfe iſt. In den Hochlanden, glaube ich, ſind wohl noch da und dort Katholiken zu treffen, es iſt aber wenig wahrſcheinlich, daß dieſe Leute geneigt ſind von ihren Bergen in ein bairiſches Kloſter zu gehen. Vielleicht wird es jedoch mit dem Schottenthum nicht ſo ſtrenge genommen, mag mithin auch ein Ire für einen Schottländer zählen.

Da ich mir einen Schotten gar nicht anders als einen heißblütigen Presbyterianer vorſtellen kann, ſo hätte ich gerne die Mönche von Sanct Jacob geſehen, um mich durch den Augenſchein von dem Wunder zu überzeugen, daß Schotten- und Mönchthum ſich mit einander vertragen. Leider bin ich nicht dazu gekommen den frommen Ordensbrüdern meinen Beſuch abzuſtatten, obgleich ich bis an den Vorhof ihres Kloſters gedrungen, auch an mehreren Thüren um Einlaß geklopft oder geklingelt habe.

Das uralte einſt ſo berühmte St. Emmeran-Kloſter in Regensburg hat ſchon lange aufgehört als ſolches zu beſtehen; es ſind deſſen weitläufige und wunderlich in einander verſchlungene Gebäude Eigenthum des fürſtlichen Reichspoſtmeiſters geworden. Einen Theil derſelben hat der Vater des jetzigen

Fürsten zu einer behaglichen Residenz eingerichtet, die letztere auch zur Winterszeit mit seiner Familie bewohnt. — Was mir in diesen Gebäuden am besten gefallen, ist der Kreuzgang des ehemaligen Klosters, der so überaus schön ist, daß es in Deutschland keinen zweiten geben dürfte ihm gleich. Der von Wettingen im Aargau, obwohl auch zierlich und groß, steht doch dem von Regensburg um Vieles noch nach. Um dieses Ganges willen allein hätte ich ein Benedictiner von St. Emmeran seyn mögen und wäre ich wahrscheinlich ein solcher geworden, hätte ich ihn schon vor einem Jahrhundert gesehen. Wie an keinem Orte mußte es sich dort philosophiren, meditiren und träumen lassen, namentlich bei schlechtem Wetter.

An den herrlichen Kreuzgang schließt sich die fürstliche Gruft mit Hauskapelle an, beides in einem Style erbaut, der im schönen Einklang steht mit der alten Umgebung. Es lohnt sich wohl der Mühe sie zu sehen, wie auch die kleine Gemäldesammlung, die in der Nähe aufgestellt ist. Unter andern trefflichen Bildern neuerer Künstler enthält sie einige Mädchen von Riedel, dem unnachahmlichen Maler der Weiber und zwar der schönen.

Auch der fürstliche Garten hinter dem Kloster verlohnt einen Gang und ist manch schöne Pflanze darinnen zu sehen. Ich könnte es mir gefallen lassen, selbst in dem secularisirten Kloster zu hausen, wie wenig dieß auch dem heiligen Emmeran gefallen dürfte, und Fürst Thurn und Taxis hat alle Ursache sich einer solchen Besitzung zu freuen.

Wer sich um Pferde bekümmert, dem ist zu rathen, die Ställe des Fürsten zu mustern, wo wirklich edle Thiere zu sehen sind, und auch die Reitschule zu besuchen, welche in jeder

Beziehung als muſterhaft geprieſen wird und deren Stattlichkeit ſelbſt mir, einem Laien, über die Maßen gefiel.

Da der Fürſt vortrefflichen Gerſtenſaft braut, ſo findet auch der Liebhaber des Bieres in dieſen Gehöften bequeme Gelegenheit, ſeine Luſt zu büßen, wie ich ſelbſten gethan, und immer denke ich noch an die reinliche, überaus appetitliche Stube, in welcher mir der wohlſchmeckende Trank gereicht ward.

Wie die Kirche es liebte, in Regensburg ſich ſeßhaft zu machen und den Krummſtab zu führen, ſo auch die weltliche Macht. Schon Karl der Große, der die Stadt zu einer freien mit eigenem Rathe erhoben, hielt gegen Ende des achten Jahrhunderts hier einen Reichstag; Ottone und Heinriche, auch Friedriche aus dem edlen Stamm der Hohenſtaufen, der heldenmüthige Barbaroſſa ſelbſt, der Spanier Karl der Fünfte und mancher Kaiſer des Habsburger Hauſes tagten in der Donauſtadt mit ihren Ständen über Päpſte, Türken und andere wichtige Dinge des Reichs. Mehr als ein Kaiſer wurde hier gewählt und gekrönt und hier war es auch, wo geſchehen, was wohl niemalen anderswo ſich ereignet, daß nemlich ein gekröntes Haupt auf kaiſerlichem Stuhle am hellen Mittag vor ſeinen verſammelten Ständen einſchlief und zur Fortſetzung ſeines Geſchäftes wieder geweckt wurde durch einen geiſtlichen Herrn. Der Eingeſchlummerte war Friedrich der Dritte, der kühne Wecker Conrad, Biſchof von Salzburg und der kaiſerliche Schlaf trug ſich zu im Jahre 1471.

Da der Kaiſer Hülfe gegen die Türken verlangte, ſo wurden ohne Zweifel über dieſe wichtige Sache von den Ständen des Reiches, wie dieß bei ähnlichen Anläſſen noch heutigen Tages geſchieht, lange und vielleicht auch langweilige Re-

den gehalten und von Dingen geſchwazt, die nicht zur Sache gehörten, worüber denn der alte kaiſerliche Herr ſchläfrig geworden ſeyn mag, was ihm ſicherlich nicht zu verübeln war, um ſo weniger, als von jeher regierende Fürſten nicht gewohnt ſind, weitläufiger Rednerei ihre Ohren zu leihen und die Kürze, namentlich die ihrer Landtage lieben.

In Regensburg trug ſich noch etwas Anderes zu, gleichfalls nur einmal geſchehen, ſeit es Fürſten und Völker gibt.

Kaiſer und Stände dünkten ſich nicht zu vornehm, eigens eine Vorleſung von dem brandenburgiſchen Hofrath und Bürgermeiſter Otto von Guerike aus Magdeburg ſich halten zu laſſen über den Luftdruck und Zeuge der Verſuche zu ſeyn, welche dieſer ausgezeichnete Mann mit ſeiner Luftpumpe machte. Nie wohl hat ein Profeſſor der Phyſik eine ſo erlauchte Zuhörerſchaft gehabt, wie Otto von Guerike.

Ich möchte dabei geweſen ſeyn, als die Pferde, an die luftleeren Halbkugeln geſpannt, vergeblich ſich abmüheten, ſie auseinander zu reißen und die großen Augen geſehen haben, welche Kaiſer Ferdinand, ſeine Churfürſten und andere Würdenträger des Reichs beim Verrichten dieſes phyſikaliſchen Wunders gemacht. Es ließe ſich hierüber ein artiges Büchlein oder gar Drama ſchreiben, etwa mit dem Titel: „Die Wiſſenſchaft vor Kaiſer und Reich“ und ich würde es ſelbſt unter die Feder mir nehmen, wäre ich mehr Schöngeiſt und Alterthumskenner, als ich es bin. Dieſes Unicum von Vorleſung fand ſtatt Ein tauſend ſechshundert fünfzig und vier, und in welchem Monat und Tag möchte wohl auch noch heraus zu bringen ſeyn.

Der nur zeitweilig in Regensburg ſitzende Reichstag wurde 1662 in einen „Ewigen“ verwandelt, welche menſchlich be-

ſchloſſene Ewigkeit aber leider nicht länger dauerte, als hundert und vierzig Jahre; denn als das heilige römiſche Reich ſeine Endſchaft erreicht, brauchte man auch keinen Reichstag in Regensburg mehr.

Während jenes Zeitraumes wurde auf dem jetzigen Rathhaus, deſſen Urſprung ſeinen Haupttheilen nach nicht höher als bis zum Jahre 1660 hinauf reicht, getagt, d. h. geſprochen, geſchrieben und wenn's gut gieng, verabſchiedet.

Noch ſtehen die Räume ſo da, wie ſie waren, bevor das tauſendjährige Reich der Germanen zu Trümmer gegangen und derjenige Deutſche, welcher Regensburg ſieht und dieſe ehrwürdigen Reſte einer großen Vergangenheit ſeines Volks nicht beſucht, oder bei ihrem Anblick kalt und gleichgültig bleibt, der iſt mein Mann nicht und den halte ich für unwerth ein Deutſcher zu heißen.

Mir war ganz eigen zu Muth, als ich die Schwelle des reichsſtädtiſchen Rathhauſes betrat. Nachdem die Treppe erſtiegen, eher eng und klein, als anders zu nennen, kommt man erſt in ein großes Vorgemach, deſſen Boden ſchon durch den darauf angebrachten Adler an die Zeiten des verblichenen Reiches erinnert; dann öffnet ſich eine Thüre zur Linken und wir blicken hinein in einen ziemlich weiten Raum von durchaus mittelalterlicher Umgrenzung, in das Gemach, wo gleichzeitig Kaiſer und Stände geſeſſen, in den Reichsſaal.

Die Fenſter mit ihren runden Scheiben; die Glasmalereien, den Reichsadler, das Stadtzeichen und Anderes darſtellend; das Getäfer mit den älteſten Wappen und ſonſtigen Bildern geziert, bringen einen der Oertlichkeit entſprechenden Eindruck hervor, der noch verſtärkt wird durch den Umſtand, daß die

Stühle und Bänke, auf denen der Kaiser, die Churfürsten und die sonstigen weltlichen und geistlichen Herren, welche zu den Sachen des Reichs ein Wort mit zu reden hatten, einst gesessen, noch in Reih' und Glied wie ehemals aufgestellt sind.

Wie natürlich nahm das Oberhaupt Deutschlands den höchsten Sitz im Reichssaale ein. Auf einem an dessen südlichem Ende errichteten Gerüste, einige Fuße über den Boden des Saales erhoben, steht ein Lehnstuhl, nicht sonderlich weich gepolstert und mit rothem Tuch überzogen. Hier thronte der Kaiser.

Etwas weiter unten an den Stufen des bescheidenen Thrones nahmen die Churfürsten weltlichen und geistlichen Standes ihre Sitze und weiterhin zur Rechten und Linken des Meisters vom Stuhle, nach Stand und nach Würde gehörig gestuft und geordnet, saßen die Reichsunmittelbaren: die Herzoge und Grafen, die fürstlichen Aebte und Bischöffe, wie auch die Vertreter der freien Städte in der jedem Stande zugehörigen Kleidung herum.

Eine solche Reichsversammlung hat gewiß viel stattlicher und ehrwürdiger ausgesehen, als die Parlamente, Landtage und Nationalversammlungen der neueren Zeiten und wäre würdig von einem Walter Scott geschildert zu werden.

Die Fragen, welche den Reichstag beschäftigten, wurden vor ihrer förmlichen Erledigung von den einzelnen Ständen gesondert besprochen und die Stuben, wo solche vorläufige Berathungen gepflogen wurden, sind, wie der Reichssaal selbst, noch in ihrem ursprünglichen Bestande vorhanden.

Die geräumigste dieser kleinern Rathsstuben stößt unmittelbar an den Reichssaal und hier war es, wo die Fürsten

ihre Besprechungen hielten und wo deshalb auch Alles: Sitze und Tische stattlicher aussah, als in den andern Räumen, wo sich die niederern Stände beriethen.

Unstreitig ist es in der fürstlichen Rathsstube immer höchst anständig gewesen, und was man heut zu Tag parlamentarisch heißt, zugegangen; doch wird erzählt, es hätte sich einmal ereignet, daß selbst an diesem erlauchten Orte es nicht nur zu spitzen Worten gekommen, sondern ein Fürst, der Sohn eines Kaisers, das Dintenfaß dem Gegner an den Kopf geworfen, weßhalb auch von da an für räthlich erachtet worden, das allen Rathsstuben so unentbehrliche Gefäß an den Tisch fest machen zu lassen.

Dieser Vorfall ist geeignet, die Gesetzgeber jenseits des atlantischen Oceans zu entschuldigen, wenn sie jeweilen in der Hitze des parlamentarischen Streites sich greifbarer Mittel: der Stühle, Bänke und Stöcke bedienen, um ihren Reden Nachdruck zu geben; denn wenn selbst aristokratisches ja fürstliches Blut so heftiger Aufwallung einst fähig war, wie sollte es heutigen Tages nicht auch dem Plebejer gestattet seyn, jeweilen ein wenig wild und ungestüm sich zu gebahren und namentlich in einem Lande, dessen Ueberlieferungen von gestern her sind.

Da es unter den Reichsfürsten selbst wieder Unterschiede gab und höher als alle übrigen die Churfürsten standen, so hatten diese noch ein besonder Gemach, wo sie allein und unbehorcht ihre churfürstlichen Angelegenheiten besprechen konnten und wo später die Gesandten des Reichstages zusammen saßen, wenn sie über Dinge zu berathen hatten, von denen ihre Schreiber noch nichts wissen sollten. Jetzt dient dieses geheime

Reichskabinet als Rüſtkammer für Bildniſſe alter ehrwürdiger Glieder des Raths und geiſtlicher Herren, und in andern reichstäglichen Gemächern werden allerhand Alterthümer aufbewahrt: Baldachine, unter welchen Kaiſer bei ihrem Einzug in Regensburg gegangen; Fahnen, die in blutigen Schlachten getragen; Nachbildungen von Kirchen, Klöſtern, Thürmen, Brücken, Mühlen und vielen andern Dingen, welche dem Alterthümler von Werth und Bedeutung ſeyn müſſen, die ich aber meiner Unwiſſenheit halber nicht zu würdigen verſtand.

Noch iſt ein anderer Theil des Rathhauſes von Regensburg zu ſehen, der uns zwar auch in frühere Zeiten verſetzt und den man zu beſuchen nicht verſäumen darf, welcher aber eine der größten Schattenſeiten der letzt vergangenen Jahrhunderte aufdeckt und wohl geeignet iſt uns mit der Gegenwart zu verſöhnen, trotz ihrer großen Mängel und Schäden.

Nachdem Reichsſaal, Fürſtencollegium und andere Trümmer des heiligen römiſchen Reichs gehörig gezeigt und beſchaut ſind, zündet die Caſtellanin eine Laterne an und ladet den Beſucher ein ihr weiter zu folgen. Und nun ſteigt man hinab in dunkle unheimliche Räume, zu den unterirdiſchen Kerkern und den gräßlichen Folterkammern, die alle noch ſo ſind, wie ſie es waren zur Zeit, wo dort Henkersknechte ihr gräuliches Handwerk treiben und die Angeklagten auf alle erſinnliche Weiſe quälen mußten um denſelben Geſtändniſſe abzupreſſen. — Ich will meine Leſer verſchonen mit einer Beſchreibung der dort noch vorhandenen Marterwerkzeuge: der ſchlimmen Lieſel, des ſpaniſchen Eſels, des Beichtſtuhles, des Jungfrauenſchooßes, der Rutſchbahn, des eiſenen Seſſels und wie die grauſenhaften Dinge alle noch heißen mögen, dazu erfunden den menſchlichen

Körper zu quälen. Sie bilden eine Stufenleiter die Schmerzen der Folter zu steigern, wie sie nur ein Teufel zu ersinnen vermochte.

Wenn unsere Väter auch diese scheußlichen Mittel lange gebrauchten in der Absicht die Zwecke der Gerechtigkeit dadurch zu fördern und sie deßhalb die Schuld des Zeitalters theilten, das solche barbarische Grausamkeiten gegen Menschen gestattete, so sind sie doch nicht die Urheber der Folter gewesen und fällt auf andere Völker die Schande zurück, sie erfunden und zuerst eingeführt zu haben. Welche Fehler unser Volk auch haben mag, grausam und marterſüchtig ist es nie gewesen und deßhalb kann auch die verabscheuungswürdige Tortur nicht deutschen Ursprunges seyn.

Vor dem Eingang der Folterkammer steht eine Bank, die für den Angeklagten bestimmt war sich darauf zu setzen, damit er erst aus der Ferne die im Halbdunkel liegende Werkzeuge betrachte, mit welchen er bald eine nähere Bekanntschaft zu machen hätte, falls er nicht vorher bekenne. Und ich zweifle nicht, daß der bloße Anblick dieser schrecklichen Dinge mehr als einem Gefangenen ein Geständniß abgelockt im Falle des Bewußtseyns von Schuld.

Brachte nach einer Viertelstunde das Schreckmittel die gewünschte Wirkung nicht hervor, dann gieng es hinein in die furchtbare Kammer, es begannen die leichtern Grade des Folterns und damit sofort von etwa gemachten Geständnissen geeignete Kenntniß genommen werde, saß ein Blutrichter in einer dicht vergitterten Zelle mit Schreibpult, einem Stuhle und mehreren brennenden Kerzen versehen, doch so, daß ihn der Gefolterte nicht zu sehen vermochte und wüßte, auf wessen Geheiß er gequält werde.

Außer den Henkersknechten, welche die Tortur zu vollziehen hatten, waren noch zwei andere Personen anwesend: ein Arzt um im Nothfall chirurgische Hülfe zu leisten und der Meister der Henkersknechte, um den Gefangenen nach beendigtem Foltern wieder in seinen Kerker zu führen.

Solche Menschenquälerei war zu scheußlich, als daß sie das Tageslicht hätte bescheinen, als daß das Wimmern, Stöhnen und Schreien des Gemarterten das Ohr mitleidiger Menschen hätte erreichen dürfen. Tief unter der Erde, in Nacht und Dunkel, wo es allein geschehen konnte, wurde das Foltern vollzogen und das wenige Licht zu diesem finstern Werke nöthig gaben zwei Kerzen, an dem Querstück eines vier Fuß hohen hölzernen Kreuzes befestiget, welches der „Leuchter" hieß.

Und damit dem Gequälten mitten in seinen unsäglichen Schmerzen doch auch noch die Tröstungen der Religion zu Theil werden möchten, hatte der christliche Sinn der Zeit ein Crucifix in die Mitte des Leuchters geheftet.

Heutigen Tages begreift man es kaum, wie das Christenthum, dessen oberstes Gebot Gottes- und Menschenliebe ist, mit solch heidnischer Grausamkeit sich vereinigen ließ; wie That und Lehre soweit aus einander zu gehen vermochten. Derartige Erscheinungen liefern reichen Stoff zum Nachdenken demjenigen, der die Geschichte unseres Geschlechts mit unbefangenem Blicke betrachtet, und wir hätten schier Lust einige Gedanken zu äußern, welche uns in der Folterkammer zu Regensburg durch den Sinn gegangen; da uns dieß aber etwas weit führen dürfte, so bleiben sie hier besser unausgesprochen.

Die Castellanin, eine jüngere Frau scheint mir in Bezug auf das Regensburger Rathhaus und dessen mittelalterliche

Schätze eine vollendete Alterthümlerin und ihres Stoffes vollkommen Herrin zu seyn. Alle die gezeigten Sachen wurden mit großer Gründlichkeit und selbst in zierlicher Sprache erläutert, die etwas berlinerisch klang und Nichts übergieng sie, was dem Beschauer nur irgendwie von Bedeutung seyn und dessen Theilnahme erregen konnte, in welchem Umstand es vielleicht liegt, daß ich so lange vom Rathhaus gesprochen.

Mit welchem lebhaften Interesse ich aber auch Augenschein nahm von diesen grauenvollen Resten der Vorzeit, so stieg ich doch wieder gerne aus den dunkeln Gewölben, an die keine andere als Vorstellungen der widrigsten Art sich knüpfen können, hinauf in die Helle des Tages und die deutsche Gegenwart, welche, obwohl ohne Kaiser und Reich, denn doch ihre Vorzüge hat erfreulich dem Freunde des Menschen und des Vaterlands.

Wie das Rathhaus so erinnern auch manche Straßen daran, daß Regensburg einst Sitz des Reichstags gewesen, wie z. B. die „Gesandtengasse", in welcher ich mir die Häuser bezeichnen ließ, wo der Vertreter dieses und jenes Landes gewohnt. Dem größern Theile nach haben dieselben ein so bescheidenes Aussehen, daß ich fürchte ein heutiger Bundestagsgesandter möchte es wohl mit seiner eigenen Würde wie mit der seines Senders kaum verträglich finden, in einem solchen Hause zu wohnen.

Die Brücke der Donau, auf der ich gern einen Gang machte, obwohl etwas eng und steil ansteigend, ist doch im Ganzen ein stattliches Werk und galt zu seiner Zeit als so kühner Bau, daß man ihn, wie viele andere Brücken von dem großen Schwarzkünstler selbst aufführen ließ, und zwar, weil er schnell zu arbeiten versteht, über Nacht.

Der Regensburger Baumeister hatte dafür eine menschliche Seele dem Bösen verpfändet, täuschte aber diesen, indem er an ihrer Statt ihm einen lebendigen Bock überschickte, mit dem dann auch der Teufel im Zorn über den ihm gespielten Betrug ein Loch durch die neue Brücke geschlagen, welches sich natürlich durch Menschenhände nicht wieder zumauern ließ, deßhalb auch bis auf den heutigen Tag offen geblieben und zum Wahrzeichen der wandernden Handwerksburschen geworden ist. Ich glaube, ich habe es selbst mit eigenen Augen gesehen. Heute haben es die Menschen in der Kunst kühne Brücken zu bauen doch weiter gebracht, als Satanas selbst; denn wie winzig erscheint z. B. die alte Teufelsbrücke am Gotthardt gegen die neue, welche die Urner zu unsern Lebzeiten erbaut, um von Eisenbahnbrücken und Viaducten gar nicht zu reden. Und eben, weil ich gerade an der Brücke von Regensburg bin, so kommt mir ein Häuschen in Sinn, welches, nicht weit davon am rechten Ufer des Stromes gelegen, durchaus verdient, daß seiner als einer der größten Merkwürdigkeiten der alten Reichsstadt hier Erwähnung geschehe und daß es Jeder besuche.

Jede Stadt bringt an Speise oder an Trank irgend Etwas hervor, in seiner Art unübertrefflich: hier Bier so gut wie kein anderes ist, dort ein Gebäcke, wie sonst nirgends. Göttingen macht Mettwürste von der leckersten Art, Basel Leckerli von überschwenglicher Güte, Ulm pflanzt Spargeln so dick wie ein Meerrohr, München braut einen Bock besser als Wein, Regensburg hat es in der Kunst der Bratwurstbereitung zur Vollendung gebracht und die besten Bratwürste in der bratwurstliebenden Stadt werden in dem einstöckigen Häuschen gegessen, das frei und vergnüglich am Strande der Donau steht

und den eben ſo ſchönen als bezeichnenden Namen „Wurſtkuchen“ führt. — Hieher muß Jeder kommen, der ſeiner Zunge eine Vorſtellung geben will, von dem, was eine Bratwurſt ſey und bis zu welcher Leckerhaftigkeit dieſes Erzeugniß der Wurſtkunſt gebracht werden kann.

Der Beſitzer dieſer ruhmwürdigen Anſtalt iſt natürlich ſeines Zeichens ein Mezger und ſchlachtet ſeit unfürdenklichen Zeiten alle Tage, Jahr aus und Jahr ein, einige Schweine, deren Fleiſch er in Bratwurſt verwandelt, wodurch er eben eine ſo unnachahmliche Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt erlangt hat, daß die „Wurſtkuchen“ nicht nur in ſeiner Vaterſtadt, ſondern am ganzen Donauſtrom hin ſich einer großen Berühmtheit erfreut.

Kein Wunder daher, daß bei der Vorliebe der Regensburger für die Bratwurſt unſere Wurſtkuchen von Vornehm und Gering, vom Freiherrn und Bauer fleißig beſucht wird und der Vorrath der leckeren Speiſe gewöhnlich ſchon gegen Mittag erſchöpft iſt.

Eines Tages führte mich der gefällige Schwager des Freundes an dieſen klaſſiſchen Ort und verſteht ſich nicht blos um ihn zu beſehen, ſondern ſein köſtlich Erzeugniß zu koſten. Wir ſetzten uns an einen langen Tiſch im Freien und nicht lange, ſo ſtand eine Schüſſel voll angenehm duftender Würſte zu unſerer Verfügung und obgleich unſer Appetit durch einen Morgenſpaziergang gehörig geſchärft war, ſo mußte ich mich über der Menge der gebotenen Speiſe höchlichſt verwundern und konnte ich mich nicht enthalten zu fragen: für Wen denn ſo Vieles. Lächelnd erwiederte mein Begleiter: in zehn Minuten werden Sie's ſehen. Und in der That der Appetit wuchs mit dem Eſſen und ohne daß wir fremder Hülfe bedurft hätten,

war von dem Inhalt der Schüſſel nach einer Viertelſtunde wenig oder Nichts mehr zu ſehen; mit ſchmackhaftem Roggenbrod verſchwand ein Wurſtpaar nach dem andern, bis keines mehr zu verzehren.

Jeder von uns hatte vielleicht vier wo nicht ſechs Paare verſorgt; damit aber der geneigte Leſer nicht einen gar zu hohen Begriff von unſerem Morgenappetite ſich mache, muß ich ihm ſagen, daß eine Wurſt höchſtens nur zwei Zolle lang und eben nicht ſonderlich dick war. Die Sitte der „Wurſtkuchen" duldet es nicht, daß man dort trinke; man reicht den Gäſten nur trockene Koſt, wozu auch Sauerkraut gehört und überläßt es denſelben ihren Durſt wo anders zu ſtillen, wozu ſich nun freilich ſchon ganz in der Nähe bequeme Gelegenheit findet.

Während wir unſern Gaumen ergötzten, kam ein Bratwurſtliebhaber nach dem andern herbei um unſerem Beiſpiel zu folgen, ſo daß ich leicht begreifen lernte, warum Regensburg jeden Tag ſo viele Bratwürſte bereitet und dieſe Stadt eine ſo große Virtuoſität in der Wurſtkunſt erlangt hat.

Eines Vorzugs der trefflichen Würſte hätt' ich beinah zu erwähnen vergeſſen: ſie ſind äußerſt wohlfeil, wie daraus erhellt, daß wir für unſer reichliches Mahl kaum die Hälfte eines Gulden bezahlten. Da wo ich wohne würde für eine ſolche Schüſſel eine ganz andere Rechnung gemacht.

Der ganze innere Raum des kleinen Hauſes iſt in Küchen verwandelt und hat ein durchaus reinliches Ausſehen, ſo daß die Luſt dort Würſte zu eſſen durch einen Blick in dieſe culinariſche Stätte nur geweckt werden kann; und was ebenfalls dazu dient den Wurſtappetit noch zu ſchärfen, das iſt das ſcharfe Gepraſſel der Bratpfannen und der leckere Duft, die

us der offenen Thüre der Wurſtküche in das Ohr und die Naſe des draußen ſitzenden Wohlſchmeckers dringen.

## Die unmittelbare Umgebung der Stadt.

Von da an, wo die Donau an das Weichbild der Stadt herantritt, bis dorthin, wo ſie es wieder verläßt, wird Regensburg von einem großen Bogen der ſchönſten Baumreihen umfaßt, zu welchem der Strom die Sehne bildet.

Vergnügliche Gänge und freundliche Anlagen ziehen ſich überall hin, welche dem Städter zur Sommerszeit um ſo willkommener ſeyn müſſen, als die Umgegend eben nicht ſonderlich ſchattig und baumreich genannt werden kann.

Solche grüne Haine, durchſchlängelt von anmuthigen Pfaden, rechts und links geziert mit ſchönem Geſträuch und Blumengeländen und auch mit Sitzen verſehen zum Ruhen der ermüdeten Gänger in der unmittelbaren Nähe einer größern Stadt zu haben, betrachte ich als einen beneidenswerthen Vorzug derſelben von einem ganz andern Werthe noch als langweilige Mauren und Gräben von zweifelhafter Nützlichkeit.

In dieſen mit laubigem Aſtwerk überwölbten Gängen begegnet man da und dort einem Denkmal von der dankbaren Stadt den Männern errichtet, welche dieſe freundlichen Anlagen geſchaffen oder ſonſt was Großes gethan.

Was mich beſonders erfreute hier anzutreffen iſt ein kleiner von Säulen getragner Tempel mit dem Bruſtbild eines Mannes geziert, in dem die wiſſenſchaftliche Welt einen Helden verehrt und auf welchen ſtolz zu ſeyn Deutſchland alle Urſache hat. Der eben ſo gemüthreiche als geiſteskühne Schwabe,

deſſen hoher Muth nicht gebeugt, ſein himmelwärts gehender Flug nicht gehemmt werden konnte durch das herbe Loos, welches ihm fiel; der Mann, der ein Freund Galilei's und ebenbürtiger Vorgänger Newton's geweſen und den Beweis liefert, daß zum ächten wiſſenſchaftlichen Genie nicht nur ein reiches Maß von Verſtand, ſondern auch und vor Allem eine lebendige Einbildungskraft gehöre; der Entdecker der Geſetze nach welchen die Wandelſterne die Sonne umſchwingen, der große Himmelsforſcher Keppler ſtarb bekanntlich in Regensburg und ihm hat die Stadt ein Denkmal errichtet um ſpät erſt zu ſühnen, was freilich nicht ſie, wohl aber das Zeitalter des großen Mannes verſchuldet.

Die drei Geſetze, welche ſein tiefblickender Geiſt enthüllte und den Namen ihres Entdeckers tragen, ſind freilich ein Denkmal viel dauerhafter und größer als der kleine Tempel, welcher in den Anlagen von Regensburg ſteht; aber die Stadt, welcher die Auszeichnung geworden die Reſte eines ſo erlauchten Mannes innert ihres Weichbildes zu bergen, hat wohl gethan ihre Hochachtung vor ſeiner Hoheit durch ein äußeres Zeichen zu bezeugen; denn es iſt gut die vergeßliche Alltagswelt fort und fort und durch jedes Mittel daran zu erinnern, daß wahrhafte Größe und dauernden Adel nur die vollbrachten Thaten des Geiſtes und Gemüthes verleihen und alles Uebrige, was es auch ſey, eine blos vorübergehende Bedeutung gewährt.

## Noch eine andere Seite von Regensburg.

Sie machen es ſich freilich gar leicht die Reiſebeſchreiber gewöhnlichen Schlages in ihrem Urtheil über Menſchen, Städte

nd Länder. Dieſe, oft nur im Fluge geſehen, werden geſchildert, gezeichnet nicht wie ſie in Wirklichkeit ſind, ſondern wie ſie durch die Brillen erſcheinen, welche Vorurtheile politiſcher, nationeller und individueller Art oder des Standes geſchliffen.

Richtig zu ſehen iſt überhaupt keine ſo leichte Sache, wie es Viele wohl denken, und noch ſchwieriger iſt die Kunſt das Wahrgenommene treu wieder zu geben, ſey es durch's Wort, ſey es durch andere Mittel; aber am ſchwerſten von Allem iſt ein wahres Urtheil zu fällen.

Ein einzelner Menſch ſchon, aus wie viel verſchiedenen Zügen ſetzt ſich ſein Weſen, ſein Thun und Laſſen zuſammen und wie ſchwer iſt, all dieß in einem Bilde zu faſſen. Nun erſt eine größere Stadt mit ihrem Reichthum an den vielartigſten Dingen und Menſchen, an Sitten und Bräuchen, die alle zu einander in naher Beziehung ſtehen und zuſammen genommen ein Individuum höheren Grades ausmachen. Von ihr eine Zeichnung zu geben, die nur einigermaßen dem Urbilde gliche, iſt eine Aufgabe der allerſchwierigſten Art, an deren Löſung nur ein in der Kunſt der Darſtellung und des Urtheilens vollendeter Meiſter ſich zu wagen den Muth haben darf.

Ich ſelbſt lebe ſchon über ein Viertelſahrhundert in einer Stadt mit höchſt eigenthümlichen und ſcharf ausgeprägten Zügen, und wohl darf ich ſagen, nicht mit geſchloſſenen Augen; aber ich würde in die größte Verlegenheit gerathen, ſollt' ich von ihr auch nur eine Skizze entwerfen. Sie und noch manch andere Stadt haben aber häufig das Schickſal von Solchen beſchrieben zu werden, die nur einige Stunden in ihnen verweilend und kaum aus dem Gaſthof heraus in die Straßen

getreten nichts deſtoweniger über ihre Tugenden und Fehler, über das Thun und das Laſſen ihrer Bewohner die anmaßlichſten Urtheile fällen.

Welcher Werth derartigen Schildereien zukommen mag und wie viel ſolche Reiſebeſchreiber zur Vermehrung der Kenntniß der Menſchen und Länder beitragen, welche unter ihre leichtfertige Feder fallen, iſt unſchwer zu ermeſſen.

Mit Bezug auf Regensburg befinde ich mich in einer ähnlichen Lage, denn mein dortiger Aufenthalt währte kaum eine Woche und wie häufig ich auch während dieſes Zeitraums mit Menſchen verſchiedener Klaſſen verkehrte, ſo war er doch viel zu kurz, als daß ich mich verſucht fühlen könnte auch nur die oberflächlichſte Zeichnung des dortigen Lebens zu wagen.

Ich kann jedoch nicht umhin in wenigen Worten der Berührungen zu gedenken, in welche mich dort ein günſtiges Geſchick geführt und den Eindruck zu ſchildern, welchen einige dortigen Kreiſe auf mich gemacht. Ich hatte nicht lange in Regensburg verweilt, als die Güte des Freundes mich bei einer Anzahl gebildeter Männer einführte: bei Güterbeſitzern, bei Kaufleuten und Fabrikanten, bei Beamten, Aerzten nebſt andern Gelehrten und wenn ich verſichere, daß unter den neuen Bekannten ich ſofort heimiſch mich fühlte, ſo will das nichts Anderes beſagen, als daß ich mit lebensfrohen, heiter einfachen Naturen, mit ſtrebſamen für die allgemeinen Intereſſen der Menſchheit und ihres Vaterlandes warm fühlenden Menſchen zuſammengetroffen, von denen Jeder in ſeinem Kreiſe anſtrebte, was ihm und andern frommen ſollte. Gewöhnlich verſammelte man ſich des Abends im Hauſe des gaſtlichen Freundes auf einige Stunden, und in behaglichſter Formloſigkeit

ßen die Männer im Kreiſe herum, die Einen auf Seſſeln, ie Andern auf Sophas, vor ſich ein trefflich Glas Bier und orribili dictu für alle Feinde des Krautes, im Munde eine angröhrige Pfeife geſtopft von zierlicher Hand. Jeder that en Schatz ſeines Gedächtniſſes auf und was es aus dem kademiſchen Leben, was es aus den verſchiedenen Kreiſen, in elchen ſich die Anweſenden bewegt, Vergnügliches zu erzählen ab, das wurde zum Beſten gegeben; und wohl auch Ernſt-aftes kam jeweilen zur Sprache, durch Alles aber wehete der chte Geiſt des Humors, welcher nicht fehlte der Unterhaltung inen hohen Reiz zu verleihen. Und wie hätte dieß anders eyn können im Hauſe des Mannes, der wie ſonſt kein Men-ſchenkind, das ich kenne, dieſe herrliche Gabe von den Göttern empfangen.

Jeweilen erwachte die Luſt Ohr und Gemüth durch Muſik u erfreuen und ſicherlich wurden keine italieniſchen Opern auf Erard'ſchen Flügeln, keine Propheten, nicht Robert der Teufel, wohl aber auf der Zither Schnaderhüpfel geſpielt und andere Weiſen, wie ſie die deutſchen Bergvölker gern ſingen und hören.

Manchmal gieng es auch nach genommenem Abendimbiß noch in die nah gelegene Stadt zur Glocke oder wie ſonſt das heimliche Winkelchen heißt, wohin der Freund zu andern Freunden mich führte und wo deſſen unerſchöpflicher Humor noch in mitternächtiger Stunde ſein heiteres Spiel und uns An-dern die Thränen der Luſt und der Freude aus den Augen trieb.

Zu den geſelligen Tugenden der Regensburger gehört ſicherlich auch die Gaſtfreundſchaft und ich habe ſie während meines Aufenhaltes in ihrer Stadt vielfach auch außerhalb des Hauſes meines Freundes genoſſen und zwar in einer Weiſe,

die nicht angenehmer hätte ſeyn können. Mit größtem Vergnügen erinnere ich mich eines Gabelfrühſtückes, nicht weit von einem Mittageſſen entfernt, das wir in der Gartenlaube hinter dem alterthümlichen Hauſe des gebildeten Bankiers ..... einnahmen. Das Mal ſchon ſchmackhaft und trefflich an ſich ſelbſt wurde noch gewürzt durch das friſche lebendige Weſen und die Liebenswürdigkeit des gaſtlichen Wirthes wie durch den Frohſinn der Gäſte. Es war die Mittagsſtunde ſchon lange vorüber, ehe man aufbrach; denn das fröhliche Volk hatte bei duftendem Rheinwein, leckerer Bratbruſt und zartem Geflügel über gar Vieles zu reden.

Unter den mit dem Hauſe des Freundes enger verbundenen Männern lernte ich auch den jungen Baron von ..... kennen, deſſen ritterliches und ächt edelmänniſches Weſen mir gleich beim erſten Begegnen angenehm auffiel. Voll Wärme und Feuer für Alles, was er glaubt, daß ſeinem Vaterland fromme und nütze, verbunden mit fein geſelliger Sitte und der Gewandtheit des Umgangs, wie ſie nur eine weltmänniſche Erziehung und ein vielfacher Verkehr mit der guten Geſellſchaft zu geben vermag, verlieh dieſer Perſönlichkeit einen eigenen Reiz, noch ſtark gehoben durch das ſtattliche äußere Weſen des jungen liebenswürdigen Mannes.

Eines Tages lud er die Freunde auf ſein der Stadt nicht fern liegendes Landgut ein und auch ich hatte die Ehre unter der Zahl der gebetenen Gäſte zu ſeyn.

Fräulein und ledige Herren, Frauen und Männer zogen nach Mittag gegen eine Anhöhe hin auf kleinen Pfaden, durch Aecker und Wieſen und auf dem Gute angekommen wurden ſie vom freiherrlichen Beſitzer in den Garten des Schloſſes

geleitet, der durch seine Lage etwas höchst Eigenthümliches hat. Der Boden in mannigfaltigster Weise gebrochen ist wie dazu gemacht vergnügliche Abwechslung in die Gartenanlagen zu bringen und diesen Vortheil hat man nicht übersehen. Den Mittelpunkt derselben bildet eine große muldenartige Vertiefung, auf deren geebnetem Boden bunte Blumenbeete prangten, während die Abhänge mit allerhand Buschwerk und Bäumen besetzt. Das Ganze gewährte den lieblichsten Anblick und mit Vergnügen stiegen wir in den Krater hinab, wo uns bald ein bedeckter und zierlich geordneter Tisch in's Gesicht fiel, reichlichst mit Speisen und Tränken beladen. Neben an in der Bergwand fand sich eine kleine Grotte dazu bestimmt zur Sommerszeit das Getränk frisch zu erhalten und außer allerhand Weinen lag dort auch ein Fäßlein voll des besten bairischen Biers zum bequemen Gebrauche mit einem Hahnen versehen.

Hätte eine vollendete Hausfrau in diesen Räumen gewaltet, gewiß die ganze Anordnung des ländlichen Festes wäre nicht besser und schöner gewesen. Alles befand sich in niedlichster Ordnung, zeigte die größte Aufmerksamkeit gegen die Gäste, alles lud zu behaglichem Genuß, zu froher Geselligkeit ein, und doch machte der junge Baron allein noch den Wirth, war das Ganze sein eigenes Werk; denn noch fehlte dem Hause die Herrin.

Nochmals in liebenswürdigster Weise willkommen geheißen setzten wir uns am Tisch im Kreise herum und hatte sich schnell die fröhlichste Tafelrunde gebildet, die erst aufgehoben wurde, nachdem die Sonne am Himmel verschwunden.

Wie gekommen, so gegangen. Keine Caroffen, die vorfuhren, keine Livreebedienten, die uns umschwirrten; wir trugen

uns selbsten nach Hause, von Frohsinn und heiterer Laune begleitet.

Ich wette, schon tausend Feste voll Prunk und voll Pracht sind gegeben worden und haben den Theilnehmern nicht die Hälfte der Freude gewährt, die das freundliche Mahl uns in ..... verschaffte. Bringen freilich die Gäste nicht selbst die Hauptsache mit: einen heitern geselligen Sinn, mit Geist, Gemüth und Bildung verbunden und gehen auch dem Festgeber diese Tugenden ab, so wird er mit all seinem Silber und Gold vergeblich versuchen wahres Vergnügen und ächtes Behagen zu schaffen. Diese entspringen aus einer Quelle, die weit abliegt vom Bereiche des Willens und auch des Geldes.

## Eine Wallfahrt.

Eines Nachmittages setzten sich die Freunde in eine Caleesche bespannt mit zwei feurigen Rossen. Gemessenen Schrittes gieng es Anfangs durch einige enge Gäßlein der Stadt und über die Brücke hinüber, von da an aber im schnellsten Trabe thalabwärts.

Kaum eine Stunde unterhalb Regensburgs ändert sich plötzlich das Aussehen des linken Gestades der Donau und zwar zum großen Vortheil der Gegend. Der Stadt gegenüber ist die Landschaft noch wenig vergnüglich und eher öde als freundlich zu nennen; bei Tegernheim werden die Abhänge steiler, es bricht sich das Gestein in schöne malerische Formen, man betritt plutonisches Land, an die Stelle des einförmigen Kalkes sind vielartig gestaltete Porphyre getreten. Mit diesem Bodenwechsel erscheint auch der Weinstock und gar freundliche

Rebengelände, welche der Gegend ein südliches Aussehen geben, ziehen an den Anhöhen der Donau entlang, was mich Weinländer auf's Angenehmste überraschte, der ich hier mitten im Bierland eher Hopfengärten als Weinberge zu sehen erwartete. — Donaustauf, das wir in drei Viertelstunden erreicht, ist äußerst lieblich und wie schon sein Name besagt am Strome der Donau gelegen. Unmittelbar hinter dem Dorfe steigt das Gebirge ziemlich steil an, auf seinem vielfach gebogenen Rücken alte Ruinen, eine freundliche Kirche und weiter aufwärts auch herrliche Eichen und Buchen nebst anderem Laubholz noch tragend. Ein enges reizendes Thälchen, bei mir zu Land „Grachen" genannt schiebt sich zwischen die alte Burgveste Stauf und die Anhöhe ein, deren Besuch Zweck unserer Wallfahrt war.

Mein Freund als vollendeter Nimrod mit der ganzen Gegend auf's Beste vertraut und so wenig als ich selbst die breiten Heerstraßen liebend, führte mich auf umwaldeten Pfaden zu der Höhe hinauf, die der Marmortempel krönt, den Heroen Deutschlands errichtet.

Die Oertlichkeit des herrlichen Denkmals hätte nicht glücklicher auserkoren werden können und auch in dieser Wahl hat sich Ludwigs guter Geschmack auf's Beste bewährt.

Unten am Fuße des Berges strömt, nicht minder geschichtlich als der Altvater Rhein, die schon stattlich gewordene Donau, deren Lauf weithin das Auge verfolgt. Jenseits des Stromes dehnt sich in's Weite und Breite die reichste Kornkammer des Baierlandes aus und an der äußersten Grenze des südwestlichen Himmels zeigt sich dem Blicke in etwas verschwommenen Formen das große Gebirge, welches die Hälfte Europa's durchläuft. All dieß und auch die dunkeln Forste des bairischen

Waldes zur Linken, die ehrwürdige Reichsſtadt mit ihrem alterthümlichen Antliz zur Rechten, das Thal und das Hügelland ſtromaufwärts ſich ziehend, werden von dem Gipfel geſchaut, auf welchem Ludwig die Ehrenhalle Deutſchlands erbaut. So wie's ſich gebührt wird ſie daher weithin in die Länder geſehen, deren Helden ſie zu verherrlichen und im Andenken des Volks zu erhalten beſtimmt iſt.

Der Anblick des heitern Tempels, eines Nachbilds des ſchönſten der helleniſchen Baue, und der ſo ſchönen Erzeugniſſe der Kunſt, die er in ſeinem Heiligthum birgt, muß Jeden überraſchen, der zum erſten Male die Walhalla beſucht.

Von der Baukunſt, von Kunſt überhaupt ſo wenig als möglich verſtehend werd' ich mich hüten von Säulen doriſcher und joniſcher Ordnung, von Kapitälern, Frieſen und deren plaſtiſchen Bildern, von Triglyphen und dergleichen zu reden, oder ſonſt eine Beſchreibung der Walhalla zu geben; es iſt dieß von kunſtverſtändiger Seite zur Genüge geſchehen. Aber ich kann nicht umhin zu bekennen, daß das Ganze, Aeußeres wie Inneres der prachtvollen Halle mir über die Maßen gefallen und meine Hochachtung vor dem Kunſtſinn der Schöpfer dieſer edlen Formen gewaltig vermehrt hat.

Es war doch ein wunderbares Volk dieſe Griechen und wohl nie wird ein zweites erſtehen ihm gleich an Geiſt und Geſchmack.

Im Innern der Walhalla mögen wohl hundert Bildniſſe ſtehen die größten Männer Deutſchlands darſtellend von da an, wo unſer Volk ein geſchichtliches wird bis auf die neueſten Zeiten: von Armin bis zu Göthe herab. Dieſe Bruſtbilder erſcheinen in der hohen und weiten Halle etwas winzig und

klein und viel ſtattlicher würden ſicherlich lebensgroße Marmorgeſtalten ſich ausnehmen; allein Menſchen können nur das Mögliche thun und leicht ſieht man ein, daß die Aufſtellung ſolcher Bilder ſelbſt die Schatzkammer eines Cröſus erſchöpft hätte. Dieſe Walhalla iſt ein weiterer laut redender Beweis nicht nur von der Kunſtliebe, ſondern auch von dem vaterländiſchen Sinne ihres Erbauers, von der Verehrung, die er den großen Namen ſeines Landes gezollt, von der Liebe, mit der er die Geſchichte und die Vergangenheit ſeines Volkes umfaßt.

Und den Gedanken den Heroen Deutſchlands ein ſolches Denkmal zu ſtiften hat er gefaßt inmitten der ſchmachvollen Zeit, wo das deutſche Volk von Fremden unterdrückt war, wo deutſche Fürſten ihre Knie beugten vor einem korſiſchen Glücksmann, wo es in Deutſchland Tauſende gab, die ſich nicht ſchämten noch die Feſſeln zu küſſen, die ſie zu Hörigen des Auslandes erniedrigten.

Die Idee eines Tempels den Geiſtern der Helden des Geſammtvaterlandes geweihet war zu groß, als daß ſie kleinlichen Rückſichten hätte Raum gönnen können und ſo dürfen wir uns auch nicht wundern in der Walhalla eine Stelle zu finden ausgefüllt durch das Bildniß des Mannes, in welchem, was auch ſeine Schwächen und Fehler geweſen, eine der größten Heldenſeele lebte, die je eine deutſche Bruſt gehoben und auf den ſtolz zu ſeyn das geſammte Volk deutſcher Zunge alle Urſache hat. Ja ſelbſt der Kirche, die er ſo eifrig bekämpft, gegen die er bis zum Ende ſeines Lebens ſo hartnäckig und oft mit ſo groben Waffen geſtritten, iſt er zum größten Wohlthäter geworden; denn welcher Unbefangene und Geſchichts-

kundige wird leugnen, auf partheiische Urtheile blinder Eiferer kommt es hier nicht an, daß Doktor Martin Luther auch für die Bekenner des römischen Glaubens von unermeßlichem Nutzen geworden, für die katholische Kirche nämlich, wie sie in Deutschland vorhanden und welche etwas ganz Anderes ist als was sie in romanischen Ländern so nennen.

Eine Fluth von Licht brach auch über sie aus der Bewegung der Geister des sechszehnten Jahrhunderts herein und wie beklagenswerth auch in vieler Hinsicht die Trennung ist, zu welcher jene geführt, so wiegen gewiß die Vortheile, die sie nicht nur Deutschland, sondern auch der übrigen Welt gebracht, die Nachtheile auf, die in dem Gefolge des kirchlichen Zwiespalts gewesen und von denen allerdings heute noch einige stark genug sich verspüren lassen.

Jeder Deutsche, welchem Bekenntniß er auch zugethan sey, der aber im Stande ist das Wesen der Religion von ihren Formen zu unterscheiden, muß Gott dafür danken, daß er uns in dem Augustiner-Mönch einen Propheten gesandt, der für das größte Gut, welches die Menschen besitzen, für die Freiheit des Gewissens so mannhaft gestritten. Hunderte von Denen, die heutigen Tages den großen Thüringer so geringschätzig behandeln, seine Thaten verspotten, sein Wirken verdammen, sie wissen es selbst nicht, was sie dem Geschmähten verdanken.

König Ludwig ist gewiß ein guter Sohn seiner Kirche; aber er ist ein noch besserer Deutscher, fühlt noch tiefer und wärmer für die Ehre und Größe seines Landes, als für die Interessen der Leute jenseits der Berge und deßhalb hat er sich nicht gescheut obwohl ein katholischer König dem Erzketzer Luther den verdienten Ehrendenkstein in seiner Walhalla zu setzen. Die

Anerkennung, welche dieſe That, die auf dem Standpunkt eines bairiſchen Fürſten eine That hoher Unabhängigkeit iſt, bei den Wenigen ſich erwirbt, die ſelbſtſtändig zu denken und zu fühlen die Berechtigung haben, gilt mehr als das Urtheil der Menge, welche ihr Loſungswort von Außen empfängt und nicht befugt iſt von ſich aus zu richten.

Oft hört man es tadeln, daß die Walhalla im griechiſchen Style gebaut und ich will es nicht bergen, ſchön wie ſie iſt, auch ich hätte einem gothiſchen Bau den Vorzug gegeben, weil für deutſches Weſen, für den deutſchen Himmel er ſich beſſer geeignet, als ein helleniſcher Tempel. Die griechiſche Form iſt zu hell und zu klar, und wohl auch zu nackt, ſie gibt in ihrer Einfachheit der Einbildungskraft zu wenig zu thun und ruft im Gemüthe des deutſchen Beſchauers nicht die Stimmung hervor, wie ſie ſeiner nordiſchen Natur behagt: ahnungs- und geheimnißvolle Empfindung.

An der Walhalla iſt zwölf Jahre gebaut worden, wie Marmortafeln beſagen, welche auf den Boden des Tempels gelegt ſind, und bezeichnend genug für die Geſinnungen des königlichen Bauherrn wurde der Grundſtein an einem achtzehnten October gelegt und an einem achtzehnten October vollendet.

Eine rieſenhafte Treppe führt von der Höhe in die Niederung hinab, ich könnte aber nicht ſagen, daß ſie mir ſo wohl wie der Tempel gefallen.

## Der Freund.

Wenn wir auch so glücklich sind viele Freunde zu haben, so gibt es unter ihnen doch Einen, an dem wir inniger hängen als an den Andern und durchschnittlich fühlen wir uns zu dem am Stärksten hingezogen, mit dem wir schon im Frühling des Lebens verbunden gewesen.

Die Eindrücke, welche das weiche und noch frische Gemüth des Jünglings empfängt, gehen viel tiefer als die des reifern Alters, sind deßhalb auch so häufig von der nachhaltigsten Dauer und Jugendfreundschaften von einer Beständigkeit, wie sie selten diejenigen haben, in spätern Jahren geschlossen, auch dann selbst, wenn das Geschick die Freunde weit und lang auseinander gerissen.

Die beiden Männer, die sich am Donaustrand wieder begegneten, waren Jugendgenossen, sie hatten zusammen studirt, als frohe Gesellen Angenehmes gemeinschaftlich erlebt, manch lustigen Schwank zusammen vollbracht, auch Irrfahrten mit einander gemacht und kleine Abentheuer bestanden; was Wunder also, daß das Wiedersehen der Freunde nach dreißigjähriger Trennung auf beiden Seiten ein höchst vergnügliches war.

Als Jünglinge, deren Zukunft noch gänzlich im Dunkeln lag, schieden sie, als gereifte Männer, deren Schicksal entschieden war, trafen sie sich wieder, der Eine den Andern als Vater erwachsener Kinder und Gatten einer vortrefflichen Frau. Was Jeder werden konnte, war er geworden.

Ein Meer von Ereignissen lag zwischen ihrer Jugend und ihrem jetzigen Alter. Wie viel war in diesem Zeitraum verschwunden, was eine ewige Dauer versprach, wie viel auf die

Schaubühne des Lebens getreten, was die kühnste Einbildungskraft ihrer Jugend auch nicht von Ferne zu ahnen vermochte; wie viele Täuschungen waren erlebt, wie manche Hoffnung zerronnen und doch auch wieder wie viel schöne Erfahrungen gemacht, wie viel Erfreuliches erlebt!

Wie hätte es so an Stoff zu vergnüglicher und belehrender Unterhaltung uns mangeln können, auch wenn ich eben so viele Monate im Hause des Freundes geweilt hätte, als ich nur Tage daselbst verbleiben konnte.

Ich hoffe der Freund werd' es dem Freunde verzeihen, wenn dieser schließlich es wagt, noch einige weitere Worte dem Leser zu sagen über den ungewöhnlichen Mann an der Donau.

Schon sein Aeußeres kündigt eine Natur an von höchst eigenthümlicher Art und weicht auf's Stärkste von der Gewöhnlichkeit ab. Die schlanke, etwas vorwärts gebeugte Gestalt, eine gewisse Nachlässigkeit in der Haltung, der schlendernde Schritt, die sokratische Nase, die leuchtenden Augen, das lebhafte beinah ununterbrochene Spiel des ganzen Gesichtes, die Bewegung des spitzen nach Außen gerichteten Kinnbarts, dieß alles und Anderes noch zeigt deutlich, daß jeder Zoll dieses Mannes ein Urmensch ist.

Auch durch den Anzug unterscheidet er sich von den gewöhnlichen Menschen und von Zierlichkeit und Sorgfalt dabei ist gar keine Rede. Nicht daß seine Tracht eine besondere wäre, im Ganzen kleidet er sich wie die übrige Welt; aber so bald er einen Rock oder Anderes angezogen, erhält es einen eigenen Stempel und paßt sich sofort der Gestalt und dem Wesen des urthümlichen Trägers auf's Vollkommenste an. Die

Stiefel allein sind nicht wie die anderer Leute, sie umfassen die Hosen und gehen weit über die Kniee herauf, sind auch weich und biegsam und haben nie Wichse gesehen, sie werden nach alter Sitte und Brauch mit Fett eingeschmiert.

Am allerbesten gefiel mir der Freund in seinem schief aufsitzenden grünen Tyroler Spitzhut mit einer schmucken Hahnenfeder geziert in der fußbreiten Gurt um den Leib, in grauem Tuchrock mit grünen Aufschlägen und das Gewehr auf dem Rücken, in welchem Anzug er immer erscheint, wenn er Lust in sich fühlt Hasen oder sonstiges Wildpret zu schießen.

Man kann sich den Mann nicht köstlicher denken als so angezogen und kaum brauch' ich zu sagen, daß alles sich freut den Herrn Baron in diesem Aufzug zu sehen.

Wer den Freund nur aus der Ferne betrachtet, nicht das Glück hat ihn näher zu kennen und die Menschen bemißt nach den gewöhnlichen Regeln des städtischen Anstands, dürfte wohl Dieß und auch Jenes bekritteln und tadeln. Das was sie jenseits des Wassers „genteel" heißen und Mancher daselbst viel höher noch als Tugend erachtet, das ist er sicherlich nicht, obgleich durch und durch „Gentleman" im edelsten Sinne des Worts und in Dingen, die den wirklichen Anstand und Zartsinn betreffen, so feinfühlig und rücksichtsvoll, als dieß viele Großstädter nicht sind.

Aber das Schönste an ihm ist der innere Mensch, sein Gemüth, sein Geist und Humor. Und um zuerst vom letztern zu reden, so habe ich außer Einem, der aber nicht mehr hienieden, Niemanden sonst noch in meinem ganzen Leben begegnet, der in höherem Grade die Gabe vom Himmel empfangen hätte alles von einer ernstfröhlichen Seite zu nehmen, als sie

dem Freund an der Donau geworden. Ist von vaterländischen Dingen die Rede, sind Fragen der Wissenschaft in Behandlung, bespricht man Gegenstände der Kunst oder um was sonst die Unterhaltung sich drehe, immer hüllt sich sein schlagendes Urtheil in die vergnügliche Form des Humors.

Schon als Student ist er deßhalb der Liebling seiner Gefährten gewesen und hat ein unbegrenztes Ansehen in seiner Umgebung genossen. Was Z . . . . . w sagte, war nicht nur bei Füchsen und Burschen, sondern auch selbst bei den bemooste sten Häuptern ein Ausspruch des höchsten Orakels und manch' ernsthaften Zwist wußt' er durch zwei humoristische Worte zu schlichten, den Andere zu heben sich vergeblich vorher alle ersinnliche Mühe gegeben.

Und wenn es irgendwie möglich gewesen am rechten Orte vor einigen Jahren in die wirren Köpfe Besinnung, Verstand und Klarheit zu bringen, so hätte dieß der Humor des Freundes gethan; leider fand er dort taubere Ohren als weiland zu E. und blitzten am . . . . vergeblich dessen göttliche Funken.

Das Gemüth des Freundes ist von seltener Tiefe, daher sein lebendiger Sinn für die Kunst, seine große Verehrung vor den Meistern derselben, sein feiner Geschmack, daher auch die warme Theilnahme an den höchsten Fragen der Forschung auf dem Gebiete des Geistes und der Natur, an Fragen, welche mehr noch das Gemüth als den Verstand berühren, obgleich gewöhnlich das Gegentheil als das Richtige gilt.

Ein Mensch von der Gemüthsart des Freundes, wie könnte der anders, als der trefflichste Gatte, der zärtlichste Vater, der anhänglichste Freund, der liebenswürdigste Gesellschafter seyn; oder wächst denn nicht aus dem Gemüthe alles

hervor, was das Daseyn wünschenswerth, das Leben glücklich macht und mit Behagen erfüllt?

Aber auch Geist hat der Freund und von dieser Himmelsgabe des Vielen erhalten, das Vermögen nemlich, selbst Ideen zu zeugen, schöpferisch zu denken und über die Welt sein eigen Urtheil zu haben. Ich war oft nicht wenig über die sinnige Urthümlichkeit erstaunt und erfreut, mit der er Dinge besprach, von denen ich glaubte sie lägen seinem Sinne so fern, daß er ihnen gar keine Aufmerksamkeit schenke. Dieß ist namentlich der Fall mit Allem, was Bezug auf die Grunderscheinungen der physischen Welt hat. Der Freund ist einer jener seltenen Menschen, die, um so zu reden, selbst ein Stück Natur, mit ihr auf's Innigste verwoben sind, jeweilen ganz in sie sich versenken und sich vergessen, doch es aber wieder vermögen über ihr gleichsam zu schweben und das Licht des Genies über ihre dunkeln Gebiete scheinen zu lassen.

Es ist deßhalb auch meine feste Ueberzeugung, daß der Freund ein tiefsinniger Forscher und auch ein glücklicher geworden wäre, wenn derselbe irgend einen Theil der Natur zum Gegenstand seines Studiums gemacht haben würde. Er hätte neue Bahnen gebrochen, wäre nicht an der Oberfläche der Dinge stehen geblieben, sondern ihnen so tief als möglich auf den Grund gegangen, hätte nur die Wissenschaft, nicht sich selbsten gesucht. Schade daher, daß sein Geschick ihn auf andere Wege des Lebens gestellt.

Er wäre auch Künstler geworden und nicht ein nachahmender blos, er hätte Eigenes geschaffen und neue Ideen verkörpert. Zum genialen Schriftsteller ist er vollends geboren und im humoristischen Style hätte er ganz Anderes geleistet,

als dieß Sterne und Richter gethan. Hoffentlich kommt noch einmal der Geiſt über ihn, den Zögernden zwingend das Wort ſeiner Jugend zu löſen, das in dem Verſprechen beſtand Ein Buch wenigſtens in ſeinem Leben zu ſchreiben. Ich weiß gar wohl noch den Ort, wo er dieß Gelübde gethan und ſchon in den zwanziger Jahren war er mit dem Titel des Werkes im Reinen. Ich denke, es wäre nun Zeit, daß die Hauptſache folgte. Gefiel es ihm auch nur ein paar Bogen zu ſchreiben, und mehr begehren wir nicht, ſo wären ſie voll Shakeſpeariſcher Laune und hätten größern Werth als die Hälfte der Bücher, die auf dem Markte zu Leipzig erſcheinen.

Daß der Freund an der Donau bald möglichſt die Feder ergreife und wirke ſo lang es noch Tag iſt, dieſen mahnenden Wunſch wird er dem Freunde am Rheine verzeihen und ihm zu genügen ſchuldet er ſicherlich dem Kreiſe der noch lebenden Freunde.

## Paſſau.

Es war der Paß aus der Hauptſtadt gekommen, der Koffer gepackt, der Abſchied von den Freunden genommen, das Wetter ſo ſchön wie beſtellt und nichts mehr ſtand der Abreiſe entgegen als die Bitte des Hauswirths den Aufenthalt noch um einige Tage zu dehnen. Aber gedrängt von der Zeit konnte ich mit beſtem Willen dem Freund nicht willfahren und von ihm am früheſten Morgen zum Schiff geleitet, ſagte ich Regensburg Lebewohl nicht ohne den Wunſch und die Hoffnung die mir ſo lieb gewordene Stadt bald wieder zu ſehen.

Raſch gieng der Dämpfer mit Menſchen und Waaren

beladen ſtromabwärts, an der Walhalla, an ältern Burgen, an Wäldern und Feldern vorüber und nicht gar lange dauerte es, ſo ſah uns ſchon Straubing entgegen, dem ſich die Donau in den launigſten Windungen nähert, ſo daß die Stadt bald von Rechts, bald von Links, von Vornen und Hinten ſich darſtellt. Ich war in meinem ganzen Leben bezüglich der Himmelsgegenden nie ſo verwirrt wie auf dieſer wunderlichen Waſſerfahrt nach Straubing, und Andern iſt es auch nicht anders gegangen, wie die Geſchichte beweist, welche mir ein alter gutmüthiger Pfarrer aus Straubing gar ergötzlich erzählte.

Ein Engländer, ſagte er mir, iſt unlängſt dieſes Weges gekommen und erkundigte ſich der Sitte ſeiner Landsleute gemäß nach dem Namen jedes Ortes, das er vom Schiff aus geſehen. Wie heißt jene Stadt dort drüben mit den Kirchen und Thürmen, fragte der wißbegierige Britte einen des Landes kundigen Reiſegenoſſen. Straubing, war die Antwort. Wie heißt jene Stadt dort unten mit den Thürmen und Kirchen, wurde nach einer Weile wieder gefragt und abermals Straubing genannt. Und nachdem er noch fünf- oder ſechsmal gefragt und immer die gleiche Antwort erhalten, hätte ſich nach der Verſicherung meines Herrn Pfarrers der Britte über die Maßen gewundert, daß man hier zu Land ſo vielen Städten den gleichen Namen gegeben. Was mich noch mehr als dieſe Geſchichte ſelbſt ergötzte, das war das Behagen, mit der mir der gutmüthige Mann dieſelbe erzählte; man ſah es ihm an wie glücklich er ſich fühlte im Beſitz einer Anecdote zu ſeyn, an der ſich der wunderliche Gang der Donau bei Straubing, den er für die größte Merkwürdigkeit des Stromes zu halten

ſchien, ſich ſo anſchaulich darſtellen ließ. Wie werth und theuer ihm die Geſchichte mit dem Engländer geweſen, ſah ich auch daraus, daß er ſie jedem Fremden, der ſich ihm nahte, unverweilt auftiſchte, ſo daß ich ſie in einer Viertelſtunde wohl drei- oder viermal zu hören bekam, wobei der Herr Pfarrer niemals verfehlte über die Beſchränktheit des Engländers herzlichſt zu lachen.

Wie oft aber auch Straubing im Kreiſe ſich drehte und alle Punkte des Compaſſes durchlief, es entwiſchte uns nicht, wir hatten es endlich gefangen und leid that es mir an ihm vorüber fahren zu müſſen; denn gar zu gern hätte ich die Vaterſtadt Frauenhofers beſucht; mich einige Stunden in ſeinen alterthümlichen Gaſſen herumgetrieben und mit unſerem geiſtlichen Herrn zuſammengeſeſſen um durch ihn meinen Schatz guter Geſchichten, deren er gewiß noch viel beſſere zu erzählen gewußt, als die von dem reiſenden Engländer, vermehren zu laſſen.

Straubing erinnert an eine grauſame That von Standesvorurtheil im fünfzehnten Jahrhundert begangen, an den gewaltſamen Tod der ſchönen Tochter eines Augsburger Bürgers, die das Unglück hatte von dem bairiſchen Herzog Albrecht geliebt und zur Gattin erkoren zu werden zum größten Mißvergnügen des fürſtenſtolzen Vaters. In Abweſenheit ihres Gemahls wurde die gehaßte Schwiegertochter zum Tode verurtheilt und von der Brücke bei Straubing in die Fluthen der Donau geſtürzt. Es iſt das klagwürdige Schickſal der Agnes Bernauer von Augsburg ein Gegenſtand würdig dramatiſcher Behandlung oder einer Novelle.

Die Ufer der Donau werden immer ſchöner und ſchöner,

je weiter ſtromabwärts. Bewaldete Abhänge, Kirchen, Abteien, Schlöſſer, Ruinen und was ſonſt noch vergnüglich zu ſehen, gehen in raſchem Wechſel am Auge vorüber und ſchon um Mittag iſt das herrliche Paſſau erreicht.

Die Lage dieſer uralten Stadt erſchien mir ſo reizend und ſchön, daß ich der Luſt zum Landen nicht zu widerſtehen vermochte, obgleich ich anfangs gewillt war in Linz mein Nachtlager zu halten. Und ich habe es nicht bereut daſelbſt geblieben zu ſeyn; denn es dürfte wenige Punkte am Donauſtrand geben vergleichbar mit der Schönheit der Lage von Paſſau.

Nach eingenommenem Mittagsbrod in einem behaglichen und durchaus zu empfehlenden Gaſthof nicht ſehr weit von der Landungsſtätte entlegen, deſſen Zeichen ich aber leider vergeſſen, fieng ich meine Wanderung an und verſteht ſich von ſelbſt ohne Führer, deren ich mich nur im höchſten Nothfall bediene ſchon deßhalb, weil nichts einen größern Reiz für mich hat, als in einem mir unbekannten Orte von Entdeckung zu Entdeckung zu gehen, mich durch Unerwartetes überraſchen zu laſſen, mir aber auch nichts mehr zuwider iſt als Lakaiengeſchwätz und Belehrung.

Vor allem wurde der Standpunkt geſucht, von dem aus mir Das, was mich am Meiſten zu ſehen verlangte, ſich darſtellte: Die Vermählung der zwei mächtigen Ströme zwiſchen welche ſich Paſſau ſo maleriſch einſchiebt. Da die Landzunge auf welcher die alterthümliche Stadt erbaut iſt, beträchtlich über den Spiegel des Waſſers ſich hebt, ſo hat der von der Nähe eines zweiten gewaltigen Stromes keine Ahnung, welchen der Waſſerweg von Regensburg nach Paſſau gebracht: die bergichte Stadt drängt ſich zwiſchen den Inn und die Donau keilartig

ein. Auf's Stärkſte wurde ich daher überraſcht, als ich auf der Höhe des ſtattlichen Gewäſſers anſichtig ward, das in raſchem Lauf aus bewaldetem Gebirge ſchäumend und brauſend hervorſtrömt, um bald ſein Ende in der Donau zu finden.

Man ſieht dem prachtvollen Strome es an, daß er einen hohen Urſprung genommen, daß er ein Alpenſohn iſt und man fühlt eine Art von Bedauern, daß er von nun an dem niedriger Geborenen den Vortritt laſſen muß, er, der dieſen an Macht und Gewalt um Vieles überragt. Geht es doch häufig im Leben des Menſchen nicht anders, und dient nur zu oft die Größe des Einen die Kleinheit des Andern zu heben und ſelbſt zur Größe zu machen.

Als mein Auge in die bewaldeten Schluchten hineindrang, durch welche der Inn ſeinen Pfad ſich gebahnt, verſpürte ich gewaltige Luſt ſtromaufwärts zu wandern und in den wilden Schönheiten ſeiner Ufer zu ſchwelgen; aber nicht Herr meiner Zeit mußte ich dieſes Verlangen eben ſo ſchnell unterdrücken als es gekommen.

Paſſau dacht ſich gegen den Innſtrom ziemlich ſteil ab, es führen jedoch behagliche Pfade hinab zu dem Ufer und ich zauderte nicht auf einem derſelben die Brücke zu gewinnen, welche Paſſau mit Innſtadt verbindet und über die der Weg hinauf führt nach Mariahilf, einer Kirche vielfach von frommen Pilgern, von mir deßhalb beſucht, weil man dort eine Ausſicht auf die Umgegend Paſſaus genießt, wie ſie nicht ſchöner zu denken. Ich weilte dort oben ſehr lange, bald gehend bald ruhend und ſtieg nur ungern wieder hinab in die Tiefe.

Die Straßen von Paſſau, nicht ſonderlich belebt, haben ein reinliches Ausſehen, die Häuſer ſind in der Regel aus

Steinen gebaut, die größern durchgängig auf ſtarke Gewölbe geſtützt, die das Erdgeſchoß bilden und zu allerhand Gewerben, namentlich zu Trinkſtuben ſich eignen, an denen auch Paſſau keinen Mangel zu leiden ſcheint. Ich bin in einigen ſolcher Hallen geweſen und ſie haben mir nicht übel gefallen ihrer ſoliden Stattlichkeit halber und ihrer Reinlichkeit wegen.

Die Leute von Paſſau hab' ich gar freundlich, gefällig und artig gefunden und von manchen Beiſpielen davon nur Eines. Ziemlich ſpät des Abends von meiner Wanderung in die Umgegend zurückkehrend nahm ich in der Nähe der Stadt ein Glas Wein in einem kleinen freundlichen Garten. Außer mir keine anderen Gäſte und der junge Wirth, ſeine artige Schweſter, Vater und Mutter und ſelbſt die Magd ſetzten ſich um den Fremden herum. Es wurde über Paſſau und was es drinnen und draußen Schönes und Sehenswerthes gab, allerhand Worte gewechſelt und man ſah und hörte es dem Gaſte gleich an, daß er kein Paſſauer ſei, auch kein Baier und unumwunden fragten ſie mich, weß Landes ich wäre und woher ich gekommen. Die Leute waren zu freundlich und gut, als daß ich nicht bereitwilligſt ihre ſo natürliche Neugierde hätte befriedigen ſollen. Jeſus Maria! rief die Mutter laut auf, kommen Sie wirklich aus .....? ich habe auch dort gelebt und glücklich waren die Tage, die ich dorten verbracht. Sind Sie auch in .... geweſen und kennen Sie Herrn ſo und ſo und ſteht auch die lange Brücke noch bei ...? und was ſie ſonſt noch für Fragen in ihrer Herzensfreude an mich gerichtet haben mag. Ich mußte nun von dieſem und jenem, von Seen und Bergen erzählen, und ich redete auch von Allem, was mir in Sinn kam zum größten Behagen der Leute. Nie

habe ich eine aufmerkſamere Zuhörerſchaft gehabt, als die, welche in dem Weinſchank von Paſſau vor mir geſeſſen. Inzwiſchen war die Nacht angebrochen und hatte die Stunde zur Heimkehr geſchlagen. Unter Händedruck wurde Abſchied genommen und der Sohn ließ es ſich nicht nehmen durch die dunkeln und bergigten Gaſſen den Fremdling nach dem etwas weit abgelegenen Gaſthof zu führen.

Bereits hatte ich mir die Feſte, welche auf der Spitze des Gebirges jenſeits und beinahe unmittelbar über der Donau gelegen, als eine Landmarke der Gegend ins Auge genommen und Sonntags früh bei hellem und ſonnigem Wetter giengs hinüber über die Brücke, ein wenig abwärts am Strom bis zu dem Pfade, der links etwas ſteil hinauf nach Oberhaus führt, ein Name, der die Lage und Größe der Feſtung vollkommen bezeichnet: ſie iſt höher gelegen als irgend ein anderes Haus in und um Paſſau und nicht viel größer als ein Haus mit ſtarkem Gemäuer.

In frühern bisthümlichen Zeiten, ſagte man mir, diente Oberhaus weniger zum Schutze gegen äußere Feinde als vielmehr dazu den Paſſauer Bürger in Ordnung zu halten, wenn es ihm jeweilen in den Sinn kam gegen den Krummſtab ein wenig ſtörriſch zu ſein, auf ſeine Rechtſame allzu großes Gewicht zu legen oder gar neue zu fordern. Einige Kanonenſchüſſe von da oben hinab in die unbotmäßige Stadt gethan, mögen allerdings des gewünſchten Eindruckes nicht verfehlt und den wankenden Gehorſam der Bürgerſchaft ſchnell wieder befeſtiget haben.

Auch heutigen Tages wird Oberhaus noch als Feſtung behandelt, ſie hat einen Befehlshaber und eine kleine Beſatzung,

auch ein paar Kanonen, die aber nur gebraucht werden um den Ausbruch eines Feuers der Umgegend zu verkünden. Sonst iſt es der bairiſche Asperg, wo Demagogen, Revoluzer und anderes ſtaatsgefährliche Volk eine ſichere Unterkunft finden. Am erſten Thor angelangt wurde ich von der Schildwache gefragt, was mich daher führe und als ich den Wunſch zu erkennen gegeben die Feſtung, d. h. die ſchöne Ausſicht zu ſehen, ſo gab man mir bereitwilligſt einen Gefreiten zur Seite und ich konnte nun gehen, wohin mir's beliebte.

Das ſchloßähnliche Gebäude dient der Beſatzung zum Wohnen und die muntern Geſellen fand ich eben beſchäftiget ihre Monturen ſonntäglich heraus zu putzen und paradefähig zu machen.

Da wurden Tſchakos gerieben, dort Knöpfe polirt, hier Lederriemen geweißt, dort Uniformen gebürſtet. Auf Tiſchen und Bänken lagen Haberſäcke herum, neben jedem die kleine Haushaltung des Kriegers in ſoldatiſcher Ordnung zuſammen gelegt.

In einer der Stuben war man ſchon mit der Zubereitung des Mittageſſens beſchäftiget, das als ein ſonntägliches etwas reichlicher und beſſer wie ſonſten ausfallen zu ſollen mir ſchien; denn gar ſchönes Gemüſe, verſchiedenes Grünwerk und kräftig und einladend ausſehendes Rindfleiſch, ja ſelbſt Eier ſah man unter den Händen der ſoldatiſchen Köche in ziemlicher Fülle, Elemente, aus welchen auch ohne große culinariſche Künſte ein gutes und ſchmackhaftes Eſſen ſich zuſammen ſetzen ließ. Man konnte leicht ſehen, daß dieſem großen Geſchäfte des Tages ein lebhaftes Intereſſe geſchenkt wurde und allen Zuſchauern bereits das Waſſer im Munde war. Ich ſelbſt hätte nicht verſchmäht

dießmal am Soldatentiſch in Oberhaus anſtatt im Gaſthof zu ſpeiſen.

Sonſt wird der Naſe in den Stuben der Kaſernen nicht eben geſchmeichelt und auch in dem Bergſchloß duftete es nicht nach kölniſchem Waſſer, aber die Luft war ſo geruchlos als möglich, wie ich überhaupt die Sauberkeit bewunderte, die mir in dieſen ſoldatiſchen Räumen begegnete. Auf dieſer reizenden Höhe wäre es freilich gedoppelte Sünde auch nur den geringſten Schmutz um ſich zu dulden; denn in ganz Baiern dürfte es nicht einen zweiten Ort geben, wo die Soldaten ſo gut und maleriſch eingehaust ſind wie in Oberhaus, und ich habe die dortige Beſatzung um ihren prachtvollen Aufenthalt ordentlich beneidet. Die Geſellen wären jedoch, wie leicht zu vermerken, lieber unten in Paſſau geweſen, wo es viele Bierkeller, öffentliche Gärten und Anderes gibt, was den Soldaten mehr anzieht als die ſchönſte Ausſicht der Welt. Nachdem ich gehörig alles beſchaut und geſehen, auch mit den Leuten Dieß und Jenes geſchwatzt, drückte ich meinem Begleiter ein Geldſtück in die Hand, was mir die Auszeichnung verſchaffte mit allen militäriſchen Ehren aus der Feſtung entlaſſen zu werden.

Auf der Höhe der Veſte ſieht man aus einem engen Thal einen kleinen Fluß hervorſchleichen, deſſen Waſſer ausſieht wie Dinte und der ziemlich weit hinab die linke Seite der Donau mit einem dunkeln Rande einfaßt. Ich habe eine ſolche Färbung ſchon weiter aufwärts an einigen Flüſſen bemerkt, die auf dem gleichen Ufer in den Strom ſich ergießen. Ob die Farbe von Eiſen herrührt oder von was ſonſt, wüßte ich nicht zu ſagen; iſt es doch überhaupt mit der eigenthümlichen Farbe des Waſſers verſchiedener Flüſſe und Seen eine

eigene Sache, über welche uns die Naturkundigen noch nicht die gewünſchte Auskunft zu geben vermögen; z. B. warum der Lago Maggiore ſmaragdgrün, der Lemaner himmelblau ſey. Wohl ſagt man, und wie mir ſcheint nicht ohne Grund, daß wie der Luft, ſo auch dem Waſſer und Eiſe eine blaue Färbung zukomme und Abweichungen von derſelben immer Unreinigkeit und Beimiſchung verrathe. Was dieſe Beimiſchungen ſeyen, das iſt es eben, was wir noch nicht wiſſen.

Von der Feſtung aus ſah ich einen Pfad oben auf der Höhe durch friſche Matten und Felder ſich winden und auf ihm gelangte ich bald an den Abhang, der ſteil gegen die Donau einfällt und in welchen Staffeln gehauen, die dazu dienen den Wanderer durch den Wald raſch hinab in den Thalgrund zu führen. Aus dem zerklüfteten Geſtein rinnen reichliche Quellen des köſtlichſten Waſſers, an dem ich meiner Gewohnheit gemäß mich herrlich erlabte und das nach einigen Badehäuſern, gar freundlich am Abhang gelegen, auf die einfachſte Weiſe geleitet iſt.

Nicht weit von der Donaubrücke kam ich aus dem Gebirge heraus und da es gegen eilf Uhr gieng, ſo machte ich mich nach Paſſau hinüber, deſſen Straßen ich belebt fand durch Landvolk, das durch den ſchönen Sonntag verlockt in Schaaren zur Stadt gezogen, um in die Meſſe zu gehen und wohl auch ſonſt noch ſich zu vergnügen.

Die Leute nahmen ſich in ihrem bunten Staate nicht unſchön aus und es waren darunter hübſche Burſche und manches ſchmucke Mädchen zu ſehen. Ich ſteuerte der Hauptkirche zu und eben als ich auf dem Platze anlangte mit dem Bildniß des erſten Königs von Baiern verziert, kam das Militär

mit klingendem Spiel herbeigezogen und machte vor dem Dom einen Halt. Nicht lange, so marschirte die Mannschaft in soldatischer Ordnung zur Kirche, ich folgte dem Zuge und wohnte einer militärischen Messe bei, die, ich will es ganz offen bekennen, mir über die Maßen gefallen.

Die Soldaten lieben die Kürze und sind dem Langen und Breiten im Reden und Handeln nicht hold. Auch die für sie bestimmte Messe schien mir diesem Geschmacke zu folgen, sie war einfacher kürzer und weniger reich an Formen, als sie sonsten zu seyn pflegt.

Da in dieser feierlichsten Handlung der katholischen Kirche alle Mittel in Anwendung kommen darauf berechnet das Gemüth der Gläubigen zu ergreifen, so wird wohl weislich auch die tiefgreifende Musik benützt und ist dabei die gewaltige Orgel von großer Bedeutung. In der Messe, von der es sich handelt, begleitete allein die militärische Musik den dienenden Priester und von Orgeltönen war nichts zu vernehmen. Man hörte vorzugsweise ein Klarinett, von einem vollendeten Meister geblasen, das mit wunderbarer Schmiegsamkeit den verschiedenen Theilen der feierlichen Handlung sich anfügte und es waren namentlich einige Solos von tief ergreifender Wirkung. In den weiten Räumen des Tempels hallten die runden vollen Töne mit ausdrucksvollster Feierlichkeit wieder, das Gemüth zur tiefsten Andacht stimmend, und ich darf wohl sagen, daß ich niemalen eine Kirchenmusik gehört, die mir so durch die Seele gegangen, wie diejenige, von der ich jetzt rede. Es ist zwar immer ein ergreifender Anblick, Tausende von Menschen zugleich in einem Tempel versammelt und ihre Kniee gebeugt zu sehen vor derjenigen Macht, die Alles in Allem

iſt; aber ich weiß nicht wie es kommt, ein militäriſcher Gottesdienſt rührt mich noch mehr als ein anderer und ruft in meinem Gemüth eine ganz eigene Stimmung hervor. In der Kriegsmacht tritt die Gewalt des Menſchen am Augenfälligſten auf, in ihre Hand ſehen wir oft das Wohl und das Weh ganzer Länder gelegt, vor ihr weicht nicht ſelten ſelbſt die Majeſtät des Geſetzes und deßhalb hat ſie für Viele etwas Unheimliches, wird ſie mehr als irgend eine andere Gewalt von den Menſchen gefürchtet.

In der Kirche gilt kein Anſehen der Perſon; hier gegenüber der allerhöchſten Gewalt wird ſelbſt das größte Menſchliche klein, hat ſich alles zu beugen, auch die bewaffnete Macht, die dem göttlichen Geſetze eben ſo unterworfen iſt, wie der Schwächſte unſeres Geſchlechtes. Indem aber auch ſie jeweilen ihr Knie beugt, wird uns vor Augen geführt, daß die gefürchtete Macht noch von einer höhern ſich abhängig fühlt und dieſer Anbetung ſchuldet, wie andere Menſchenkinder und eben in dieſer Unterwerfung, welche der Gottesdienſt ausdrückt, liegt wohl der Grund, weßhalb der Anblick betender Krieger etwas eigenthümlich Ergreifendes und Feierliches hat.

Wenn wir zarte jungfräuliche Geſtalten in Andacht verſunken vor einem Altar knieen ſehen, wen würde eine ſolche Erſcheinung nicht rühren; doch finden wir ſie gewiſſermaßen natürlich. Beim Mann iſt es ſchon anders: rauher an Geiſt und an Körper, mit ſeinem Schaffen nach Außen gerichtet, iſt er der Gefühlswelt ferner geſtellt, als das zarte Geſchlecht, woher es zweifelsohne auch kommt, daß durchſchnittlich genommen das Weib frömmer iſt als der Mann.

Nun vollends die Krieger, durch ein eiſernes Geſetz be-

herrſcht und gebunden, auch dazu beſtimmt vorkommenden Falles Tod und Vernichtung den Menſchen und deren Werken zu bringen, ihnen liegt die Stimmung des Gemüths, welche wir Andacht nennen, noch ferner, als der übrigen Welt und ein gewiſſer rauher Sinn und die Abweſenheit zärterer Gefühle ſcheint uns eine ganz natürliche Sache beim Soldaten zu ſeyn. Auch dieſen jeweilen andächtig, bärtige Geſichter beten, die, welche ſtolzer und aufrechter einher gehen als andere Menſchen, ihre ſteifen Kniee beugen zu ſehen, iſt für mich deßhalb auch eine Erſcheinung vom höchſten pſychologiſchen Intereſſe.

Einmal von gottesdienſtlichen Dingen redend, ſei mir geſtattet, daß ich noch das Eine und Andere ſage. Andacht und Belehrung ſind ſo verſchiedene Dinge wie Gemüth und Verſtand; die katholiſche Kirche ſcheint mir die Andacht, die proteſtantiſche mehr die Belehrung zu fördern; jene iſt daher die Form- dieſe die Wortreichere. In der Uebertreibung des Einen oder des Andern ſcheint mir ein Uebel zu liegen und die rechte Mitte zwiſchen beiden zu finden, würde höchſt erwünſcht ſeyn, wenigſtens für uns germaniſche Menſchen, die wir eben ſo tiefe Gemüths- als Geiſtesbedürfniſſe fühlen und denen daher weder das Wort und der Begriff allein noch der bloße Cultus genügt.

Eine Religion, wie wir ſie bedürfen, muß den ganzen Menſchen erfaſſen, ſie muß das Herz uns erwärmen, den Verſtand uns erleuchten, Geiſt und Leben ausſpenden und mit nackten, dogmatiſchen, moraliſchen und philoſophiſchen Lehren iſt uns eben ſo wenig geholfen, als mit den ſchönſten äußern Formen. So wie mir ein Gottesdienſt vorſchwebt und wie er nach meinem Meinen öffentlich ſeyn ſollte, nemlich genügend

und erhebend für den gebildetsten Mann, wie für den, der hinter dem Pfluge geht, habe ich freilich in der Wirklichkeit noch nirgends getroffen; ich habe bald da bald dort Etwas gefunden, was mich erbaute und auch belehrte und bin deßhalb bald katholisch, bald lutherisch, bald methodistisch, bald unitarisch, ja selbst selbst quäckerisch gewesen. Wo irgend ein Strahl aus jener Welt, in welcher der Geist und das Gemüth ihre Heimath haben, hervorbricht, da fühle ich mich erwärmt, gehoben, belebt und wann und wo und wie dieß geschieht, gilt mir ganz gleich.

Ich verhehle es nicht, daß ich die älteste Kirche um Vieles beneide, was sie besitzt und der jüngeren fehlt; sie hat Einrichtungen, Gebräuche und Formen bewahrt, die nicht nur schon trefflich an und für sich und auf tiefe Bedürfnisse des Menschen berechnet, sondern auch höchst ehrwürdig durch ihr hohes Alter geworden sind, ein Vorzug, den wir nicht hoch genug anzuschlagen vermögen.

Keine Ansicht kann daher beschränkter und auch grundloser seyn als die, welche die katholische Kirche als eine Anstalt betrachtet, hervorgegangen aus dem Ehrgeiz, der Hab- und Herrschsucht listiger Priester. Daß auch in ihr Beweggründe gewaltet, sich Bestrebungen geltend gemacht haben, höchst selbstsüchtiger Art, daß Handlungen begangen worden sind, die sich nicht vertheidigen lassen und entschieden unchristlich waren, das wissen wir wohl und sind wir auch weit entfernt das was hier schwarz ist, weiß machen zu wollen. Aber trotz dieser starken Schattenseiten ist die katholische Kirche dennoch eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, eine wunderbare Schöpfung morgen- und abendlän-

dischen Geistes zugleich, ein Riesenorganismus, dessen vielartige Theile auf das wundersamste und mit staunenswerther Einsicht zusammengefügt sind.

Eine derartige uralte Weltanstalt zu begreifen und nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, ist nicht Jedermanns Sache und am wenigsten hiezu berufen und befähiget ist zelotischer Sinn auf dieser oder jener, auf rechtgläubiger oder häretischer Seite. Es erfordert dieß eine Kenntniß von Thatsachen, eine Einsicht in das ganze Wesen des Menschen, eine Unabhängigkeit der Gesinnung, eine Freiheit des Geistes, eine Unbefangenheit des Urtheils, wie wir diese Eigenschaften nur selten in einem Menschen vereiniget finden; und die Meisten, welche über unsern Gegenstand laut wenigstens urtheilen, sind befangen durch die Zufälligkeit ihrer Stellung, durch ihre Interessen, durch Partheigeist und eingesogenes Vorurtheil.

Was ich aber an der katholischen Kirche am Außerordentlichsten finde und worin sie wohl einzig dastehen mag das ist ihr hohes Alter. Oder welche menschliche Einrichtung so ausgedehnt wie diese Kirche hätte dann wohl so lange gewährt als sie. Römische und andere weltliche Reiche sind zu Grunde gegangen, tiefgreifende Umwälzungen haben Europa auf's Stärkste durchwühlt; Lehren aller Art, philosophische und andere sind sich gefolgt, die einen die andern vernichtend; ja heftige Stürme haben selbst gegen die Kirche getobt und sie mehr als einmal mit Vernichtung bedroht. Sie hat dieß Alles überlebt und ist bis auf diese Stunde aufrecht geblieben.

Diese Lebensfähigkeit muß noch einen tiefern und festern Grund als Petrum den Felsen haben, diese tausend und mehrjährige Kirche muß etwas in sich enthalten, was von der je-

weiligen Zeitrichtung unabhängig, der menschlichen Natur und vor allem deren Unvollkommenheit und Schwäche angemessen ist; denn wie sollte sonst begreiflich seyn, daß sie mit allen den Blößen, die sie dem gibt, was wir Verstand und Vernunft heißen, so lange hätte widerstehen können. Die hiezu nöthige Kraft muß aus tief liegenden Quellen geschöpft worden seyn und diese näher kennen zu lernen ist ein Gegenstand höchst würdig philosophischer Forschung.

## Noch weiter die Donau hinab.

Eine vergnüglichere Fahrt auf der Donau, als die von Passau nach Linz kenne ich nicht; einige Theile dieses Wasserweges sind so reich an landschaftlichen Reizen, als nur irgend eine Gegend am Rhein, obwohl von anderer Art. Unten bei Hayenbach und Neuhaus ist der Strom von Bergen umstanden, die achthundert bis tausend Fuß ansteigen mit Abhängen auf's Schönste bewaldet.

Einen derartigen Anblick bietet uns nirgends der Rhein. Und was dort die Mannigfaltigkeit und den Reiz der Landschaft nicht wenig vermehrt, das sind die tausenfachen Windungen des Stromes, der keiner Regel gehorchend bald südlich, bald nördlich, jetzt gegen Morgen, dann gegen Abend sich biegt. Gibt es an diesen hohen Gestaden der Donau auch nicht so viel Burgen und Schlösser, wie zwischen Bingen und Bonn, so wird dieser Mangel reichlich ersetzt durch die natürliche Schönheit der Ufer, durch die höhern Berge, ihre malerische Formen und dichte Bewaldung.

Die beiden Hauptströme Deutschlands werden oft in Ver-

gleichung geſetzt, es wird von Dieſem der Donau, vom Andern dem Rheine der Vorzug gegeben. Ich liebe ſolche Vergleichungen nicht und genieße gerne die Dinge, wie ſie ſind, ohne dabei an Anderes zu denken. Der Rhein hat ſeine Schönheiten und die Donau die ihren, jeder Strom in Hülle und Fülle in eigener Weiſe.

Der Rhein zwiſchen Bingen und Bonn, von weiter oben ſei hier nicht die Rede, mit ſeinem klaren Gewäſſer, ſeinem ſtattlich gemeſſenen Gang vorüber an Schiefer, Trachyt, auch Baſalt und andern vulkaniſchen Felſen, geziert mit tauſend Reſten der Vorzeit, die jeden Augenblick an das uns erinnern, was vordem geweſen; der Rhein mit ſeinen heitern Städten und Dörfern bewohnt von einem rührig luſtigen Volk und dazu die ſchnellfahrenden buntbeflaggten Dämpfer wimmelnd von Leuten aller Zungen und Länder, er iſt ſchön und bietet ein vergnügliches Bild des beweglichen Lebens.

Die Donau ſelbſt da, wo ſie Strom wird und die größte Schönheit entfaltet, hat etwas Einſames, Stilles und Ernſtes und iſt, wenn der Ausdruck geſtattet, noch weniger geſittet, nicht ſo breit getreten, wie der Altvater Rhein. Sie deutet vielmehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart hin und hat daher auch noch ein ſo urthümliches Ausſehen. Man wittert auf ihr ſchon ein wenig morgenländiſche Luft und wird an Dieſem und Jenem gewahr, daß ihre Schritte nach Oſten gerichtet. Und gerade deßhalb lieb' ich die Donau ſo ſehr und darin beſteht für mich der Reiz dieſes Stroms. Man vergißt auf ihm das überkünſtliche Leben der laufenden Zeit, wir ſehen nicht viel anders, als reine Natur und gewahren auch menſchliche Zuſtände, die noch urſprünglich genug und von der alles gleich-

machenden Richtung des Jahrhunderts noch wenig berührt worden ſind. Der Langeweile, welche die übergebildete und nach einem Muſter geſchnittene Welt in ihrem Gefolge hat, begegnen wir weniger häufig auf der einſamen, ſtillen und ernſten Donau, als auf dem viel befahrenen und luſtigen Rhein und das iſt bis jetzt noch als Vorzug zu achten.

Die Fahrt von Paſſau nach Linz dauert, glaub' ich, höchſtens ſechs Stunden, ſo daß ein Nachmittag bequem dazu ausreicht.

Schon oberhalb Linz bemerkt man zur Rechten und Linken, Mauern und Thürme, auch ſonſtiges Wallwerk neueſten Urſprunges ſichtlich darauf berechnet dem Feinde den Zugang zu wehren. Linz iſt das Ehrenbreitſtein der Donau und wenn aus all den Baſtionen und Schanzen der beiderſeitigen Ufer und Höhen die dort aufgeſtellten Geſchütze herabdonnern in's Thal, ſo möchte es ſchwer ſeyn dieſes Thor der öſtreichiſchen Lande zu ſprengen.

Wenn ich auch immer das beſte Gewiſſen habe im Punkte des Paſſes und meiner fahrenden Habe, ſo verurſacht mir doch jedesmal der Eintritt in ein Land von Zöllnern und Polizeileuten umſtellt ein eigenthümliches Mißbehagen und fühle ich mich dann nur wieder als freier Mann und deßhalb auch wohl, wenn ich aus dem Fegfeuer der Mauth und des Paßamtes unverſengt entronnen.

Die mauthlichen und polizeilichen Herren von Linz machten es übrigens gnädig und war ihre Neugierde mäßig genug; doch hätten wir gewünſcht ſie wären flinker geweſen, weil es ſchon dunkel geworden und wir nach einem guten Nachtlager uns ſehnten. Obgleich nicht zuletzt, ſo kam ich doch zu ſpät

vom Zollhauſe los um noch in dem mir empfohlenen Gaſthofe ein Obdach zu finden; Alles war voll und nachdem ich an vielen Thüren geklopft, mußte ich aus der Noth eine Tugend machen und ein Wirthshaus beziehen, das nur von den Brocken zu leben ſchien, die ihm die beſſeren Gaſthöfe jeweilen zuzuwerfen belieben. Ich war ein derartiger Brocken und wurde als ſolcher behandelt was Eſſen und Trinken und auch was die Zeche betrifft. Von Linz ſelbſt vermag ich wenig zu ſagen; ſeine Lage iſt reizend, und ſchön der mannigfaltig gewundene Bergkranz, der es umſchließt. Der Theil der Stadt, welcher auf ſüdlicher Seite die Donau begrenzt, erſchien mir heiter und offen und auch ziemlich belebt. Hier herum liegen die neuern größern Gaſthöfe, Kaffee-, Kauf- und andere Häuſer, die durch ihr ſtattliches Ausſehen und innere Einrichtung ſchon auf die Nähe der Kaiſerſtadt deuten.

Der Kürze meines Aufenthaltes wegen habe ich vom ältern Linz ſo gut als gar nichts geſehen; es lag mir Anderes im Sinn.

## Ein Gang ins Kloſter.

Mich verlangte hinüber nach der alten Abtei von Kremsmünſter gerade landeinwärts etwa zwölf Stunden von der Donau entfernt und deßhalb ſetzte ich mich ſchon früh am folgenden Morgen auf die Eiſenbahn, welche von Budweis herüber durch Linz über Wels nach dem Salzkammergut läuft und deren Wagen durch Pferde gezogen werden. Dieſe Bahn beſteht ſchon ſeit dem Anfang der dreißiger Jahre und hat, wie man ſagt, ihren Begründern ein ſchönes Stück Geld eingetragen. Verwöhnt durch die Schnelle der Dampfſchienenwege,

durch die Zahl, Größe und den Luxus ihrer Vehikel blickt man die Budweiser Bahn etwas mitleidig an und in der That sieht auch Alles ärmlich genug aus: die Bahnhöfe, das Aeußere und Innere der Wagen und was sonst noch zum Dienste gehört. Indessen gieng es doch leidlich hinüber nach Wels einer kleinen offenen Stadt nicht unschön gelegen mit einigen Kirchen, von welchen die lutherische angenehm in das Aug fällt.

Hier verließ ich die Bahn und da die Abtei nicht an der Fahrstraße liegt, so fand sich auch keine Gelegenheit dorthin zu Wagen zu kommen und blieb mir nichts Anderes übrig, als den Weg unter die Füße zu nehmen. Er führte mich durch anmuthiges Hügelland, theilweise stark noch bewaldet und auch durch einige Dörfer hindurch bei gutem Gange in vier Stunden nach dem Ort meiner Wünsche. Noch eh' ich denselben erreicht, erschienen die Felder viel besser gehalten, sah an ihnen Alles wohlhäbiger aus, auch gieng ich an mächtigen Teichen vorüber, was Alles darauf hinwies, daß das berühmte Kloster nicht ferne mehr sey. Von diesem wird jedoch auf dem Wege von Wels her gar nichts gesehen; es ist hinter Anhöhen versteckt und erst, wenn man deren Gipfel erreicht hat und auf einem nicht sonderlich wegsamen Pfade bis zu einer gewissen Tiefe wieder niedergestiegen ist, fallen stattliche Gebäude in's Auge, denen man es von Weitem schon ansieht, welche Bestimmung sie haben: Kremsmünster, das größte, reichste, gelehrteste Kloster von Oestreich liegt vor uns an einem quellen-, gras- und waldreichen Abhang, von dem aus eine frische Landschaft hinab in's Thal sich fortsetzt bis hinüber an das oberöstreichische Gebirge, das lustig, formenreich und alpenartig zum Kloster herüber schaut.

Die frommen und gelehrten Benedictiner haben sich hier einen herrlichen Sitz auserkoren und man kann den Geschmack, den sie bei der Wahl des Ortes für ihr Kloster gezeigt, nur preisen und loben, wie überhaupt den Mönchen nachgerühmt werden muß, daß sie einen feinen Sinn für landschaftliche Schönheit besaßen und in diesem Punkte große Aesthetiker waren.

Mich etwas müde und hungrig gegangen sprach ich erst im Wirthshause ein, das zum Kloster gehört, ganz in dessen Nähe liegt und wo ich einige Speisen zu kosten bekam, die, obgleich mir ganz fremd, meinem Gaumen doch nicht übel behagten und auch der gereichte oberöstreichische Wein mundete gut.

Gehörig gestärkt und gerastet gieng's nun in's Kloster hinüber, wo ich, der Fremdling, eine Aufnahme fand, die, wär' ich ein alter Bekannter gewesen, nicht freundlicher hätte seyn können. Die Herren hatten eben auch ihr Mittagessen vollendet und empfiengen mich deßhalb im Speissaal, der bekanntlich in Klöstern Refectorium heißt, einem bequemen Orte sofort mit einer Anzahl gelehrter Glieder des Klosters Bekanntschaft zu machen.

Wenn auch die einem und demselben Orden gehörigen Klöster verschiedener Länder im Allgemeinen sich gleichen, so erkennt man doch sofort in jedem von ihnen die Landsmannschaft wieder. Ein schweizerisches Benedictinerkloster ist anders als ein bairisches, ein östreichisches verschieden von einem welschen; denn sind auch die Ordensregeln für Alle dieselben, so sind dieß nicht die Menschen, die ihnen folgen. Welcher Unterschied in Sprache und Sitten, im Fühlen und Denken! Auch im Kloster bleibt Schweizer der Schweizer, Baier der Baier, Italiener der Italiener.

Ist man in die stattliche Abtei von Kremsmünster und unter ihre ehrwürdigen Väter getreten, so gewahrt man es gleich, daß auch hier noch Oestreicher wohnen; das traulich herzliche Wesen, der natürlich heitere Sinn diesem Volke eigen, ist durch das Klostergewand durchaus nicht verhüllt oder verdrängt und man findet sich unter ihnen deßhalb auch sofort behaglich. Ich wenigstens fühlte mich bald dort zu Hause.

Die Benedictiner von Kremsmünster führen nicht sowohl ein beschaulich ascetisches, als vielmehr ein lehrendes Leben: es ist mit ihrem Kloster eine große Schule verbunden, in der, wie ich hörte, gegen achthundert junge Leute zum Theil vornehmen Standes akademisch vorbereitet und deßhalb vorzugsweise die klassischen Sprachen, Geschichte, Mathematik, auch einige Zweige der Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Naturgeschichte, ja selbst Astronomie gelehrt werden.

Die Conventualen sind daher der Mehrzahl nach Professoren, wissenschaftlich gebildete Männer aus guter Familie und von bester Erziehung; aus welchem Grunde es auch ganz natürlich ist bei ihnen eine gewisse feine weltmännische Sitte zu finden, wie man sie nicht immer in Klöstern zu treffen gewohnt ist. In der That, wenn man nicht jeweilen durch den schwarzen Talar an ihre Stellung erinnert würde, so möchte man leicht vergessen unter Mönchen zu seyn.

Bei dieser Lehrthätigkeit der reichen Abtei darf man deßwegen auch nicht sich verwundern, daß sie sich in den Besitz der Mittel gesetzt hat nothwendig und wünschenswerth zur Erreichung ihrer wissenschaftlich pädagogischen Zwecke. — Von dem eigentlichen Klostergebäude abwärts, dem Thal zu gelegen, erhebt sich ein acht Stockwerke hohes thurmartiges

Haus, welches ſchon von ferne errathen läßt, was dorten getrieben.

Unter der Führung des eben ſo freundlichen als ausgezeichneten Aſtronomen Kremsmünſters, im Kloſter den Namen Pater Auguſtin führend, wurde die Beſichtigung der Merkwürdigkeiten des Stiftes mit dem Beſuche des hohen Hauſes begonnen. In den untern Räumen befinden ſich ſchöne Sammlungen naturhiſtoriſcher Dinge, ein wohlgeordnetes phyſikaliſches nichts weniger als armſeliges Kabinet, dem ſelbſt die neueſten Apparate nicht fehlen. Auch die Kunſt iſt hier vertreten durch einige Säle mit Gemälden gefüllt, die zum Theil von namhaften Meiſtern herrühren und, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht alle Heiligenbilder ſind.

Pater Auguſtin hat hier ſeine Wohnung, ſchön und behaglich wie ſie einem Forſcher des Himmels geziemt. An ſie ſchließt ſich die Bibliothek an, welche aus Werken naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Inhalts beſteht und ſo vollſtändig iſt, daß ihr kaum etwas fehlen dürfte von nur einiger Bedeutung; ſie bietet auch überdieß noch ein Muſter von Ordnung und Nettigkeit dar, das überall nachgeahmt zu werden verdient.

Auf der Zinne des Hauſes iſt die Sternwarte ſelbſt, und ſo viel ich als Laie darüber urtheilen kann, ſteht ſie durch ihre treffliche Einrichtung hinter keiner andern zurück; gewiß iſt, daß ſie ein Glied ausmacht in der langen Kette von Sternwarten, die von einem Ende Europa's bis zu dem andern ſich zieht, ja ſelbſt über den Welttheil hinausreicht, d. h. mit allen Schweſteranſtalten in engſter Verbindung ſteht.

Nachdem ich dieſe Dinge beſchaut, hatte ich die Ehre in

die Prälatur eingeführt zu werden, zwar auch ein Sondergebäude, doch eng mit dem Kloſter verbunden. Hier wohnt das Haupt der Abtei, der Fürſt von Kremsmünſter; hier ſieht es daher auch ſtattlicher aus, als ſonſtwo im Kloſter, hat Alles einen vornehmen, ich möchte ſagen, pallaſtartigen Anſtrich. Ohne die Beobachtung weiterer Formen als ſolcher, die in der geſitteten Welt überall gelten, trat mein freundlicher Führer mit mir in ein hohes Zimmer ein von einfacher aber geſchmackvoller und behaglicher Art, ganz ſo, wie es der Stellung ſeines Bewohners entſpricht.

Ein großer ſtattlicher, zwar ſchon etwas ältlicher aber noch rüſtiger Mann, durchaus vornehm in Haltung und Rede, gekleidet in das ſchöne Gewand ſeines Ordens und geziert mit einem goldenen Kreuz, das an goldener Kette befeſtigt bis unter die Bruſt des Trägers herab fiel, kam uns entgegen und hieß den Fremdling freundlichſt willkommen. Dieſe ächt maleriſche Geſtalt war Niemand Geringeres, als der hochwürdige Prälat von Kremsmünſter ſelbſt.

Umgangsgewandt und trotz ſeiner geiſtlichen Würde gewohnt auch mit der Laienwelt oft zu verkehren, wußte er ſofort der Unterhaltung eine bequeme Richtung zu geben und nachdem wir über Dieß und Jenes behaglich geſprochen, führte mich der gnädige Herr durch eine Reihe in einander laufender Zimmer, da und dort meine Aufmerkſamkeit auf ſchöne Erzeugniſſe der Kunſt hinlenkend. Den Schluß dieſer höchſt wohnlichen Gemächer bildet ein ſtattlich geräumiger Saal, wohl dazu beſtimmt bei Anweſenheit hoher Gäſte, an welchen es der berühmten Abtei nicht fehlen wird, zum Speiſen zu dienen.

Am Ende der vergnüglichen Audienz wurde mir vom Herrn

Prälaten die Gaſtfreundſchaft des Kloſters in ſo verbindlicher Weiſe angeboten, und ich von ihm ſo freundlich aufgefordert in ſeinem eigenen Hauſe ſelbſt meine Wohnung zu nehmen, daß ich glaubte eine ſolche Güte nicht ablehnen zu dürfen. Feine Sitte mit ächter Bildung verbunden iſt mir überall eine angenehme Erſcheinung, aber einen gedoppelten und ganz eigenthümlichen Reiz für mich hat ſie dann, wenn ich ihr entweder im Kriegsrock oder im Ordensgewande begegne; deßhalb hatte auch, um mit Göthe zu reden, die ganze Gegenwart des würdigen Abtes mich auf eine höchſt vergnügliche Weiſe berührt.

Bevor wir Anderes ſahen, warfen wir erſt noch einen flüchtigen Blick auf die Bücherſchätze des Kloſters, welche bekanntlich reich ſind an werthvollen Werken aller Arten und Sprachen und über 30000 Bände enthalten, ohne die vielen Incunabeln und einige Tauſend Handſchriften. Da in mir leider der Sinn für Bücher und Manuſcripte nur ſchwach entwickelt iſt, ſo habe ich dieſen Merkwürdigkeiten keine große Aufmerkſamkeit geſchenkt und kann daher den Bücherliebhabern über die gelehrte Schatzkammer von Kremsmünſter auch nicht viel ſagen.

Von ihrer luftigen Höhe ſtiegen wir hinab in die geräumigen Höfe des Kloſters und traten in einen Anbau ein, deſſen Inneres mir den unterhaltendſten Anblick und, ich will es offen geſtehen, ein größeres Intereſſe gewährte als die eben geſehenen in Schweinsleder gebundenen Folianten.

Auf dem Boden des Stiftes ſprudeln etlich und dreißig reiche Quellen hervor, wie ich für die Richtigkeit dieſer Angabe die Autorität des Prälaten ſelbſt anzuführen im Stande bin, auch unter beſagtem Anbau quillet Waſſer in Hülle und

Fülle und dieſes hat man in ſchöne viereckige Becken gefaßt, deren vier oder ſechſe da ſind, jedes geräumig genug um wenigſtens eben ſo viele Fiſche zu halten, als einſt Petrus in einem Zuge gefangen. Und ſicherlich ſind dieſe Teiche nicht leer, ſie wimmeln von Floßen der verſchiedenſten Art und, wie es die gaſtronomiſche Ordnung erheiſcht, ſteht zu oberſt die köſtliche Gattung, vom Naturhiſtoriker „Salmo" genannt. Der Fiſchfreund wird mir wohl glauben, wenn ich verſichere, daß es nichts Vergnüglicheres geben kann, als hier die vielpfündigen und ſchön gefleckten Forellen hundertweiſe in dem friſchen Waſſer pfeilſchnell herumſchießen zu ſehen. Um es den Thieren möglichſt behaglich und ſie vergeſſen zu machen, daß ſie die Freiheit verloren, hat man das Gefängniß ihrer urſprünglichen Heimath ſo ähnlich als möglich zu machen geſucht: nicht nur erhalten ſie fortwährend das friſcheſte Waſſer, auch den Boden des Beckens hat man furchenartig mit Gerölle bedeckt, damit an ihm der Fiſch ſich reibe und den kitzelnden Schleim vom Leibe ſich ſchaffe; was die Forelle, wie man mir ſagte, bisweilen gern thue.

Auch der raubſüchtige und gefräßige Hecht, der großſchuppige Karpfen und was ſonſt noch für eßwürdige Fiſche in den Gewäſſern der oberöſtreichiſchen Gebirge herumſchwimmen mögen, jeder hat ſein eigenes Becken und lebt mit Vielen ſeines Gleichen zuſammen.

Was die Beſtimmung dieſer Fiſchteiche ſey, iſt leicht zu errathen, das Utile wird mit dem Dulci verbunden: erſt dienen ſie zur Belehrung der wißbegierigen Jugend und dann liefern ſie auch für den Freitag eine kirchliche Speiſe.

Bis wir all dieß und anderes noch, namentlich die ſchönen

Gärten des Kloſters geſehen, hatte die Stunde zum Abendimbiß geſchlagen und es war eine ſelbſtverſtandene Sache, daß ich denſelben mit den ehrwürdigen Vätern gemeinſchaftlich einnahm. Als Gaſt wurde mir die Auszeichnug zu Theil zwiſchen Prälat und Prior zu ſitzen, von welcher Stelle aus ich die ganze Geſellſchaft leicht und bequem zu überſchauen vermochte. Natürlich bildete der hochwürdige Abt die Mitte des Tiſches und ich zweifle nicht, daß um ihn herum alle die Väter nach Rang und nach Würde ſich ſetzten; denn im Kloſter herrſcht ſtrenge Ordnung und Sitte. Es mochten deren etwa dreißig und etliche ſeyn, jeder, wie ſich dieß von ſelbſten verſteht, mit dem Gewande des Kloſters bekleidet; und ich kann nicht umhin zu bemerken, daß dieſe Tafelrunde ein eben ſo ehrwürdiges als maleriſches Ausſehen hatte und mir deßhalb auch über die Maßen gefiel.

Der Prälat ſprach das Gebet, das übrigens kurz und gut und lateiniſch war.

Denen, die da meinen, daß man in Klöſtern nur ſchwelge, will ich bemerken, daß das Abendbrot der reichen Abtei von Kremsmünſter die Einfachheit hatte, wie ſie an ſich ſchon vernünftig iſt und der Oertlichkeit zuſtändig war: eine kräftige Suppe, ein gutes Stück Braten und Salat, vielleicht ein Zwiſchengemüſe und einige Gläſer öſtreichiſchen Weines bildeten die weſentlichen Beſtandtheile des Mahles, woraus man erſieht, daß es ein bürgerliches ſüddeutſches Nachteſſen war, auf welches doch wohl ein Benedictiner eben ſo gut einen Anſpruch hat, als irgend ein Laie. — Die Unterhaltung war bald, wie dieß in einem Kreiſe gebildeter Männer ſich nicht anders erwarten läßt, im gehörigen Zuge, um Gegenſtände

von allgemeinem Intereſſe ſich drehend. Prälat und Prior und Andere betheiligten ſich am Geſpräche, auch ich wagte jeweilen die eine oder andere Bemerkung zu machen und kaum brauch' ich zu ſagen, daß die Anweſenheit der höchſten Perſon der Abtei dem Tiſchgeſpräch eine gewiſſe Haltung und Feierlichkeit verlieh und bei aller Freiheit der Rede dieſe doch in den Schranken der größten Ehrerbietigkeit ſich hielt. — Nachdem uns der hochwürdige Abt etwa eine Stunde lang mit ſeiner Gegenwart geehrt hatte, erhob er ſich vom Tiſche und mit ihm auch die übrigen Väter; es wurde wieder gebetet in lateiniſcher Sprache und der geiſtliche Fürſt zog ſich zur nächtlichen Ruhe in ſeine Gemächer zurück.

Sonſt mag der Rücktritt des Abtes das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche ſeyn, es entfernte ſich jetzt auch der größere Theil der Väter, von denen Manche ſchon alte Männer waren; doch Einige, wohl dem Gaſte zu lieb, verweilten noch länger am Tiſche: es ſaßen Natur- und Himmelsforſcher beiſammen. Der Kreis wurde enger gezogen und wie zuſtändig auch die Unterhaltung der Oertlichkeit war, ſo redete man doch von Anderem noch als blos von Kremsmünſter und wurde über Dinge gehandelt gleichwichtig für den Laien und Benedictiner. Mit dem größten Vergnügen erinnere ich mich jenes Abends, den ich beinah bis zur mitternächtigen Stunde im Refectorium des Kloſters verbrachte und ich hoffe, deſſen freundliche Bewohner werden es nicht zürnen und mich einer Unzartheit nicht zeihen, wenn ich mir die Freiheit genommen von ihnen in einem Buche zu reden.

Bevor ich mich ſelbſt zur Ruhe gehen laſſe, ſey mir geſtattet weit aus einander Gelegenes zuſammen zu bringen.

Ich habe einmal mehrere Wochen in jeder der beiden engliſchen Univerſitäten verweilt und gute Gelegenheit gehabt die Einrichtungen dieſer uralten Bildungsanſtalten durch den Augenſchein näher kennen zu lernen. In Kremsmünſter konnte ich nicht umhin an Oxford und Cambridge zu denken und deſſen Abtei ſehr ähnlich einem engliſchen College zu finden. Der „Master", „Principal" oder „President" iſt dem Abt zu vergleichen; denn der Master des Trinity College von Cambridge z. B. iſt auch eine Art Fürſt, er wohnt wie ein ſolcher in eigenem Hauſe, er genießt in ſeiner Umgebung fürſtliches Anſehen und übt eine große Gewalt über ſein College aus; auch iſt das Gewand ſeiner Würde nicht unähnlich dem äbtlichen Kleide. Der Hauptunterſchied zwiſchen Beiden iſt der, daß dem „Master" die Ehe geſtattet, dem Abte verboten iſt.

Die „Fellows" von Trinity College ſind die ehrwürdigen Väter Kremsmünſters. Die Einen und Anderen ſind in ſchwarze Talare gehüllt zu Hauſe und draußen, wohnen in einem Hauſe zuſammen, führen ein eheloſes Leben, gehen täglich zur Kirche, ſingen in ihrem Ornate Litaneien und Pſalmen; ſie eſſen gemeinſchaftlich im Refectorium, beten lateiniſch zu- und vom Tiſche, gehen nach vollendetem Mahle in ihren Kreuzgängen oder Gärten ſpazieren, lehren die Jugend lateiniſch und griechiſch, dociren Geſchichte, Euclid und andere klaſſiſche Dinge. Wir haben hier und dorten ein Kloſter mit allen den Formen mittelalterlicher Zeiten, freilich dem Geſchmacke unſerer Tage anſtößig genug und Gegenſtand bittern Tadels.

Obgleich nicht blind gegen die Mängel und Fehler, welche an klöſterlichen Bildungsſtätten noch haften, ſeyen ſie häretiſcher oder rechtgläubiger Art, ſo finde ich doch auf der andern

Seite auch nicht Alles eitel Vorzug und Tugend und hege die Meinung, daß es kein Unglück wäre, wenn Schulen nach neueſtem Schnitte geſtaltet, manche Sitte, noch in Kremsmünſter und Cambridge zu Hauſe, nachahmen würden. Auf Zucht, Form und Regel legten die alten Schulen einen hohen Werth und ich zweifle ſehr an der Richtigkeit der Anſicht Derer, welche behaupten, daß aus ihnen ſo viele Männer hervorgegangen groß im Wiſſen und Thun, nicht weil, ſondern trotz dem, daß ſie dorten gebildet. Mag aber dem ſeyn, wie ihm wolle, gewiß iſt, daß das Schickſal, welches im vergangenen, wie auch in dieſem Jahrhunderte ſo viele Klöſter inmitten rein katholiſcher Länder betroffen, nicht über ſie gekommen wäre, wenn ſie ſo geweſen, wie heute noch Kremsmünſter erſcheint, wenn ſie Mittelpunkte geiſtiger Thätigkeit, Pflegſtätten der Wiſſenſchaft und höherer Bildung geblieben wären und die Bedürfniſſe der veränderten Zeit begriffen hätten.

Thätigkeit iſt die Hauptbeſtimmung der Männer, ob weltlich, kirchlich oder klöſterlich; für die Thätigkeit findet ſich überall Boden und ein ausſchließlich beſchauliches und in lauter Andacht zu verbringendes Leben taugt nur für Wenige unſeres Geſchlechts aus dem einfachen Grunde, weil daſſelbe unnatürlich und eben deßhalb ein unmögliches iſt, was auch Vorſchrift und Regeln beſagen und welche Anſtrengung gemacht wird den Gelübden zu folgen.

Bei Weibern läßt ſich ein ſolches Leben noch viel eher als möglich und ihnen zuſtändig denken, bei Weibern nämlich von gebrochenem Herzen, von zerſtörten Hoffnungen, von tief verletztem Gemüthe. Sie mögen der Welt, die ihnen das Daſeyn verbittert, den Rücken kehren und von ihr auf immer

geſchieden in der Stille des Kloſters den Reſt ihrer Tage in ununterbrochener Andacht verbringen. Männer aber, die dieß wirklich auch ſind, haben vor Allem zu handeln, ſey es im weltlichen Kleide, ſey es im Gewande des Kloſters oder der Kirche und unterlaſſen ſie es, ſo tragen ſie ſelbſt die Schuld, wenn man ſie als nutzloſe Glieder ihres Geſchlechtes behandelt. — Doch der Kloſterbetrachtungen ſei's nun genug, die ohnehin, fürchte ich, ſo ausgefallen ſind, daß ſie weder dem Einen noch dem Andern ganz munden.

Nach einem Tage ſo genußvoll und lehrreich in Kremsmünſter verlebt, ſchlief ich ganz herrlich. Die ſtattliche Wohnung des Abtes gab mir ein Bett und ein Zimmer viel zu gut und zu ſchön für meine geringe Perſon und beſſer für einen Fürſten geeignet. Nicht ohne die freundlichſte Aufforderung zu längerem Verweilen oder zu baldiger Wiederholung meines Beſuches erhalten zu haben ſchied ich in früher Morgenſtunde vom gaſtfreien Kloſter und langte auf dem gleichen Wege, den ich gekommen bei guter Zeit in Linz wieder an, deſſen maleriſche Umgebungen ich aber nicht, wie ich gewillt war, anſehen konnte. Es hatten ſich einſtweilen die Fenſter des Himmels geöffnet und ſtürzte der Regen in Strömen herab.

## Die letzte Fahrt auf der Donau.

Der Himmel hatte ſich über Nacht ausgeſchüttet und ſah er auch am folgenden Morgen noch etwas grießgrämig aus, ſo hinderte dieß doch die Abreiſe nicht und um acht Uhr ſchwamm ich ſchon wieder die Donau hinab. Der Dämpfer beſtimmt uns nach Nußdorf zu bringen hatte ein ſtattliches Ausſehen

und übertraf seine Vorgänger um Vieles an Größe und behaglicher Einrichtung. Auch an der zahlreichern Gesellschaft merkte man es, daß eine Weltstadt sich nahe, sie war so bunt als möglich zusammen gesetzt. Vornehme Barone mit gnädigen Frauen und Fräulein, Offiziere des verschiedensten Ranges, geistliche Herren in halbweltlicher Kleidung, Touristen aus Westen und Norden und wohl auch noch andere Leute füllten den ersten Platz und nicht minder gedrängt war der zweite, dessen Bevölkerung noch viel scheckiger aussah, als die vornehmere Hälfte des Schiffes.

Hier saßen Geschäftsleute aus dem mittlern Stande, dort Musensöhne, welche die Börse nicht drückte; hier sah man Handwerksbursche aus aller Herren Länder, dort junge Mädchen, aus ihrer Schönheit zu schließen wahrscheinlich aus Passau oder aus Linz, wohl alle auf einer Glücks- oder Vergnügungsreise nach der Hauptstadt begriffen. Auch fehlte es nicht an schachernden Juden, an stämmigen Slowacken mit pechschwarzen Haaren und Schlapphut, an Ungarn und Böhmen und anderem welsch redenden Volke. Kurz unser Schiff war eine Welt, wenigstens ein Oestreich im Kleinen und begieng man das Verdeck von einem Ende zum andern, so hörte man alle Zungen Europa's geredet.

Dieses bunte Gewimmel gewährte einen Anblick für meinen Geschmack wenigstens unendlich vergnüglicher als der, den in der Regel ein rheinischer Dämpfer uns bietet in seinen zeichnenden und lesenden Damen mit Begleitern zierlichst gekleidet, vornehm nachlässig auf Sesseln und Sopha's sich streckend und dehnend und mit einem Antliz versehen, auf dem deutlichst das „Nil admirari" geschrieben.

Um die Vornehmheit eines rheiniſchen Reiſebildes vollendet zu machen, fehlt auf dem Verdeck der dortigen Dämpfer nur noch ein Halbduzend Rocking Chairs gefüllt mit ſich ſchaukelnden Knownothings von jenſeits des Waſſers. In unſerer verbeſſerungsſüchtigen Zeit iſt aber ſicher darauf zu zählen, daß den Reiſenden bald der Comfort geboten wird im amerikaniſch wiegenden Zuſtand die Schönheiten des Rheins zu beſchauen.

Die Fahrt von Linz nach Wien, will ſagen nach Nußdorf wird von Vielen als die ſchönſte bezeichnet, die auf der Donau zu machen und in der That, was Abwechslung der Landſchaft betrifft, ſo läßt nicht leicht eine andere Stromgegend Europa's mit ihr ſich vergleichen. Die Donau hat alle Geſteinsarten durchbrochen um ihren wunderlich gewundenen Weg ſich zu bahnen: bald zwängt ſie ſich durch Kalk, bald durch granitiſches Gebirg hindurch, hier hat ſie flache, dort ſteilere Ufer. Jetzt wird ſie in die Enge getrieben, zur Rechten und Linken von bewaldetem wildem Felswerk umſtanden und weitet ſich dann wieder ſeeartig aus, zahlloſe Inſeln umfließend, in viele Arme ſich theilend. Und dieſe Zerſpaltung des Stromes macht einige Stellen deſſelben zu Zeiten wirklich gefahrvoll, ſo daß die von Linz kommenden Dämpfer es für gerathen finden Lootſen aus der Umgegend zu nehmen und das Ruder ihnen anzuvertrauen. Das Schiff wenigſtens, das mich fuhr, gebrauchte dieſe Vorſicht, und wie mir ſchien, aus den triftigſten Gründen.

Nicht weit unter dem Städtchen Grein gelangt man an Stellen, die von jeher der Schrecken der Schiffer geweſen und wo manches „Ave Maria" gebetet, zur Scylla und Charibdis der Donau, zum Strudel und Wirbel.

Mächtig granitiſche Maſſen gewaltig zerriſſen, ſetzen von einem Ufer zum andern hinüber, da und dort vom Strom überfluthet, zum Theil aber auch drohend in die Höhe gerichtet, wodurch das Gewäſſer in mehrere Arme ſich ſpaltet, von denen der auf ſüdlicher Seite des Ufers gelegene der Mächtigſte iſt. Auf ſtark geneigter Bahn wälzt ſich ſein Waſſer mit brauſender Schnelle gegen zweihundert Schritte hinab und dieß iſt der Strudel und der Fahrweg der Schiffe.

Wenn auch, Dank ſei es Joſeph und andern Cäſaren des Habsburger Hauſes, hier ſchon viele Felſen geſprengt worden und dadurch dieſe flüſſige Rutſchbahn ſo gut als gefahrlos gemacht iſt, ſo bedarf es doch immer noch einer geſchickten Leitung des Schiffes um ſicher durch die benachbarten Klippen zu ſteuern.

Noch lange ehe dieſer Punkt erreicht iſt und obgleich ihn Niemand mehr fürchtet, wird doch auf dem Verdeck von nichts als dem Strudel geſprochen und vor ihm angelangt, heißt's allgemein: jetzt kommt der Strudel. Nun wird es auf einmal mäuschenſtill, auch wird kein Vaterunſer gebetet, von Niemand ein Wort mehr geredet; alles ſchweigt bis die ſo verrufene Stelle durchfahren, was freilich in wenig Minuten geſchehen.

Daß hier in frühern Zeiten die Menſchen die hülfreiche Himmelskönigin um Schutz und Beiſtand anflehten, war eine natürliche Sache und der gefahrvollen Lage vollkommen gemäß, lernt ja heute noch auf dem Meere Mancher wohl beten, der es zu Hauſe für Ueberfluß hält.

Eine Viertelſtunde ſpäter hatte man eine zweite Gefahr zu beſtehen, war der „Wirbel" zu kreuzen, ein weit kreiſendes

trichterndes Waſſer. Die Volksphyſik, immer kühn und anſchaulich, erklärt ſich dieſe Erſcheinung ganz einfach ſo, daß ſie annahm, es ſey im Bette der Donau ein großes Loch vorhanden, welches dem Strome viel Waſſer entziehe und dieſes durch einen unterirdiſchen Schlund bis, ich weiß nicht wie viele Meilen hinab, in das Ungarland führe. Die Richtigkeit dieſer Annahme, wurde behauptet, ſey damit bewieſen, daß Spreu in den Wirbel geworfen, weiter unten irgendwo immer wieder erſcheine.

Wenig im Einklang mit dieſer ſonſt ſo klaren Erklärung ſteht die Erfahrung, daß ſeit Jahren an dieſem Orte die Donau ſo gut als gar nicht mehr wirbelt und daher auch nicht weiter, wie in frühern Zeiten, Schiffe verſchlingt.

Vielleicht hat aber ſeither das Loch ſich verſtopft! Die alles beſſer wiſſenden Gelehrten ſagen dagegen, daß der Grund, weßhalb wir jetzt ſicher den Strudel befahren es auch wieder ſey, der den Wirbel zerſtört; die vielen Waſſer und Widerwaſſer hätten dieſen ehemals gebildet, gerade ſo, wie nach verſchiedenen Richtungen wehende Winde die Windsbraut erzeugen. Jetzt, nachdem das Bett des Strudels geebnet, ſei auch der Lauf ſeines Gewäſſers in beſſere Ordnung gekommen und könne deßhalb auch weiter unten kein Wirbel mehr kreiſen. Sey das Volk, ſeien die Gelehrten im Recht, angenehm iſt es jeden Falles jetzt durch die wildſchöne Gegend des Strudels und Wirbels fahren zu können ohne daß man Gefahr läuft zerſchellt und in die Tiefe gezogen zu werden. Die geringe Gefahr, der man jetzt noch ausgeſetzt iſt, oder an die man doch glaubt, dient eben dazu die Reize der Fahrt zu erhöhen.

Nachdem die kleine Angſt vor Charibdis und Scylla vor-

über, fängt die Gesellschaft an sich wieder behaglich zu fühlen, das alte Gewimmel beginnt und Alles schwatzt wie zuvor durcheinander.

Unterhalb des Hausteines, eines mächtigen hausähnlichen Felsblockes, der sich als Insel aus dem Wasser erhebt, wird das Bett der Donau weniger abschüssig, es fließen daher ihre Gewässer wieder mit anständiger Eile und lassen sich die noch immer schönen Ufer mit behaglicher Ruhe beschauen. Nach einiger Zeit kommt Mölk zu Gesicht, auf der rechten Seite des Stromes gelegen, dessen größte Merkwürdigkeit, wie Jedermann weiß, eine Abtei der Benedictiner ist, eben so berühmt wie die von Kremsmünster durch Reichthum und den wissenschaftlichen Sinn ihrer Väter. Augenfällig und pallastartig ist sie auf einem Felsen erbaut, dessen Umgebung so reizend und schön ist, daß man ordentlich Lust bekommt auch Benedictiner zu werden und dort drüben zu hausen. Als die Franzosen hier waren, deren Könige sich sonst die allerchristlichsten nannten, gefiel es auch ihnen über die Maßen, sie nahmen aber das Kloster stark mit und leerten dessen Cassen und Keller. —

Unter den zerstörten Burgen und Schlössern an der Donau gelegen, welche im Mittelalter berühmt und berüchtigt gewesen, ist die Feste Dürrenstein am linken Ufer zu nennen, in welcher der ritterliche Richard Löwenherz über ein Jahr als ein Gefangener des Herzogs Leopold gesessen, weil in seinem normannischen Uebermuth er das östreichische Banner im Morgenland schimpflich behandelt, ein Auftritt, den der Pinsel des schottischen Dichters schöner malte, als er in Wirklichkeit war, wie überhaupt dieser königliche Kreuzritter ein Bischen anders gewesen als ihn uns der Talismann schildert.

Kaum brauch ich zu ſagen, daß die uralte Burg beinahe gänzlich zerfallen und zum Wallfahrtsort vorüber reiſender Britten geworden. Da es an Solchen auch unſerer Geſellſchaft nicht fehlte, ſo war es mir ergötzlich zu ſehen, wie ſie ihre rothen Bücher und ihre Ferngläſer zur Hand nahmen, als man Dürrenſtein ſich näherte, und von dem zerfallenen Gemäuer, das einſt den abentheuerlichen König gefangen gehalten, kein Auge verwandten, bis es aus dem Geſichte verſchwunden.

Mit Dürrenſtein iſt die hohe Romantik der Donau vorüber; die Ufer fangen an minder bergigt zu werden, die herantretende Gegend gewinnt ein flacheres Ausſehen, um jedoch auf der rechten Seite des Stromes wieder an Reiz zu gewinnen, ſo bald man den Gebirgen ſich nähert, welche die Umgebung von Wien ſo maleriſch machen.

Endlich naht ſich das Ziel; das ſtattliche Kloſterneuburg, ein reiches Chorherrnſtift liegt zur Rechten und noch eine Viertelſtunde länger gefahren, ſo iſt es erreicht: man landet in Nußdorf. — Es war etwa um die dritte Stunde nach Mittag, als das Dampfſchiff ſein Hemmtau an's Ufer warf, und ſobald dieß geſchehen, begann ein Gewimmel, dem Durcheinander eines Ameiſenhaufens vergleichbar; die Schranke, welche bisher die Geſellſchaft ſo ſcharf in zwei Theile geſchieden, war gefallen; der Eine lief dahin der Andere dorthin um ſeine tragbare Habe unter die Arme zu nehmen; die Freundſchaften, auf der Waſſerreiſe geſchloſſen, löſten ſich auf; Jedermann dachte nur an ſich ſelbſt und alles drängte um über die Brücke ans Ufer zu kommen. Dieſes erreicht rannte man nach Fiakern und andern Vehikeln um einen Platz nach der Stadt ſich zu

ſichern; dann hatte man nach Koffer und Nachtſack zu ſehen und nach erlangtem Beſitz ſie in den Wagen zu bringen. Es wurden die Päſſe gefordert und dafür Scheine gegeben, was Alles zuſammen eben keine ſonderlich angenehme Erinnerung an die Landung in Nußdorf zurückläßt.

## Wien.

Um ein treues Bild von Wien, ſo reich an Menſchen und Dingen geben zu können, müßte man Jahre dort verweilt, in den verſchiedenſten Kreiſen gelebt, die vielartigſten Verhältniſſe kennen gelernt, kurz zu Hauſe ſich gemacht haben; ich, deſſen Aufenthalt dort nur acht Tage gedauert, ſollte daher über die Kaiſerſtadt ſchweigen und wirklich war ich auch Anfangs gewillt hier meinem Buche ein Ende zu machen.

Aber weit davon entfernt als Menſchen-, Städte- und Länderbeſchreiber gelten zu wollen und mehr darauf bedacht einige Eindrücke zu ſchildern von Gegenſtänden, die in den Kreis meiner Anſchauung gefallen, als dieſe ſelber zu zeichnen, ſo glaubte ich doch auch über Wien noch einige Gloſſen machen zu dürfen um ſo mehr, als dieſe Stadt das Ultima Thule meiner Reiſe geweſen.

Nicht länger als nöthig mich ſtadtfähig zu machen verblieb ich im Gaſthof; denn hoch am Himmel ſtand noch die Sonne, auch war das Wetter ſo ſchön, die Begierde ſo groß das weithin geprieſene Wien mit eigenen Augen zu ſehen.

Zuerſt gieng es zu der Stadt in der Stadt, zur Seele von Wien, und nur durch einen ſchmalen Arm der Donau von dem nächſten Ziel meiner Wünſche getrennt, ſah ich mich

bald da, wo der Kaiſer verweilt, wo die Palläſte des Adels ſich finden, wo die Kirche und Klöſter ſchöne Sitze gebaut, wo die Muſen einige Stätten gefunden, wo die Geldfürſten hauſen, die Großhändler wohnen, wo die reichſten Waarengewölbe, die ſtattlichſten Gaſthöfe, die beſten Speiſeanſtalten, die glänzendſten Kaffeehäuſer zu treffen, kurz wo alles zuſammen ſich drängt, was der Hauptſtadt eines großen Reiches Glanz und Anſehen verleiht.

Auf den erſten Anblick macht Altwien ſicherlich keinen ihm ſonderlich günſtigen Eindruck; die Straßen ſind eng und auch krumm, die öffentlichen Plätze nicht groß, die ganze Stadt ſcheint ein wirrer Haufen von Häuſern zu ſeyn, planlos und ohne alle Rückſicht auf Regel und Schönheit zuſammengebaut. Doch gar bald überzeugen wir uns, daß dieſes Altwien mehr Weſen als Schein, mehr innern Gehalt als äußeres Anſehen habe, mehr leiſte, als es verſpricht, daß es eine geſchichtliche Stadt ſey hervorgegangen aus natürlichen Verhältniſſen, nicht durch Laune entſtanden. — Was ſofort dem Blick auf das Angenehmſte begegnet, iſt die überall herrſchende Ordnung und Nette; im engſten entlegenſten Gäßlein wie in der breitern beſuchteren Straße zeigen die Häuſer von unten bis oben eine heitere Helle und Friſche, von Staub und Schmutz keine Spur; alles hat ein gehaltenes Ausſehen und beurkundet deutlich die Sorgfalt der Wiener ferne zu halten, was das Auge verletzen, die Naſe beleidigen könnte. Altwien iſt eine durch und durch ſaubere reinliche Stadt, ein Vorzug, der in meinen Augen den Mangel an Regelmäßigkeit und reſidenzlichem Glanze weit aufwiegt.

Zu dieſem kommt noch die Bauart der Häuſer ſo kernhaft

und haltbar wie kaum irgendwo sonst. Von jenen Gebäuden aus Holz mit steinnachahmendem Ueberwurf, wie sie bisweilen noch in deutschen Hauptstädten zu sehen, sind in Altwien keine zu treffen. Die Häuser der Bürger wie die Paläste des Adels bestehen durchgängig aus Stein; denen auch deßhalb das Feuer nichts anhaben kann. Wie ich aus bester Quelle vernommen, ist freilich die Wiener Bauordnung höchst streng und dem Bauherrn oft lästig genug; dadurch hat aber Altwien den Vorzug erhalten nach und nach zur unverbrennlichen Stadt geworden zu seyn.

Mit so trefflich gebauten und sauber gehaltenen Häusern würden schlecht gepflasterte und schmutzige Straßen übel sich reimen und dieser Widerspruch bestehet auch nicht. Ein Pflaster so schön und so gut als das Wiener habe ich nirgends gesehen: es sind große würfelförmige Steine, einer dem andern gleich und so fest aneinander gefügt, als wären sie zusammen gegossen; auch wird kaum nöthig seyn ausdrücklich zu sagen, daß dieß Pflaster so rein wie der Boden eines Zimmers gehalten. Nicht ohne Grund betrachtet daher der Bürger von Wien mit stolzem Behagen sein Pflaster und verfehlt auch nicht dem Fremden zu sagen, daß Jeder seiner Steine einen Zwanziger koste, was gewiß nicht zu hoch gewerthet ist und allein schon einen Maßstab abgeben möchte wie für die Güte des Pflasters so für den Reichthum der Stadt.

So weit dieß unter meine Augen gefallen, steht das Innere der Häuser mit ihrem Aeußeren im vollkommensten Einklang: überall Ordnung und reinliches wohlhäbiges Wesen. So namentlich auch an Orten, wo eine öffentliche Handthierung getrieben: die Kaufläden seien sie groß oder klein, die Gast-

höfe, die Wirths- und die Kaffeehäuser sind höchst appetitlich und nett, manche von geschmackvollster und stattlichster Einrichtung.

Die Menschen, welche so wohnen, können gegen sich selbsten nicht nachlässig seyn und wirklich gehen im Durchschnitt die Wiener gar sauber, ja zierlich gekleidet einher.

Da Altwien zwischen seinen Vorstädten sitzt wie eine Spinne inmitten ihres Gewebes und von einer halben Million Menschen umwohnt ist, so müssen täglich Tausende, die in ihm gar nichts zu thun haben, es doch kreuzen um auf nächstem Wege von einer Vorstadt in die andere zu kommen, was allein schon in seinen engen Straßen ein großes Gewühl verursachen muß. Hiezu kommt aber noch, daß die Altstadt als Mittelpunkt des Ganzen selbst auf das Dichteste bevölkert ist und in ihr fortwährend die vielartigsten Geschäfte abzumachen sind, weßhalb man sich nicht zu verwundern hat, daß sie vom frühen Morgen an bis in die tiefste Nacht hinein von gehenden und fahrenden Menschen durchwimmelt ist.

Ich habe längere Zeit in Paris und London gelebt und gelernt mich durch Straßengedränge zu winden; in der Altstadt fiel mir dieß schwer, weniger der Fußgänger als Fiaker wegen, welche fahren als hieng an ihrer Eile Tod oder Leben, und mehr als einmal war ich nahe daran von diesen rücksichtslosen Gesellen gerädert zu werden. Man muß ihnen indessen doch nachrühmen, daß sie es in der Kunst durch dichte Menschenhaufen hindurch und an sich selbsten vorüber zu fahren ohne dabei Unheil zu stiften, zu vollendeter Meisterschaft gebracht und sich ein Augenmaß erworben haben, wie sich dessen die Wagenlenker anderer Städte kaum rühmen dürften.

Wien ist daher die hohe Schule für Kutscher und wer dort zu fahren gelernt, darf überall keck, als solcher sich zeigen, ja selbst in die tiefen Menschenströme der Themsestadt ohne Bedenken sich wagen.

In vielen Städten und Städtchen sind die frühern Gassen und Gäßlein zu Straßen geworden mit neuen oft nichts besagenden Namen. Derartiger Neuerungssucht aufs Entschiedenste abhold und dem Alten und Herkömmlichen zugethan, habe ich mich gefreut in Wien noch Gassen zu finden, die um kein Haar an Bedeutung verlieren, weil sie so heißen. In solchen Gassen stehen die Palläste des Adels und gefürsteter Leute, welche, im Vorbeigehen sey dieß bemerkt, ein ganz anderes Aussehen haben, als die backsteinernen Stadthäuser der Dukes, Viscounts und Earls des britischen Landes. Diese Sitze der östreichischen, ungarischen und böhmischen Großen auch nur von außen beschaut, lassen uns nicht daran zweifeln, daß ihre Besitzer noch gewaltige Herren, Crösuse sind. Die Ereignisse der neuern Zeit haben ihnen freilich Manches genommen an Gewalt und Besitz; immer aber ist dieser Adel als Stand noch mächtig und reich und wird es wohl auch lange noch bleiben, wenn anders nicht bald eine Sündfluth hereinbricht und Alles hinwegschwemmt.

Nachdem ich die erste Lust gebüßt: die Altstadt von Vorne und Hinten beschaut war, verlangte mich's doch auch zu sehen, was jenseits derselben noch liege und es wurden die Basteien bestiegen, die höchst bequem als Lugensland dienen, Altwien umgürten und zu einem besondern Ganzen scharf abgrenzen.

Diese Basteien sind nemlich gewaltige Mauern mit ein- und ausspringenden Winkeln, an manchen Stellen wohl die

Höhe von vierzig Fuß erreichend, innerhalb welcher ein breiter behaglicher Weg rings um die Stadt läuft, der dem Wiener um so vergnüglicher seyn muß, als von ihm aus der Blick frei nach Außen zu schweifen vermag. Je nach dem der Hochweg an diesem oder jenem Theile der Stadt vorüber führt, heißt er so oder anders, gibt es eine Schotten- oder Augustinerbastei und ich weiß nicht, was noch für andere Basteien.

Bei ziemlich gemächlichem Schritte wird in anderthalb Stunden die Altstadt umgangen und während dieser kurzen Zeit eine ganze Welt im Kleinen gesehen, weßhalb Jedem dieser Gang zu empfehlen, der schnell und bequem übersichtliche Blicke auf die Hauptheile der Kaiserstadt werfen will.

Nicht wie anderwärts hängen hier die Vorstädte mit der Stammstadt zusammen. Diese wollte in ächt aristokratischer Weise durchaus etwas Besonderes bleiben, mit spätern Zukömmlingen nicht sich vermischen. Die Altstadt daher begnügte sich nicht nur durch Mauern und Thoren sich fest einzurahmen; sie zog eine weitere Scheidwand, damit ja nicht das Neue dem Alten zu sehr sich nahe. Ein Streifen Landes wohl tausend Schritte und mehr breit umgürtet die Stadt, von Häusern ganz frei, mit Rasen und Bäumen bedeckt und durchzogen von größern und kleineren Wegen.

Und Altwien hat wohl gethan den Rücken frei sich zu halten; denn nun haben seine Bewohner nur eine kurze Strecke zu gehen um aus ihren engen Gassen heraus in's Grüne und Freie zu kommen; auch hat die städtische Jugend einen weiten Tummelplatz für ihre Spiele gefunden und ist den Kindsmägden ein bequemer Ort gewonnen, wohin sie aus dem Straßengetümmel mit ihren Pflegbefohlenen sich zu flüchten vermögen.

Selbst das zahlreiche Kriegsvolk der Hauptstadt braucht nicht weit zu ziehen um sich in den Waffen zu üben; seine Trommler können das Fell den ganzen Tag nach Herzenslust rühren, die Trompeter mit vollen Backen drauf und drein blasen ohne die Ohren der Städter zu quälen.

Dieses und vieles andere noch wird auf dem Raume getrieben, der Altwien von den Vorstädten trennt und welcher den welschen Namen „Glacis" erhalten.

Von den Basteien aus sah ich Tausende von Menschen im Bürger- und Waffenrock, groß und klein zu Pferd und zu Wagen nach allen Richtungen diese eben so großartige als eigenthümliche Anlage durchkreuzen und absonderlich ergötzte mich die Unzahl papierener Drachen, welche die lustige Wiener Jugend vom Glacis aus in die Luft steigen ließ und welches physikalische Experiment sie mit großer Geschicklichkeit auszuführen verstand.

Da die Leute an der Donau nie gern lange fasten, so findet sich an diesem Orte auch da und dort eine Gelegenheit den Magen zu stärken.

Aus Alle dem darf man wohl schließen, daß dem Alt- und Neuwiener die zwischen ihnen gezogene Scheidwand gleich vergnüglich sey und Beide auf diesem neutralen Boden sich häufig und freundlich begegnen.

Alles hat freilich seine zwei Seiten und so auch das Glacis. Wenn zu gewissen Zeiten der Wind scharf von Ungarn herauf bläst und den Wiener Staub aufwirbelt, so mag es hier unbehaglich genug seyn und wird man diese Wege eher fliehen als suchen. Auch hat man mich versichert, daß dem Glacis schon manches Opfer gefallen; denn habe man sich in

den langen Vorstädten warm und müde gegangen und komme man in den heftigen Zugwind, der so häufig auf dieser schutzlosen Ebene wehe, so träten Erkältungen ein, an deren Folgen schon Mancher gestorben.

Um das Glacis herum liegen wie ein Kranz die Vorstädte Rossau, Alsergrund, Josephstadt, Neubau, Mariahilf, die beiden Wieden, Landstraß und Leopoldsstadt, Quartiere, von denen Jedes allein eine ansehnliche Stadt bilden würde und einige größer sind als Altwien selbst.

Das Bild, welches dieses vorstädtische Häusermeer von den Basteien aus gesehen dem Auge gewährt, ist wirklich großartig zu nennen und erinnert recht wohl an Paris oder London.

## Die Burg und Anderes.

Wer auch nur einige Tage in der Donaustadt weilt, darf nicht unterlassen den Wohnsitz des Kaisers, die Burg zu besuchen, wenigstens von Außen zu sehen. Ich bin mehr als einmal an ihr vorüber gegangen und habe sie mir von allen Seiten beschaut; denn mich hat schon ihr alterthümlicher Namen angezogen, der sicherlich schöner und kräftiger klingt, als das Wort Schloß oder gar das welsche Residenz.

Wie die Altstadt hat auch die Burg ihre Geschichte, sind beide mit einander gewachsen, ist die Eine so wenig als die Andere über Einen Leisten geschlagen. Die Burg besteht aus Bauten verschiedener Zeiten, wunderlich in einander verschlungen und da und dort mit der Altstadt verbunden. An Zu- und Durchgängen fehlt es ihr nicht, die für Jedermann offen

ſtehen, ſo daß die Thore und Höfe des kaiſerlichen Hauſes öffentliche Wege ſind, täglich von Tauſenden begangen. — Dieſe Freiheit des Wandels, welches die Burg den Städtern gewährt, ſtimmt wohl überein mit dem traulichen Fuß, auf welchem ſchon lange die Kaiſer mit den Wienern zu leben gewohnt ſind. Ein ſolches Verhältniß iſt beſſer als vornehme Abſonderung; denn das Herrſcherthum verliert nichts von ſeinem Anſehen und Glanze, wenn es in Berührung mit dem Volke verbleibt; es wird dadurch Liebe und Vertrauen gewonnen, und wer dieſe beſitzt, deſſen Macht und Gewalt ruht auf ſicherſtem Boden und ſteht feſt, namentlich in Zeiten der Noth und Gefahr. Das kaiſerliche Haus hat in dieſer Beziehung ſo ſchöne Erfahrungen gemacht, daß deſſen Beiſpiel wohl allgemeine Nachahmung verdiente.

Die innern Herrlichkeiten des Pallaſtes, wie Schatzkammer, Prunkſäle und was ſonſt noch zum Glanz eines Hofes gehört, habe ich nicht geſehen; denn aufrichtig geſtanden ſind dergleichen Dinge für mich eher reizlos als vergnüglich. Doch aber bin ich wiederholt in die Burg gegangen, um Anderes zu beſchauen.

Sonſt pflegen fürſtliche Häuſer keine naturwiſſenſchaftliche Sammlungen zu enthalten, mir wenigſtens iſt keines bekannt; die Burg jedoch macht eine Ausnahme von der Regel, was ohne Zweifel ſeinen Grund in der Vorliebe hat, welche ſeit lange die Glieder der kaiſerlichen Familie für die Naturwiſſenſchaft hegen.

Die zoologiſche Sammlung iſt ausgezeichnet vor Allem durch ihren Reichthum an Vögeln und das Mineralienkabinet wahrhaft kaiſerlich, wohl eines der ſchönſten und reichſten, die

es gibt, ein wahrer Steinhimmel für den Mineralogen. Die damit zwar verbundene aber doch gesondert aufgestellte Sammlung von Meteorsteinen darf einzig genannt werden und es ist mit ihr keine andere dieser Art auch nur entfernt zu vergleichen, weßhalb sie meine Aufmerksamkeit aufs Stärkste gefesselt. Es möchte wohl mit Wissen der Menschen kein Stein vom Himmel gefallen seyn, der nicht entweder in toto oder im Bruchstück seinen Weg in diese Sammlung gefunden; wer daher diese räthselhaften Gebilde durch eigene Anschauung kennen lernen will, dem muß man rathen in die kaiserliche Burg zu gehen, wo er überdieß auch noch die gefälligsten Leute als Aufseher findet, die es sich zum Vergnügen machen dem Forscher, wo sie nur können, zu dienen.

Wenn uns auch die Chemiker und Geologen von den wenigsten Steinen zu sagen vermögen, wie sie entstanden, so wissen wir doch, daß sie im Schooße der Erde gebildet. Aber Steine vom Himmel gefallen, woher sollen diese wohl kommen? Seit Jahrhunderten schon ist von Steinfällen die Rede, Chroniken sprechen von ihnen und es sind darüber die Aussagen glaubwürdiger Zeugen aufgezeichnet worden. Die Gelehrten aber, weil sie die Sache nicht zu begreifen vermochten, haben sie lange geleugnet, was allerdings das bequemste Mittel war einer Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen.

Dank sey es dem unermüdlichen Eifer, mit dem Chladni genügende Beweise gesammelt; heutigen Tages zweifelt Niemand mehr, daß Steine vom Himmel gefallen, obwohl wir über ihren eigentlichen Ursprung jetzt noch eben so sehr im Dunkeln sind, als zur Zeit, wo man von diesen geheimnißvollen Eindringlingen nichts wissen wollte. Vom Himmel

fallen kann Allerlei heißen: vom Monde, vom Jupiter, von irgendwo ſonſt aus der planetariſchen Welt oder gar noch weiter herkommen, ja blos aus der Luft.

Merkwürdig genug bringen uns dieſe Steine des Himmels nichts Anderes mit, als was auch ſchon auf der Erde ſich findet: Eiſen, Nickel, Kieſel und was ſie ſonſt noch enthalten, ſind wohl bekannte irdiſche Dinge, weßhalb auch Manche geglaubt, daß der Himmel mit dieſen Geſteinen nichts zu ſchaffen gehabt, ſie Gebilde des Dunſtkreiſes ſeyen, des Sammelortes aller möglichen terriſtriſchen Stoffe.

Zu dieſer Meinung ſchütteln freilich die Scheidekünſtler bedenklich den Kopf, ſie wollen nichts von dampfförmigem Eiſen, Nickel, Kieſel u. ſ. w. in der Luft wiſſen, was wir ihnen auch gar nicht verübeln, da ihre heftigſten Feuer die Elemente der Himmelsſteine nicht zu verflüchtigen vermögen.

Manche ſind deßhalb geneigt dieſe fremden Geſellen von weiter her kommen zu laſſen. Die Einen aus feuerſpeienden Bergen des Mondes, wie Bomben auf die Erde geworfen; Andere ſehen ſie als liliputiſche Wandelſterne an, die ſeit der Urzeit die Sonne umkreiſend und einmal durch Zufall der Erde zu nahe gekommen von dieſer herabgezogen worden wären. Da wo am Himmelszelt Ceres, Pallas, Veſta und Juno verweilen, hat man in neueſter Zeit ſo viele Planetchen entdeckt, daß die Sternkundigen ſich gezwungen ſehen die Namen aller griechiſchen und anderer Gottheiten herbeizuholen, um ihre Findlinge heidniſch zu taufen. Dieſer Planetenreichthum in jener Gegend des Himmels hat zu der Vermuthung geführt, daß dort ein großer Stern einſt geſtanden, der aber, der Himmel weiß wie, ſpäterhin in hunderttauſend Stücken zerſprungen.

hiebei könnten, meinen nun einige Herrn Gelehrte, die kleinern Trümmer etwas abwegens gekommen und möchten unsere Himmelssteine eben solche Bruchstücke des zersprengten Planeten seyn.

Wäre dem so, so würde hieraus erhellen, daß der auseinander gegangene Stern aus den gleichen Stoffen geformt, aus welchen unsere Erde gebildet und somit selbst in der Chemie weder über noch unter dem Monde etwas Neues zu finden. Als Laie haben wir weder das Recht noch die Lust der einen oder der andern Meinung über die Herkunft der fremden Gesteine entgegen zu treten oder eine eigene zu geben, die Freiheit aber nehmen wir uns für jetzt noch zu zweifeln, daß in dieser Sache schon das Wahre gefunden und zu glauben, daß namentlich unser chemisches Wissen, wie stark auch dessen Tiefe und Umfang gerühmt wird, noch viel zu jung und dürftig sey um mit Sicherheit sagen zu können, was in dem Dunstkreis der Erde sich zuzutragen vermöge und was nicht.

Einstweilen und wohl für lange bleiben die vom Himmel gefallenen Steine noch Räthsel, an deren Lösung die Einbildungskraft und der Scharfsinn der Gelehrten sich üben mag; ist aber einmal der Ursprung der fremden Gebilde sicher erkannt, dann wird es um die Wissenschaft ganz anders stehen als heutigen Tages und werden Fragen beantwortet seyn, welche man jetzt auch nur zu stellen kaum den Muth haben darf. Wie dem aber auch sey, gewiß ist, daß die Sammlung der Meteoriten, in der Burg zu Wien aufgestellt, einst in hohem Grade dazu dienen wird das über den besprochenen Gegenstand noch waltende Dunkel aufzuhellen und daß deßhalb Diejenigen, welche sie zusammen gebracht, zum Voraus ein großes Verdienst um die Wissenschaft sich erworben.

## Theater und Sonstiges noch.

Ganz in der Nähe der Burg stehen die beiden Theater der Altstadt, und wie diese das Haupt der ganzen Kaiserstadt ist, so ragen auch jene weit über alle übrigen Schauspielhäuser durch innere Güte hervor und werden von der besten Gesellschaft besucht. Im Burgtheater, des Kaisers Wohnung am nächsten gelegen, wird das edlere Drama gepflegt, im nicht weit davon entfernten Kärnthner Theater ist die Oper zu Hause und Jedes der Häuser verdient, daß man es sehe.

Das Aeußere und Innere dieser Theater sind weit entfernt glänzend zu seyn, haben ein äußerst bescheidenes Aussehen und es wird in dieser Beziehung die Erwartung getäuscht. Dieselben stehen in keinem Verhältniß zu der großen, reichen und so stark bevölkerten Stadt und werden weit übertroffen so wohl an geschmackvoller Einrichtung als Größe des Raumes z. B. von der Scala in Mailand und dem Hoftheater der bairischen Hauptstadt.

Was aber den Häusern von Wien an äußerer Schönheit gebricht, wird reichlich durch innere Trefflichkeit ersetzt und nicht ohne Grund gelten die Bühnen der Altstadt für die besten in Deutschland.

In der Regel spielt man auf dem Burgtheater nur klassische Stücke und ist von ihm das niedere Drama verbannt; der Zufall hat es aber leider gewollt, daß ich nichts Namhaftes zu sehen bekam. Ein Schauspiel dem bekannten „She is mad“ des „Diary of a physician“ entnommen und im Deutschen glaub' ich mit „Wahnsinn“ betitelt, hatte eine zahlreiche Gesellschaft herbei gezogen, weil in der Hauptrolle des

Stückes ein polnischer oder galliziſcher Jude auftrat, Herr Dawiſon nemlich, den ich kurz zuvor als Franz Moor in München geſehen. Derſelbe iſt vielfach geprieſen und als einer der erſten Schauſpieler Deutſchlands ausgerufen worden; aber weder in Wien noch in München hat er mir gemundet, wie groß auch der Beifall war, der ihm an beiden Orten geſpendet.

Es iſt wahr, Dawiſon iſt bühnengewandt, aber ſein Spiel zu ſichtlich auf Eindruck berechnet, gekünſtelt, und von Kunſt, die wieder zur Natur geworden, von genialer Unmittelbarkeit, von dramatiſchem Schwung konnte ich in ihm Nichts bemerken; er ließ mich deßhalb auch kalt, während die Menge durch Klatſchen die Hände ſich warm ſchlug. Dawiſon's Spiel war für mich, was Meyerbeer's Opern. Freilich bin ich wählig und nicht leicht in gewiſſen Dingen zufrieden zu ſtellen, mag ich namentlich nichts von einer Kunſt wiſſen, bei der es mir ſchwer wird Natur und Einfachheit wieder zu finden. Alles Phraſenhafte, Verzogene, Uebertriebene und Gezierte, auch das Berechnete, iſt mir überall, und namentlich wenn ich es auf der Bühne zu ſehen bekomme, von Herzen zuwider.

Unendlich viel beſſer gefiel mir der „Wildſchütz" oder wie es ſonſt heißt, eigentlich gegen die Regeln des Burgtheaters gegeben; denn die Darſtellung komiſcher Volksſtücke iſt nicht ſeine Sache. Es handelte ſich darum die überfeine Bildung eines Barons der preußiſchen Hauptſtadt der Natürlichkeit eines ſteyriſchen Wilddiebes gegenüber zu ſtellen, und um die Gegenſätze ſo ſcharf als möglich hervortreten zu laſſen, wurde einerſeits die weiche berliniſche Sprache und andererſeits die derb naive ſteyriſche Mundart geredet, was beides mit vollendeter Treue geſchah. Es war ein Stück, ſo ganz für den Wiener

geſchrieben, der bekanntlich es liebt jeweilen auf Koſten des Berliners zu lachen, was er übrigens immer auf die gutmüthigſte Weiſe thut. An Stoff hiezu fehlte es nicht und niemals in meinem Leben habe ich das Zwerchfell ſo Vieler auf einmal erſchüttert geſehen, als während der Darſtellung dieſes vergnüglichen Stücks. Auch ich konnte nicht umhin ſo in den Chor der Lacher zu ſtimmen, als wäre ich ſelbſt ein Wiener geweſen. Manche Scenen waren wirklich im höchſten Grad komiſch, namentlich die, in der der nordiſch feine Baron und der derbe Wilddieb des Südens ein Zwiegeſpräch führten, der eine voll tönender Phraſen und überſchwenglicher Rede, der andere kurz angebunden und lauter Natur. Aber auch eine Sennerin, für welche die Wiener eine ſichtliche Vorliebe zeigten, wußte ihre Coquettenrolle vortrefflich zu ſpielen.

Im Kärnthner Theater habe ich eine Oper gehört, eine der ſchönſten, die's gibt: Bethovens Fidelio, und der Genuß den ſie mir gewährte, war der größte, den Wien mir geboten. Obgleich nicht unbekannt mit dieſem wunderbaren Kunſtwerk des unvergleichlichen Meiſters, war es mir doch, als hätt' ich's noch niemals gehört. Jedes Mitglied des zahlreichen Orcheſters ſey, ſagte man mir, ein Meiſter ſeines Inſtrumentes und bilde deutſche klaſſiſche Muſik im Allgemeinen, im Beſondern aber diejenige Bethovens den Gegenſtand der Vorliebe dieſer trefflichen Künſtlerſchaar. Fidelio, als ich ihn hörte, war auch ſchon zehnmal hinter einander gegeben worden, kein Wunder daher, daß mir die Darſtellung deſſelben vollendet erſchien.

Nie habe ich eine aufmerkſamere muſikaliſche Zuhörerſchaft geſehen, als die im Kärnthner Theater; man ſah es ihr an, daß ſie ganz Ohr ſey; es herrſchte im Hauſe die lautloſeſte

Stille, nur zuweilen durch ſtürmiſchen Beifall gebrochen, den ſchönſten Stellen des Stückes geſpendet. Am herrlichſten wurde im Zwiſchenakte die Ouvertüre zu Leonore geſpielt und der Eindruck, den dieſes Tonwerk hervorbrachte, war ſeiner eigenen Größe und der Vollendung der Darſtellung gemäß. Das ganze Haus gerieth in einen wahren Aufruhr des höchſten Entzückens; es verlangte ſtürmiſch und oft die Wiederholung deſſelben, aber das Orcheſter hielt den lauteſten Forderungen taube Ohren entgegen; was ich zwar herzlich bedauerte, es aber doch vollkommen begriff.

Gieng auch zuvor meine Bewunderung vor Beethoven ſchon weit, ſo wurde ſie im Kärnthner Theater, ich darf es wohl ſagen, bis zur Grenzenloſigkeit geſteigert und gewann ich die Ueberzeugung, daß noch kein Anderer wie er es verſtanden die tiefſten Saiten des Gemüths zu berühren und die zarteſten wie die gewaltigſten Gefühle in der Sprache der Muſik auszudrücken. Ja ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß Niemand noch die Geheimniſſe der Gemüthswelt ſo aufgeſchloſſen habe, wie dieß Beethoven gethan, Niemand noch wie er den Reichthum der Empfindungen, deren unſere Natur fähig iſt, der Welt entfaltet habe.

Beethoven iſt für mich daher der Shakeſpeare der Tonwelt; denn wie der unſterbliche Barde des britiſchen Volkes unerreicht daſteht in der Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Beweggründe, aus welchen menſchliches Handeln entſpringt, wie er die geheimſten Vorgänge der Seele unmittelbar zu durchſchauen und in Worten darzuſtellen vermochte, ſo verſtand es Beethoven die Zuſtände und Bewegungen des Gemüthes in ihrem ganzen Umfang muſikaliſch zu ſchildern.

Und wem iſt verborgen, daß ſolche künſtleriſche Darſtellungen des innern Lebens der Menſchen ſelbſt wieder mächtig auf dieſe zurückwirken, neue Bewegungen hervorrufen und zu ſchöpferiſcher Thätigkeit beſtimmen? Naturen wie Shakeſpeare und Beethoven ſind göttlicher Art, Geiſterſonnen, welche die dunkelſten Seiten des menſchlichen Weſens erhellen und deſſen verborgenſten Inhalt offenbar machen; Seher, durch welche unſer Geſchlecht erſt gewahr wird, was es iſt und wozu es beſtimmt; die klarſten Beweiſe, daß der Menſch nicht blos bewegter Staub iſt, ſondern noch eine höhere Welt in ſich birgt, herrlicher noch als die ſichtbare, und in ihm etwas wohnt, waltet und herrſcht von ewiger Dauer.

Nicht Zufall iſt es, daß Beethoven ein Deutſcher geweſen, daß die ihm verwandten und ebenbürtigen Meiſter, wie Händel und Haydn, Mozart und Weber aus dem gleichen Volke entſprungen, daß dieſem ſo viele andere noch groß in der Tonkunſt als ächte Söhne angehören, durch wirkliche Abſtammung nemlich, nicht blos durch die Zufälligkeit des Aufenthaltes und der Geburt in germaniſchen Landen.

Jedes Volk hat aus Gründen, die uns noch gänzlich verborgen, ihm eigenthümliche Vorzüge erhalten und auch das deutſche iſt nicht ſtiefmütterlich bedacht worden; denn ihm wurde ein volles Maß des Sinnes zu Theil, der mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, mehr der Welt der Ideen als der greifbaren Sinnlichkeit zugekehrt iſt, und welcher deßhalb auch ſeine Befriedigung da nur ſucht, wo er ſie allein zu finden vermag: auf den überſinnlichen Gebieten des Geiſtes und des Gefühls.

Dieſem feinen und höhern Sinne des Menſchen hat unſere

Sprache einen Namen gegeben, deſſen Laut ſchon das Ohr jedes Deutſchen vergnügt und deſſen volle Bedeutung keine andere Zunge auszudrücken vermag. Das lebendige und warme Intereſſe, welches der Deutſche an der höchſten Angelegenheit des Menſchen, an der Religion von jeher genommen, in einer Weiſe ganz anders als dieß die romaniſchen Völker gethan, die Vorliebe und der Ernſt, mit denen er Dinge behandelt, die über der Sichtbarkeit liegen, wo wurzeln ſie ſonſt, als in dieſem höhern Sinn, im Gemüthe.

Und eben dieſes Gemüth iſt der Boden, aus welchem auch die deutſche Kunſt entſproſſen, die Kunſt, wie ſie in Architectur, Malerei und Poeſie, wie ſie namentlich aber auch in der Muſik ſich darſtellt. Durch alles zieht ſich der rothe Faden ideeller Gemüthlichkeit hin, alle Kunſtſchöpfungen des deutſchen Geiſtes erinnern an eine überſinnliche Welt. Am ſtärkſten tritt vielleicht die Eigenthümlichkeit des deutſchen Gemüthes im Kirchenbau und in der religiöſen Muſik hervor. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem griechiſchen Tempel und einem gothiſchen Dome, zwiſchen einem italieniſchen Lied und einem deutſchen Choral. Jene weiſen, wie ſchön ſie auch ſind, auf die Erde, dieſe dem Himmel zu, jene ſchmeicheln dem äußern Sinn, dieſe ergreifen den innern Menſchen.

Ich gönne dem Britten ſeinen kalten Verſtand und ſein nüchternes Weſen, dem Angloamerikaner ſeinen brennenden Gelddurſt und ſein raſtloſes Streben, dem Italiener ſein heißes Blut und ſeine heitere Sinnlichkeit, dem Spanier ſeinen gewaltigen Stolz und ſein Selbſtgefühl, dem Franzoſen ſeinen leichten Sinn, ſeinen Witz und ſeine Liebe zum Ruhm mit Allem was ſonſt noch an dieſen Volksthümlichkeiten hängt,

Ich würde dagegen das Erbstück meines Volkes nicht umtauschen; denn ich weiß, daß mir nichts Anderes eine so reiche Quelle von Glück, von innerem Behagen gewährt, als das deutsche Gemüth. Deßhalb bekümmert's mich wenig, wenn das Ausland uns häufig bespöttelt, bewitzelt, mitleidig belächelt, uns für Schwärmer und Träumer erklärt. Alles in der Welt kann man nicht haben, und soll ich Etwas entbehren, so lasse man mir das Gemüth, des Uebrigen will ich mich gerne begeben, es wird mir doch das Beste zu Theil. Oder was sind denn die Genüsse, welche die Macht, der Reichthum, der Ruhm und die Ehre, ja alle Güter der Erde gewähren, gegen das tiefe Behagen, das ein reines Gemüthsleben uns gibt!

Um noch einmal von der Tonkunst zu reden, so gibt es nichts ihr vergleichbar, was die Unmittelbarkeit betrifft, mit der sie den ganzen Menschen ergreift. Sie besitzt freilich erst dann diese Zaubergewalt, wenn sie selbst aus dem Gemüthe entsprungen; aber bei weitem nicht Alle, die für Meister gehalten, haben aus dieser Quelle geschöpft. Ihre Werke mag der Tag und die Menge bewundern, zu dauernder Geltung gelangen sie nie; denn was das Scheingenie zuwege gebracht, wird bald wieder vergehen, weil es nur Schein und nicht Wesen, nur künstliches Machwerk des zusammensetzenden Verstandes und nicht künstlerisches Erzeugniß des dichterisch schaffenden Gemüths gewesen. Beethoven aber und Mozart und Weber, auch Haydn und Händel werden gewiß noch lange die Gemüther erquicken und heben, deßhalb auch für große Wohlthäter des Menschengeschlechtes angesehen werden, für größere noch als selbst Watt, Arkwright, Jacquard und Stephenson, denen die Welt für ihre Dampf- und Spinnmaschinen,

für ihre Webstühle und Eisenbahnen doch so großen Dank schuldig geworden.

Eines der schönsten Theater von Wien, was nemlich das Aeußere betrifft, ist das in der Leopoldstadt. Ich hoffte dort ein lustiges Wienervolksstück zu sehen und darüber lachen zu können, fand mich aber entsetzlich getäuscht; denn statt dessen wurde ein gewöhnliches Lustspiel gegeben, leer an Witz und um so reicher an Plattheit. Freilich sollte das fade Gericht erst die Würze erhalten durch die Sprünge und Künste einer vorgeblich spanischen Tänzerin, Pepita genannt. Aus der Fülle des Hauses, dem maßlos gespendeten Beifall und der Menge von Kränzen zu schließen, die der Bühne zuflogen, fand sich das Publikum höchlichst entzückt und hätte man glauben mögen, Taglioni oder Elsner wäre der Gegenstand solcher Huldigung gewesen. Ich konnte nichts Schönes an dieser Pepita bemerken; denn weder ihr Körper war so, noch weniger aber ihr Tanz. Kopf, Arme und der obere Leib hausten gewaltig auf dem Untergestell und auch die Beine giengen nicht müßig: Pepita krümmte sich so, krümmte sich anders, bald rückwärts, bald vorwärts; jetzt sprang sie mit gehobenen Armen an den Rand der Bühne heraus, dann schob sie sich wieder zurück, Gesicht immer nach vorne gekehrt; aber von Anmuth der Stellung und der Bewegung war keine Rede, es schien mir Alles plump und gemein.

Entweder ist der Geschmack der Klatscher und Blumenstraußwerfer des Leopoldstädter Theaters ein sehr ordinärer, der mit der magersten Kost sich begnügt, oder diese Leute haben die Sprünge Pepita's nur als Nebensache betrachtet und ihr Augenmerk auf Etwas gerichtet, was mit der Kunst nichts zu thun hat.

Bei solchen Anlässen erfüllt mich immer ein heftiger Zorn und werde ich innerlich grimmig über die Gemeinheit der Menge, lache mich aber bald selbst wieder aus, ja schäme mich schier des nutzlosen Aergers, aus Gründen die offen genug auf der Hand liegen.

Natürlich habe ich während meines Verweilens in Wien auch den berühmten Prater besucht und damit ich es gleich im Anfange sage, ist hier die Wirklichkeit weit unter meiner Erwartung geblieben. Die Mitte des Sommers war freilich nicht die geeignete Zeit den vielgepriesenen Volksgarten der Kaiserstadt in seinem Glanze zu sehen, in diesem Theile des Jahres ist er am schwächsten besucht; aber was ich dort sah, war so, daß ich mir nicht vorstellen konnte, auch ein noch so zahlreicher Besuch werde ihm ein behaglich großartiges Aussehen geben. Die Anstalten zur Unterhaltung und Geselligkeit getroffen, schienen mir alle kleinlich zu seyn, um nicht armselig zu sagen und ein etwas verkommenes Aussehen zu haben, was ich um so auffallender fand, als der Wiener überall, namentlich aber an öffentlichen Vergnügungsorten eine behagliche Stattlichkeit liebt. Wäre ich ein Bewohner von Wien, ich glaube nicht, daß ich den Prater häufig besuchte und wie man mir an Ort und Stelle versicherte, scheint überhaupt seine Zeit vorüber zu seyn.

Sperl's Garten in der Leopoldstadt ist ein geeigneter Ort ein Stück Wiener Leben kennen zu lernen; auch ich verbrachte eine Stunde daselbst und fand ihn in seiner Art vergnüglich genug. Allem Anschein nach gehört er zu den Lieblingsorten der Städter, wohin sie sich häufig nach vollendetem Tagwerk begeben. Der von Häusern umschlossene Garten, groß genug um Hunderte von Menschen zu fassen und natürlich dem Ver-

gnügen geweiht, war so voll als nur möglich: an einer Unzahl kleiner Tische saßen Männer, Frauen und größere Kinder umher, alle zierlich gekleidet und ihr Abendbrod mit größtem Behagen verzehrend. Dieses bestand nicht etwa in Butterbemmchen mit Schinken dazwischen und dünnem Weißbier mit Zucker versetzt, der Wiener liebt nahrhaftere und bessere Kost: gebratene Hühner nebst andern Speisen solider Natur und statt des Bieres wurde Böslauer, Ofener Ausbruch und wer weiß was sonst noch für Weine getrunken.

Alles hatte ein höchst anständiges, sauberes, appetitliches Aussehen bis auf das Tafelgeschirr und das Tischzeug hinaus und die hellen Gaslampen warfen ein vergnügliches Licht auf die fröhlichen Leute. Wie hoch der Wiener auch Essen und Trinken an solchen Orten anschlagen mag, er muß noch Anderes haben um sich ganz behaglich zu fühlen und vor Allem will sein Ohr an Musik sich ergötzen. An dieser fehlt es nun in Sperl's Garten nicht; denn hier ist eben der Ort, wo Strauß eine Reihe von Jahren hindurch seine großen Triumphe gefeiert.

Der Walzerkönig scheint nicht mehr hienieden zu geigen; sein Sohn, ein langer Mann mit riesigen Vatermördern und Glacehandschuhen leitete die zahlreich aufgestellte meisterhaft spielende Bande und zwar, wie es mir schien, ganz im Geiste des Vaters.

Den Wechsel liebend verlangt der Wiener häufig was Neues auch im Punkte der Gartenmusik und es muß damals gerade ein Walzer oder eine Polka vom Stapel gelassen worden seyn dem Geschmacke der Sperlianer besonders zusagend. Bei gewissen pausirenden Stellen des Stückes giengen Knall-

kügelchen los oder wurde an Glöckchen geſchlagen, was niemals verfehlte einen Donner von Beifall nach ſich zu ziehen. Was mich betrifft, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß mir im Ganzen genommen die beklatſchte Muſik eher widerlich als angenehm war, nicht nur weil ſie ſo häufig das Ohr durch die geſchmackloſeſten Extravaganzen und Benützung alberner Mittel beleidigte, ſondern, und das iſt der größte Vorwurf, den ich ihr mache, weil ſie nicht ſelten die Grenzen des Schicklichen überſchritt.

## Der Dom von Sanct Stephan.

Wien ſcheint im Verhältniß zu ſeiner Größe und als katholiſche Stadt nicht ſonderlich reich an Kirchen zu ſeyn, dafür beſitzt es freilich auch Eine, die hundert gewöhnliche aufwiegt. Der Dom von St. Stephan bildet die Mitte von Altwien und wie dieſes der Kern der Hauptſtadt, ſo iſt jener zum Zentrum des Ganzen geworden. In der Phyſiognomie von Wien iſt gewiß dieſer gewaltige Bau der hervorragendſte Zug, an dem die Stadt auch ſchon auf weithin erkannt wird und Schade nur, daß an ihn ein ſo dichter Häuſerhaufen ſich herandrängt, ſeine Großartigkeit theilweiſe verhüllend.

Ich habe das Innere der Kirche zu wiederholten Malen beſucht und immer bedauert, daß ſie durch ſo viele unſchöne Zuthaten, namentlich geſchmackloſe Altäre entſtellt iſt. Hoffentlich wird eines Tages dieſes häßliche Beiwerk entfernt und dem herrlichen Tempel ſeine urſprüngliche Schönheit wieder gegeben; bei welchem Anlaß füglich auch der argen Unſitte: ſelbſt während des Gottesdienſtes die Kirche als Durchgang zu brauchen, ein Ende gemacht werden dürfte.

Welchen Werth man auch auf kirchliche Handlungen legen mag und auf das was man äußern Gottesdienst nennt, immer und vor Allem sollte auf Würde gehalten werden, und diese verletzt man doch gar zu stark, wenn man Marktweiber und Mägde mit Gemüse- und Fleischkörben durch die Kirche gehen läßt, während eine religiöse Handlung verrichtet wird, wie dieß alltäglich im Stephansdom zu geschehen pflegt. Die Wiener mögen an diese Unsitte gewöhnt seyn und durch sie nicht mehr in ihrer Andacht sich stören lassen; dem Fremden aber erscheint sie als Entweihung des heiligen Ortes oder wenigstens doch als arger Verstoß gegen das, was sich schickt. Wäre ich Meister vom Dome, wie es der Fürstbischof ist, ich wollte dem Unfug bald ein Ende gemacht haben, was auch die Wiener Marktweiber und die Mägde dazu sagten und wie alt der Mißbrauch schon seyn möchte.

Wer noch Herr seiner Beine ist, darf nicht versäumen den Thurm des Doms zu besteigen, was freilich für bequeme und ältere Leute keine Kleinigkeit ist, da seine Höhe, ich weiß nicht um wie viele Fuße selbst diejenige der höchsten Pyramide Egyptens übertrifft. Obgleich nicht mehr ganz jung, so wagte ich doch den etwas beschwerlichen Gang und eben als ich im Steigen begriffen, blies es gewaltig von der Ebene Ungarns herauf, pfiff und heulte der Sturm so grausenvoll in dem durchbrochenen Gemäuer, daß es mir ward, als vernähm' ich die Stimmen eines vorüberziehenden Heeres ergrimmter Luftgeister; auch war es zuweilen, als brächte der Sturm das Gebäude zum Wanken und sey ich darauf und daran sammt dem Thurme hinab auf den Platz von St. Stephan gewehet zu werden.

Unter ſolchen Umſtänden kann man nichts anders, als höchlich ſich wundern, wie ſo luftig gebaute gothiſche Thürme den Stürmen von Jahrhunderten zu trotzen vermochten und zwar eben ſo gut, als dieß die maſſigen Baue Egyptens gethan. Steinblöcke zuſammenhäufen, ſie hunderte von Ellen hoch aufthürmen, war allerdings ein gewaltig Stück Arbeit; aber durchſichtige und zierliche Thürme auf Jahrtauſende hinſtellen, wie die von St. Stephan, des Frei- und Straßburger Münſters, ſcheint mir doch noch ein ganz anderes Werk zu ſeyn, viel mehr Verſtand und auch Sinn für das Schöne erfordernd, als alle pharaoniſchen Baue zuſammen genommen. Ueber dieſe verwundert man ſich und jene werden bewundert.

Wie heftig es auch auf der Zinne der Hauptſtadt ſauste und ſtürmte, ſo bot doch das in der Tiefe liegende Wien mit ſeiner ſchönen Umgebung ein äußerſt vergnügliches Bild und verweilte ich lange auf der luftigen Höhe um mit dem nackten und bewaffneten Auge jeden Winkel der Stadt auszuſpähen.

Wie rieſig der Stephansthurm ſey, wirſt du dann erſt gewahr, wenn du von ſeiner Spitze hinabblickſt auf die unten liegenden Dinge.

Die Wohnſtatt des Kaiſers, die Palläſte des Adels, die gewaltigen Kaſernen und andere Häuſer des Kriegs und des Friedens, wie ſchrumpfen alle dieſe Größen zuſammen, wie winzig und klein erſcheint uns vor Allem das Treiben der Menſchen, nicht viel anders als das wirre Gewimmel eines Ameiſenhaufens.

Wenige Bauwerke wird es auf dieſem Erdenrund geben, die Zeuge ſo vieler Thaten geweſen wie der Thurm von St. Stephan; denn was iſt nicht Alles in und um Wien

vor ſich gegangen, ſeit er ſein Haupt ſo hoch in die Lüfte erhebt. Sind es auch ſtumme und bewußtloſe Zeugen menſchlichen Handelns dieſe uralten gothiſchen Dome, das dichteriſche Gemüth betrachtet ſie doch gern als lebendig, als Sprecher längſt vergangener Tage zu der laufenden Zeit und uns wird deßhalb bei ihrem Anblick ganz eigen zu Muth. Auch mich, obgleich die Natur mir keine poetiſche Ader gegeben, machte der ehrwürdige Thurm von Sanct Stephan beinahe zum Dichter. Vielartige Bilder aus zeitlicher Nähe und Ferne giengen an meiner Seele vorüber; die Gedanken fielen auf Chriſten und Türken und Vieles andere noch, was hier zu erwähnen größter Ueberfluß wäre. Das aber ſoll doch noch geſagt ſeyn, daß mir ſolche Beſitzthümer, wie der Stephansdom eines iſt, als ein unſäglich koſtbarer Schatz eines Volkes erſcheinen, als Vermächtniſſe der Väter von unermeßlichem Werthe. Sie erinnern das Volk, daß es eine große Vergangenheit habe, daß, wenn auch Vieles dem Wechſel und Glück unterworfen, doch Etwas in ihm wohne und wirke von unzerſtörlicher Dauer.

Was würde wohl die neue Welt, die von geſtern her iſt und an der noch Alles an ihre Jugend erinnert, darum geben Denkmäler zu haben gleich denen, an welchen Deutſchland ſo reich; denn ein Köllner Dom und ein Freiburger Münſter iſt doch was Anderes noch, als hundert Kanäle, Fabriken und andere utilitariſchen Dinge.

Bevor ich vom Stephansthurm ſcheide, ſey mir geſtattet noch einige Worte zu ſagen von einem kirchlichen Feſte, das ich in ſeiner Nähe mit anſah.

Eines Morgens traf ich vor den Thüren des Domes, auch Straße auf, Straße ab Soldaten zu Fuß aufgeſtellt um

freie Gaſſe zu halten; eine dichte Schaar von Menſchen drängte ſich auf dem Stephansplatz und in den benachbarten Straßen zuſammen; aus jedem Fenſter der dortigen Häuſer ſchaute eine Unzahl von Köpfen heraus; die Glocken des Domes ſchallten in feierlichſter Weiſe; alles deutete an, es ſey etwas Ungewöhnliches im Anzug begriffen. Auf Befragen, was all dieß bedeute, erfuhr ich, daß der Fürſtbiſchof eingeweiht, oder wie dieß noch ausdrucksvoller die Sprache der Kirche bezeichnet „inthroniſirt" werde.

Für ein mäßiges Geld fand ſich noch ein erhöheter Platz, von dem aus ich das Ganze bequem überblicken und den erwarteten Zug mir anſehen konnte. Nach längerem Warten hieß es zuletzt: ſie kommen. Aller Augen wendeten ſich nach der Gaſſe, aus welcher der Zug hervortreten ſollte. Verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dem kirchlichen Feſte die geſammte Prieſterſchaft der Hauptſtadt erſchien: Weltgeiſtliche von jedem Grade und Rang, und auch die Klöſter und Seminarien hatten ihre Thore geöffnet, alle gekleidet wie Kirche und Vorſchrift es will. Den Mittelpunkt des Zuges bildete wie billig und recht der Gefeierte des Tages, der Fürſtbiſchof ſelbſt, ein ſtattlich ausſehender Herr, mit einem Geſichtsausdruck, der feine Bildung und geiſtreiches Weſen verrieth. Er war unmittelbar gefolgt von fünf oder ſechs Biſchöfen des Reichs, ja ſelbſt der Vertreter des oberſten Fürſten der Kirche, der päpſtliche Nuntius beehrte den Zug mit ſeiner Gegenwart und bei der Einweihung des Seelenhirten der Hauptſtadt durfte auch die Laienwelt nicht fehlen: eine Schaar von Herren in ſchwarze Fräcke gekleidet, bezeichnete man mir als den Stadtrath von Wien.

Noch nie zuvor hatte ich ſo viele hohen Würdenträger

der Kirche, eine ſo große Anzahl von Prieſtern beiſammen geſehen und wie flüchtig und ſchnell auch dieſe ehrwürdigen Häupter an mir vorübergezogen, ſo lieferten ſie mir doch Stoff zu mehr als einer Betrachtung.

Schon in maleriſcher Hinſicht bot das Ganze ein äußerſt vergnügliches Bild; denn wenn die katholiſche Kirche überhaupt einen großen Werth auf äußere Formen gelegt, ſo hat ſie ihre Sorgfalt ganz beſonders auf die Bekleidung ihrer Diener gerichtet und dabei ſelbſt das Kleinſte nicht außer Acht gelaſſen. Vom päpſtlichen Ornate an bis herab zum Gewande des niedrigſten Weltprieſters iſt Alles der Vorſchrift unterworfen, auf's Beſte geregelt und nicht das Kleinſte der Willkühr überlaſſen. Und man muß es ihr nachrühmen: ſie hat häufig in dieſen Dingen einen großen Geſchmack gezeigt und Formen gefunden, wie ſie der Künſtler nicht ſchöner hätte zu erſinnen vermocht. Von Geſchmackloſigkeiten hat ſie ſich freilich auch nicht immer ganz frei zu erhalten gewußt, aber wo iſt denn Vollkommenheit unter Menſchen zu finden? Eine beſchränkte Verſtändigkeit, der die Bedeutung der Formen als unlösliches Räthſel erſcheint, hat freilich gegen ſolche Vieles zu ſagen und wenn es auf ſie nur ankäme, ſo würden dieſelben aus allen Gebieten des menſchlichen Lebens verſchwinden. Der höhere Sinn weiß ſie beſſer zu ſchätzen, weil er die Einſicht beſitzt, daß der Menſch als vielſeitiges Weſen der Formen gar höchlich bedürfe. Mir haben, ich will es nicht leugnen, dieſe Biſchöfe und Aebte, die Cardinäle und Chorherren in ihren ſtattlichen Kirchengewändern unendlich viel beſſer gefallen, als die Wiener Stadträthe in ihren magern Fräcken.

Jeder Stand gibt ſeinen Gliedern einen eigenthümlichen

Ausdruck in Gebärde und Haltung des Körpers, ſo daß ein nur etwas geübtes Auge z. B. den Schneider vom Schuſter zu unterſcheiden vermag. Auch die Prieſter haben einen eigenen Typus, namentlich die der katholiſchen Kirche und es gewährte mir kein kleines Vergnügen denſelben in ſchönſter und mannigfaltigſter Ausprägung in dem Zug zu bemerken, der ſich nach dem Dome bewegte. Einige Geſichter waren ſo fein und ſo geiſtreich und doch ſo durch und durch kirchlichen Ausſehens, daß ich die Züge gerne feſtgehalten und zu Papier gebracht hätte; denn ſie wären in der That würdig geweſen von Holbein ſelbſt gezeichnet zu werden. Freilich ſah ich auch Manche im Zuge, gewöhnlich genug und denen es beſſer angeſtanden wäre hinter dem Pfluge zu gehen, als der Kirche zu dienen und ſonſt noch Geſichter, auf denen deutlich zu leſen, daß ſie über dem Himmel die Erde noch nicht ganz vergeſſen. Gerne hätte ich auch die Feier im Dome geſehen, allein der Zudrang der Gläubigen war zu groß, als daß ich hätte hoffen dürfen dort noch ein Plätzlein zu finden; nach vollendetem Zuge gieng ich deßhalb von dannen.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes ſey noch eines Aufzuges gedacht, ſchön genug anzuſehen.

Als ich eines Morgens die Baſteien begieng, donnerten auf einmal in meiner Nähe Kanonen, ſah ich auf dem Glacis eine ungewöhnliche Zahl von Kriegsvolk verſammelt und Tauſende von Zuſchauern umher ſtehen: es galt dem Geburtstag des Kaiſers. Die ganze Beſatzung von Wien und die der benachbarten Städte, wohl an fünf und zwanzig tauſend Mann, Reiter, Fußvolk und die Handhaber des ſchweren Geſchützes waren in feſtlichſter Haltung ausgerückt mit klingendem Spiel

und eben wurde Heerſchau gehalten. Mit dem Kriegsweſen völlig unbekannt vermag ich kein Urtheil über den von mir geſehenen Theil des öſtreichiſchen Heeres zu fällen; meinem Laienauge erſchien das militäriſche Schauſpiel höchſt ſtattlich und die Haltung der dabei auftretenden Truppen von der trefflichſten Art. Auch glaubte ich es den Leuten anſehen zu können, daß ſie ſchon Pulver gerochen und etwas ganz Anderes noch als blos gut eingeübte Werkzeuge für Paradeſpielereien, daß ſie mannhafte Krieger ſeyen bereit keck und kräftig d'rein zu ſchlagen, ſo bald es die Umſtände erheiſchen. In ihrer Ruhe und Bewegung lag etwas Gehaltenes und von ziererиſch gamaſchlichem Weſen, wie man es bisweilen bei ſolchen Anläſſen zu ſehen bekommt, war Nichts zu bemerken. Kurz, es kam mir vor, als ob man mit einigen hundert Tauſend ſolcher kräftigen Leute, unter die Leitung eines tüchtigen Feldherrn geſtellt, der ganzen Welt Trotz zu bieten vermöchte.

Die hohe Feier des Tages brachte es ſelbſtverſtanden mit ſich, daß Alles, vom gemeinen Mann an bis zu den Generalen hinauf im beſten Anzug ſich zeigte und höchſt maleriſch nahmen ſich die vielen vor den Linien hin und her galopirenden Offiziere aus auf ihren herrlichen Pferden, in ihren glänzenden Uniformen und den im Winde flatternden Federbüſchen.

Da bei dieſem Anlaß alle Waffengattungen aufgeſtellt waren, ſo bot ſich eine ſchöne Gelegenheit dar die verſchiedenen Kleidungen des kaiſerlichen Heeres zu ſehen und ich muß ſagen, daß mir dabei der Weißrock gar nicht ſo übel gefallen, der, wenn reinlich gehalten, den Offizier wie den Soldaten feſtlich bekleidet und dem Manne ein eigenthümlich ſauberes Ausſehen verleiht.

Den obersten Kriegsherrn konnte ich leider nicht sehen, er war eben abwesend in der ritterlichen Absicht das Herz einer schönen Fürstin zu erobern, was demselben seither auch, wie Jedermann weiß, vollkommen gelungen zur Freude Aller, die es gut mit ihm meinen.

Zur Abhaltung einer militärischen Messe war Angesichts der Truppen ein großes Zelt aufgeschlagen, vor welchem Musikchöre Stücke spielten, wie sie die Feier des Tages gebot, und als der Bischof zur Wandelung gelangte, vernahm man anstatt des feierlichen Klanges der Glocke Kanonendonner von den Basteien herab. Es war dieß wirklich ein feierlicher Augenblick, und man konnte es dem in Reih' und Glied stehenden Heere wohl ansehen, daß es nicht gleichgültiger Zuschauer der feierlichen Handlung geblieben.

Was mich bei dieser militärischen Feier nicht am wenigsten rührte, waren ältere Offiziere, welche, obwohl nicht mehr unter den Fahnen, dennoch herbeigewankt kamen und ein Ehrenplätzlein bei der Heerschau erhielten. Sie standen nicht mehr in den Reihen ihrer Kameraden, das Alter hatte sie gebeugt, und schwer beweglich gemacht, und doch gewährte es den Veteranen noch sichtliches Vergnügen bei einem Soldatenfeste zu seyn und dem kaiserlichen Kriegsherrn ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

## Gelehrtes.

Die wissenschaftlichen Lehr- und Bildungsanstalten Wiens sind so zahl- und umfangsreich, daß eine nur halbweg erschöpfende Beschreibung derselben, den Raum eines Buches, vor

Allem aber eine genaue Kenntniß des Gegenſtandes erheiſcht. Ich bin nun in keinerlei Weiſe befähiget ſolcher Forderung zu genügen. Die Kürze meines Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt zwang mich Alles nur im Fluge zu ſehen, ja Vieles ganz unbeſucht zu laſſen, was für mich ein großes Intereſſe gehabt hätte und namentlich war dieß der Fall mit manchen wiſſenſchaftlichen Inſtituten. Ueberdieß drängt es mich jetzt meine Gloſſen zu ſchließen, die bereits ſchon viel weiter ſich ausgedehnt haben, als ich urſprünglich gewollt.

Ich werde mich daher über das wiſſenſchaftliche Wien ſo kurz faſſen als möglich, vielleicht aber bei einem andern Anlaß auf dieſen reichen Gegenſtand zurückkommen.

Geht man zum Kärnthner Thore hinaus, ſo ſieht man drüben jenſeits des Glacis in der Nähe einer auffallenden Kirche ein großes und ſtattliches Gebäude: die polytechniſche Schule, welche ich, von freundlicher Hand geführt, zu wiederholten Malen beſuchte. Sie enthält das größte Laboratorium der Hauptſtadt, mechaniſche Werkſtätten vielartig beſchäftiget und eine reiche technologiſche Sammlung unter den Auſpicien des abgetretenen Kaiſers Ferdinand entſtanden. Die polytechniſche Schule hat ſieben bis achthundert Schüler und man rühmt es ihr nach, daß ſie weſentlich zum Aufſchwung des Gewerbfleißes in Oeſtreich beigetragen habe. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß derartige Anſtalten, namentlich, wenn ſo trefflich eingerichtet wie die Wiener, der Induſtrie förderlich ſeyen, daß ſie aber dieſer unmittelbar in irgend einem Lande einen Aufſchwung gegeben, das iſt, was ich auf's Stärkſte bezweifle. Die britiſche Induſtrie, die rieſigſte von Allen hat ſicherlich nichts ſolchen Gewerbsſchulen zu danken; denn bis

auf die jetzige Stunde weiß man jenseits des Wassers von diesen Instituten noch nichts, und zweifle ich sehr, daß sie dort so bald eingeführt werden. Aber auch anderwärts hat sich der Gewerbfleiß entwickelt ohne die Hülfe der Schule aus natürlichen Ursachen und so denke ich, werde es sich mit der östreichischen Industrie verhalten.

Daß es jungen für das Gewerbsleben bestimmten Leuten frommt sich gute Kenntnisse in der Mathematik, der Chemie, Physik und im Zeichnen, wie auch in einigen neuern Sprachen zu verschaffen, wer wollte dieß in Abrede stellen und Schulen hiefür eingerichtet sind gut; nur erwarte man nicht, daß aus ihnen Gewerbsleute, Fabrikanten, Färber, Brauer, Mechaniker und dergleichen hervorgehen eben so wenig, als aus den besten Handelsschulen ein Kaufmann, diese werden allein in der Schule der Praxis: in den Werkstätten, Brauereien, Farbküchen u. s. w. gebildet.

Eine der jüngsten wissenschaftlichen Anstalten, wo nicht die jüngste, ist zu gleicher Zeit auch die großartigste der Hauptstadt, ich meine die geologische Reichsanstalt, welche zu besuchen, kein Freund der Wissenschaft unterlassen sollte. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt, hat nichts Geringeres zum Zweck, als die genaue Erforschung der geologischen Verhältnisse und des Mineralreichthums der gesammten Länder des Kaiserreiches und zu diesem Behufe sendet sie Gebirgsforscher in alle Theile desselben.

Fürst Lichtenstein besitzt an der Grenze der Altstadt einen großen Pallast, den er der geologischen Reichsanstalt zur Aufstellung ihrer Sammlungen und zu sonstigem Gebrauch gegen einen äußerst mäßigen Pachtzins von wenigen tausend Gulden

freigebigst überlassen hat und die prachtvollen Säle dieses stolzen Gebäudes sind bereits mit den von den Reichsgeologen gesammelten Schätzen gefüllt.

Nirgends habe ich noch ein so gewaltiges Material beisammen gesehen, nirgends eine so prächtige Einräumung. In den Gemächern mit zierlichst getäfelten Böden, wo früher der höchste Adel glänzende Feste begieng, in den Sälen, in welchen einst die vornehmste Gesellschaft von Wien sich bewegte, sieht man jetzt nur Steine und Petrefacten, so daß man dreist behaupten darf, es sey kein anderes wissenschaftliches Institut so prunkhaft eingehauset, wie die geologische Reichsanstalt zu Wien. Ihre Mitglieder müssen aber auch die fleißigsten Leute in der Welt seyn; denn sonst wäre es unerklärlich, wie sie in so kurzer Zeit hätten so Vieles zu Stande bringen können.

Da man den Gesteinen nicht immer ansehen kann, was sie sind, so besitzt die Anstalt ein Laboratorium, in welchem fortwährend eine Anzahl von Chemikern mit Mineralanalysen beschäftigt sind. Wird noch einige Jahrzehnte mit dem Eifer fortgearbeitet, den die Anstalt während ihres Bestandes gezeigt hat, so kann es nicht fehlen, daß das große Ziel, das sie sich gesteckt hat, auch erreicht werden wird.

Von den der Universität zugehörigen Anstalten habe ich nur das chemische Laboratorium gesehen, welches sich in dem riesenhaften Theresianum befindet und das eine reiche Sammlung organisch-chemischer Erzeugnisse besitzt, in der sich sehr seltene Dinge befinden, für den Chemiker von Fach vom größten Interesse. Da die Anstalt den jetzigen Bedürfnissen nicht mehr genügt, so steht in Aussicht, daß sie demnächst eine große Veränderung erleide und namhaft vergrößert werde.

Ein anderes wiſſenſchaftliches Inſtitut mit der Hochſchule verknüpft, iſt meines Wiſſens bis jetzt noch einzig in ihrer Art, nemlich, wenn ich es ſo nennen darf, ein phyſikaliſches Seminar, in welchem junge Männer für den Unterricht der Phyſik in Schulen beſtimmt nach vollendeten akademiſchen Studien noch einige Zeit verweilen, und unter der Leitung des ausgezeichnetſten Phyſikers der öſtreichiſchen Lande mit dem Gebrauche der phyſikaliſchen Werkzeuge ſich vertraut zu machen und ſich ſelbſt auch in der Verfertigung einfacherer Inſtrumente zu üben. Da das Experimentiren eine Kunſt iſt von nicht geringer Wichtigkeit für den Lehrer, die wie jede andere nicht ohne vielfache Uebung erworben wird, ſo halte ich dafür, daß der Gedanke eine ſolche Anſtalt zu gründen, ein glücklicher war und das in Wien gegebene Beiſpiel verdiente auch anderwärts Nachahmung zu finden.

## Die Umgebungen Wiens.

Unter den größern Städten Europa's hat Wien unſtreitig eine der ſchönſten Lagen, in dieſer Beziehung nicht blos London ſondern Paris übertreffend, deſſen Umgebungen doch ſicherlich freundlich genannt werden dürfen.

Gegen Ungarn zu erſcheint freilich die Gegend eintönig genug, aber nach andern Seiten hin ziehen ſich die reizendſten Landſchaften voll Grün und üppiger Wälder, voll Berge, Thäler und friſchen Gewäſſers.

Neugierig die Wunderbahn über den Semmering zu ſehen, ſetzte ich mich eines Tages auf den Schienenweg, der von Wien nach Gloggnitz durch einen der ſchönſten Theile Nieder-

öſtreichs führt. Von der Hauptſtadt an bis zum Fuße des Semmerings hat man zur Rechten erſt ein ſanft anſteigendes Gelände von Reben, hinter welchem maleriſches Gebirg bis zu beträchtlicher Höhe ſich hinaufſchwingt, zum größern Theil bewaldet und grün. Da und dort ſchauen Ruinen herab ins Thal, fallen bewohnte Schlöſſer und ſtattliche Landſitze ins Auge, auch fehlt es nicht an wohlhäbig und freundlich ausſehenden Dörfern. Man kommt an dem reizenden Baden vorüber am Ausgang eines Thales gelegen, das zu den ſchönſten der Gegend gehört und zur Sommerszeit von Wienern durchſchwärmt iſt.

Der Wein, den dieſe liebliche Landſchaft hervorbringt, iſt theilweiſe vortrefflich und dem Markgräfler ähnlich, wie dieſer nicht ſtark, und angenehm zu trinken. Vöslau nicht weit von der Straße entfernt, gilt als der beſte Weinort des Landes und ſein rothes Gewächs iſt ein Lieblingstrank der Wiener, worüber ich mich gar nicht verwunderte, da er auch mir ſo gut als der beſte Burgunder gemundet. Sie machen auch Champagner in Vöslau und mancher Feinſchmecker der Hauptſtadt behauptet, daß dieß Getränk den franzöſiſchen Schaumwein noch übertreffe, was ich als Laie dahin geſtellt laſſe. Ein großer Theil des Weines, den die Wiener im Laufe des Jahres verzehren, wird aus dieſer Gegend bezogen und kommt namentlich der beliebte Guldenwein von dorten.

Um Gloggnitz von Wien aus zu erreichen braucht man nur wenige Stunden und ſo kam ich, obwohl die Hauptſtadt erſt im Laufe des Nachmittags verlaſſend, noch zu guter Zeit in Schottwien an, dem bedeutendſten Orte an der Landſtraße über dem Semmering gelegen, woſelbſt ich mein Nachtquartier

aufschlug. Den nächsten Morgen giengs zur malerischen Höhe hinauf, wo sich Oestreich von Steiermark scheidet und ein einsamer Gasthof steht, Erzherzog Johann genannt, von dem aus man schon tief hinein sieht in die steirischen Alpen. Ich warf sehnsüchtige Blicke hinüber und in die grünen Thäler hinab, und wäre es nur immer möglich gewesen, so hätte ich dahin den Weg unter die Füße genommen.

Nachdem ich gemeinschaftlich mit einigen wackern östreichischen Offizieren, die eine Truppe Soldaten aus Steiermark nach der Hauptstadt führten, ein Frühstück genommen, giengs wieder rückwärts, aber nicht der Landstraße sondern dem Schienenweg nach, denn eben diesen zu sehen, war ja Zweck meines Ausfluges.

Von bester Hand empfohlen wurden mir die merkwürdigsten Theile dieser Bergbahn von sachkundigen Männern mit artigster Zuvorkommenheit gezeigt und obwohl wir noch rauhe Wege zu begehen hatten, so wurde diese Mühe doch reichlich belohnt.

Unstreitig ist die Eisenbahn über den Semmering der kühnste Bau dieser Art, der je unternommen und gerne mochte ich den Versicherungen meiner so wohl unterrichteten Führer glauben, daß dessen Ausführung die Lösung der schwierigsten Aufgaben erfordert hätte. Man darf sich deßhalb auch nicht darüber verwundern, daß während dieses Titanenwerk im Baue begriffen war, aus allen Ländern, wo Schienenwege bestehen, Ingenieure herbeikamen um hier ihre Kenntnisse zu erweitern. Und wie man mir sagte, gewährte man auch den fremden Technikern jede nur wünschbare Erleichterung zu Erreichung ihrer Absichten, so daß der Semmering einige Zeit die hohe Schule

zur Erlernung des Baues von Bergbahnen für die übrige Welt gewesen.

Während der Hauptarbeiten waren auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum über zwanzigtausend Menschen zusammengedrängt, allen Nationalitäten angehörig, größtentheils aber Italiener und Böhmen. Natürlich wohnte dieses Arbeiterheer nicht in den benachbarten Dörfern, sondern schlug seine Hütten an den Abhängen des Gebirges auf und bildete eine Art von Lager.

Trotz der bunten Zusammensetzung einer so großen Volksmasse und des engen Zusammenlebens während mehrerer Jahre vertrugen sich die Leute doch ziemlich friedlich zusammen, gab es nie unruhige Auftritte; was um so merkwürdiger ist, als damals der Aufruhr ganz Europa durchlief. Daß es zwischen Einzelnen jeweilen zu Händeln und Raufereien gekommen, versteht sich von selbst. Meine Führer, die auch die Führer dieser Menge gewesen, versicherten mich, daß sich zwischen Italiener und Böhmen eine besondere Zuneigung gezeigt, sie schnell von einander ihre Sprache erlernt und, weil die Arbeiter aus Männern und Weibern bestanden, beide Völkerschaften vielfache, obwohl nur vorübergehende Ehen unter einander geschlossen hätten.

Ich sah noch eine ziemlich große Zahl dieser Arbeiterhütten an den Bergen herum hängen zum Theile bewohnt und nicht fern davon auf einer etwas ebenen Stelle stand eine Kapelle, eigen dazu gebaut für die Eisenbahnarbeiter die Messe zu lesen.

Ueber die Bauten des Semmerings vermag ich kein Urtheil zu fällen; sie erschienen mir im höchsten Grade großartig,

um nicht verwegen zu ſagen und die vielen Mühen und Koſten, welche auf ſie verwendet worden, verdienen es wohl, daß das Werk Jahrhunderte daure.

Schönbrunn liegt Wien ſo nahe, iſt ſo wohl bekannt, daß nicht leicht ein Fremder es unbeſucht läßt und auch ich habe es ein paar Male geſehen. Das dortige Schloß ſieht freundlich genug aus und auch der anſtoßende Garten iſt im Ganzen gefällig, obgleich das Einzelne ſteif und gekünſtelt erſcheint, ſo wie in allen Gärten, die im franzöſiſchen Style des Zeitalters von Ludwig dem Vierzehnten angelegt ſind. Namentlich nehmen ſich in Schönbrunn die langen Baumreihen gut aus, deren Aeſte ſo gezogen, daß ſie bedeckte Laubgänge bilden. Wenn ich auch den herrlichen Baumſchlag der naturwüchſigen Eichen und Linden eines engliſchen Parkes mit ſeinem Reichthum an Raſen den zugeſtutzten Hecken, und den parademäßig aufgeſtellten Alleen franzöſiſcher Luſtgärten um Vieles vorziehe, auch Bäche und Felſen mir lieber ſind als Springbrunnen und Waſſernymphen, ſo haben dieſe doch ein gewiſſes vornehmes Ausſehen, ich möchte ſagen etwas Prunkhaftes, für fürſtliche Sitze nicht übel geeignet.

Was mir in Schönbrunn am beſten gefallen, iſt die in einem Theile des Gartens befindliche Sammlung lebendiger Thiere, zwar nicht ſo groß wie die des Pariſer Jardin des plantes und nicht entfernt zu vergleichen mit den zoologiſchen Gärten von London, doch aber ſchöne und ſeltene Geſchöpfe enthaltend, welche zu ſehen allein ſchon lohnen würde, Schönbrunn zu beſuchen.

Das Prachtſtück derſelben iſt ein Königstiger von unübertrefflicher Schönheit, welches Thier überhaupt ich als ein Mei-

ſterwerk der Natur anzuſehen geneigt bin. Mit unbändiger Kraft und rieſiger Größe vereint es einen Körperbau, der nicht zierlicher gedacht werden kann und dieſem entſprechen auch deſſen Stellungen und Bewegungen, die zu den graziöſeſten gehören, welche ich kenne. Der Tiger iſt in dieſer Beziehung die Katze, ins Rieſenhafte vergrößert, und ihn in der Freiheit zu ſehen: auf der Lauer nach Beute, im Erhaſchen derſelben, im Kampfe mit ebenbürtigen Feinden muß ein über alle Maßen ſchönes und vergnügliches Schauſpiel gewähren. In ſeiner engen Zelle eingeſchloſſen, wo er ſich kaum zu bewegen vermag, iſt er halbtodt und läßt wenig anderes von ſich ſehen als ſeine äußere Hülle. Ein gewaltiger Löwe mit ſeinem menſchenähnlichen Antlitz nicht weit vom Tiger entfernt, lag in bekannter Weiſe im Käfig, gähnte einmal über das andere, blickte jeweilen mit ſchläfrigen Augen zu uns herüber, ſchien übrigens ſeine Gefangenſchaft mit ruhiger Faſſung zu tragen. Auch die langhalſige ungleichbeinige noch etwas vorſündfluthlich ausſehende Giraffe guckte über eine Umzäunung heraus; junge Bären trieben in einem kleinen Teiche ihr komiſch tölpiſches Spiel und patſchten unbehülflich im Waſſer herum. Das widrige Affengeſchlecht, das häßliche Zerrbild des Menſchen ſchien keine Vertreter zu haben, was ich nicht bedauerte, denn ich haſſe dieſe wüſten Geſellen; dagegen fehlte es nicht an den Affen der Vögel: eine Anzahl bunter Papagayen verführte ein gewaltig Geſchrei und die Art und Weiſe wie dieſe Thiere gehalten, ſchien mir vortrefflich zu ſeyn.

## Schluß der Reiſe.

Alles nimmt ein Ende, ſo auch mein Verweilen in Wien. Schon länger von Hauſe entfernt, als ich geſollt, mußte ich, wie gern ich auch meinen Aufenthalt in der eben ſo freundlichen als bedeutenden Kaiſerſtadt verlängert hätte, doch jetzt ernſthaft daran denken wieder zurück zu Frau und Kindern zu gehen.

Sonſt führte der geradeſte Weg am ſchnellſten zum Ziel; heute iſt es nicht ſelten ganz anders und ſind manchmal die krummſten Bahnen zu wählen, um möglichſt bald an dem Ort ſeiner Wünſche zu ſeyn. Ich mußte von Wien gerade nach Weſten mich wenden um ohne Umweg in die Heimath zu kommen, auch hätte die gerade Linie mich durch ſchöne Länder geführt; aber zur Vollendung dieſes Weges wäre eine Woche nöthig geweſen und dazu noch tägliches und nächtliches Reiſen. Schlug ich einen großen Bogenweg ein, wenigſtens zweimal ſo lang als der gerade, ſo konnte ich meinen Wohnort in fünfzig Stunden erreichen und unter den obwaltenden Umſtänden fiel mir die Wahl keineswegs ſchwer.

Um ſieben Uhr Abends ſaß ich in einem bequemen Wagen der Nordbahn und ſchnell eilten wir auch dem Norden entgegen. Irgendwo auf dem Weg ſpaltet ſich die Bahn, der eine Zweig nach Ollmütz, der andere nach Böhmen hin führend und hier wurden die Wagen gewechſelt, bei welchem Tauſche wir ſicherlich wenig gewannen.

Leider hat man in europäiſchen Ländern den unglücklichen Gedanken gehabt die Yankees nachzuahmen und die Leute gezwungen in Archen zu fahren, die aller Bequemlichkeit baar

und wie darauf berechnet ſind das Reiſen ſo läſtig und widrig als möglich zu machen. Auch in Oeſtreich iſt beinahe überall dieſes verwünſchte Wagenſyſtem eingeführt und ſo namentlich durch Mähren und Böhmen hindurch bis an die ſächſiſche Grenze.

Die Zahl der Reiſenden war zufällig groß, auf den ſchmal zugemeſſenen Sitzen hatte man Mühe einen Platz zu finden auch nur halbweg erträglich; und eine Lage einzunehmen, wie ſie nächtliches Reiſen erheiſcht, war natürlich ganz außer Frage. Man wußte in der That nicht, was man mit ſeinem Körper die ganze Nacht hindurch anfangen ſollte und die Reiſenden, welche die bequemen Wagen anderer Länder kannten, verfehlten auch nicht über den Mangel an Comfort bittere Klagen zu führen. Und damit die Unzweckmäßigkeit dieſer amerikaniſchen Sitte für nächtliches Fahren ja recht gründlich bewieſen werde, wollte der Zufall, daß die Nacht friſch war und wir froren, auch eine Frau mit drei kleinen Kindern in der Arche oder wie ich im Unmuth ſie nannte, Menageriekaſten ſaß. Die ſorgſame Mutter ſuchte natürlich ihren Kleinen ein erträgliches Lager zuwege zu machen, was ohne Mühe und Behelligung der Nachbarn nicht geſchehen konnte, und dann war bis zum frühen Morgen in dieſer fahrenden Kinderſtube an keine Ruhe zu denken; denn hatte ein Kind aufgehört zu ſchreien, ſo fieng das andere an, oder war ſonſt ein Bedürfniß zu ſtillen.

Daß unter ſolchen Umſtänden an Schlaf nicht zu denken, verſteht ſich von ſelbſten und eben ſo wird man begreifen, daß Niemand ein derartiges Reiſen vergnüglich gefunden. Bei ziemlich freundlichem Wetter aber ſchläfrig und müde genug

erreichten wir ſchon des Vormittags die böhmiſche Hauptſtadt. Leider kam ich nur wenige Schritte über den Bahnhof hinaus; denn uns war nur eine halbe Stunde Raſt vergönnt, gerade hinreichend um die unabweislichen Forderungen des Magens zu befriedigen. Mit Prag gänzlich unbekannt empfand ich das tiefſte Bedauern dieſe ſo höchſt intereſſante Stadt ungeſehen wieder verlaſſen zu müſſen und reuete es mich ſehr meinen Platz bis nach Dresden genommen zu haben.

Der Weg hinab nach der ſächſiſchen Grenze hat mir über die Maßen gefallen; nach Rechts und nach Links, näher und ferner fallen Berge in's Auge von höchſt maleriſchem Ausſehen jeweilen an Vulkane erinnernd; auch führt häufig die Bahn ganz hart an die Elbe hinan und an Dämpfern vorüber, die trotz des Schienenweges immer noch zwiſchen Prag und Dresden hin und her fahren.

Schon bei guter Zeit des Nachmittags hatten wir die ſächſiſche Grenze erreicht und da wurden natürlich wieder Päſſe viſirt, Koffer geöffnet und Sitze gewechſelt, bei welchem Tauſche wir freilich dießmal nur gewinnen konnten; denn eben ſo ſtattlich als bequem waren die neu betretenen Wagen. Mit Behagen ſtreckten wir unſere ermüdeten Glieder auf den weiten und bequem eingerichteten Sitzen aus, ſo weit als es angieng die ſächſiſche Schweiz uns betrachtend.

Obwohl ich ſchon häufig und viel in den Alpen der Schweiz und anderer Länder geweſen, ſo hat mich dennoch dieſer Theil des Elbthals mit ſeiner Sandſteineinfaſſung, mit ſeinen reinlichen Dörfern und Schlöſſern ausnehmend vergnügt und meine Erwartung weit übertroffen. Ich dachte mir die ſächſiſche Schweiz viel kleiner und weniger ſchön, und gern

hätte ich mich entlang des freundlichen Stromes und oben auf den burgähnlichen Felsen ergangen. An landschaftlichen Reizen, ja selbst an einer gewissen Kühnheit der Scenerie fehlt es dieser Gegend durchaus nicht, und dann läßt sie sich leichter gewältigen mit dem Blick und dem Fuße, als die Riesennatur der alpinischen Welt, was auch ein gewisses Behagen gewährt.

Zwei und zwanzig Stunden hatten wir gebraucht um aus der Hauptstadt Oestreichs in die von Sachsen zu kommen und da wir ununterbrochen gereist, somit auf dem Wege nur wenig gesehen, so war es nicht viel anders, als ob wir in Wien zu Bette gegangen und in Dresden wieder aufgestanden wären. Der Unterschied beider Städte trat mir deßhalb auch in seiner ganzen Größe entgegen und ich will es nicht verhehlen: Dresden erschien mir ein wenig stille und klein.

Ermüdet von einer durchfahrenen Nacht entschloß ich mich dort etwas zu rasten und mir ein Bischen Leute und Stadt in ihrem Sonntagsgewand zu betrachten. Und wo hätte ich meine Absicht besser erreichen können, als in dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens von Dresden, auf der berühmten Brühlschen Terrasse?

Der Sonntagabend war schön und eine große Zahl von Städter und Städterinnen luſtwandelte auf der vielgepriesenen Höhe, saß unter Bäumen oder in den Gemächern der dortigen Kaffeehäuser umher. Alles hatte hier einen bescheidenen Anstrich und stand in einem schlagenden Gegensatz zu dem Leben der Wiener, die in allen Dingen den Ueberfluß und die Ueppigkeit lieben. Während man in den öffentlichen Gärten der Donaustadt Kapaunen und sonstige habhafte Speisen verzehren und guten Wein trinken sieht, scheint man auf der Brühl'schen

Terraſſe mit Butterbrod und Schinken, mit Weißbier und Kaffee ſich zu begnügen. Freilich hat auch der Wiener eben ſo ſchnell ſeine zwei Gulden verzehrt, als der Dresdner acht Groſchen. Und doch lebt man vielleicht in dem enthaltſamen und ſparſamen Dresden eben ſo glücklich, als in dem verſchwenderiſcheren und genußreicheren Wien. Mir machte wenigſtens die Brühl'ſche Terraſſe den Eindruck, als ob die dortigen Leute in ihrer beſchränkteren Weiſe ſich zu vergnügen gar behaglich ſich fühlten und der Ueberzeugung lebten, daß es, wie nur eine Kaiſerſtadt, ſo auch ein Dresden nur gebe.

In den großen Sälen ſpielte Muſik und wie es mir ſchien waren die geigenden und blaſenden Leute die Strauße von Dresden. Herren und Frauen aus allerlei Ständen ſaßen an den Tiſchen herum und wenn ich nicht irre, hatten Manche der Letztern ein Strickzeug zur Hand um zu gleicher Zeit der häuslichen Pflicht und dem Vergnügen zu dienen. Auf den Tiſchen ſah ich hohe Gläſer, in deren Jedem ein hölzerner Kochlöffel ſtand, mit dem eine trübe Flüſſigkeit jeweilen aufgerührt wurde. Was dieſer Saft geweſen, kann ich nicht ſagen und ihn zu koſten hat mich auch nicht gelüſtet.

Die Umgegend von Dresden, auf beſagter Terraſſe geſehen, erſchien mir milde und lieblich und der die Stadt in zwei Theile ſchneidende Strom und die gegenüber liegenden Hügel mit Reben bedeckt, erinnerten ſtark an die Heimath. Die untergehende Sonne warf Fluthen des herrlichſten Lichtes auf den glatten Spiegel des vorüber gleitenden Stromes, die ganze Gegend in eine Claude Lorrain'ſche Landſchaft umzaubernd. Die ſteinerne Brücke kühn über die Elbe geworfen, iſt ein großartiges Werk, eine Zierde von Dresden und es wäre

mir lieb geweſen ihr auch die heimiſche Brücke vergleichen zu können.

Von den Kunſtſchätzen und bedeutenden Männern der ſächſiſchen Hauptſtadt habe ich zu meinem größten Bedauern nichts zu ſehen vermocht, das Wenige aber, was mir dort in die Augen gefallen, hat mir die Meinung gegeben: es müſſe in Dresden ein ruhig behagliches Leben ſich führen laſſen.

Nach einer herrlich durchſchlafenen Nacht in einem muſterhaft trefflichen Gaſthof wurde die Reiſe wieder begonnen und wenige Stunden nach der Abfahrt wandelte ich ſchon in den Straßen der Hauptſtadt des deutſchen Buchhandels herum, die ich zuvor nie geſehen. Ueber den Weg von Dresden nach Leipzig wüßte ich nicht viel anders zu ſagen, als daß er ziemlich eintönig und langweilig geweſen, doch muß ich Rieſa's erwähnen, wo zehn Minuten gehalten wurde um eine Erfriſchung zu nehmen.

Sonſt ſteht Sachſen bei uns in dem Rufe, was Eſſen und Trinken betrifft, ein wenig knapp und ſparſam zu ſeyn, den Bedürfniſſen des Magens und dem Vergnügen des Gaumens keine große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und in der That die Wirthſchaftstafeln am Rhein, im ſüdlichen Deutſchland und in der Schweiz ſind ganz anders beſetzt, als in Sachſen und dem benachbarten Preußen, wo trotz ähnlicher oder noch höherer Preiſe das Vorgeſetzte den an reichlichern Genuß von Speiſe und Trank gewöhnten Schweizern und Schwaben ziemlich kärglich erſcheint, ſo daß ich manche meiner Freunde ſchon habe behaupten hören, ſie ſeyen dort jeweilen hungriger vom — als zu Tiſche gegangen. Aus eigener Erfahrung kann ich über dieſen wichtigen Punkt nicht viel ſagen, die Erfriſchungs-

anſtalt von Rieſa war ſo trefflich und gut, wie ich noch keine im Süden getroffen. Sie erſchien mir als ein wahres Muſter von zierlicher Reinlichkeit und Ordnung, in unglaublich kurzer Zeit wurde das Bedürfniß nicht weniger Reiſenden befriediget und dieß mit einer Ruhe gethan, die ſtark abſtach gegen das wirre mißbehagliche Eilen und Jagen der ſogenannten Reſtaurationen ſüdlicher Bahnen. Auch war das Gereichte ſchmackhaft, friſch und ſogar dem leckern Gaumen eine große Auswahl geboten, daneben noch äußerſte Billigkeit.

Das Wenige, was ich überhaupt bei meiner ſchnellen Fahrt durch das Sachſenland ſah, hat mir den beſtimmten Eindruck gemacht, als ob deſſen Bewohner die Reinlichkeit liebten und in ihrem täglichen Leben ein Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit ſich ausſpreche, Tugenden, welche an einem Volke um ſo höher zu ſchätzen, als ſie nichts weniger als allgemein angetroffen werden.

Entſchloſſen erſt mit dem nächtlichen Eilzug weiter zu reiſen, konnte ich in Leipzig zwölf Stunden verweilen, welche auch dazu benutzt wurden mir ein Bild von dieſer bedeutenden Stadt zu verſchaffen. Obgleich einander ſo nahe gelegen und zum gleichen Lande gehörig bildet Leipzig und Dresden einen Gegenſatz ſo ſchroff als nur möglich. Hier iſt ein Hof, die Landesregierung, ein zahlreiches Beamtenthum mit zugemeſſenen Beſoldungen, Militär, in Ruheſtand verſetzte Staatsdiener, wohl auch Künſtler und Leute, die kleine Renten verzehren; dort ein rühriger Handelsſtand, durch ſeine Thätigkeit ſchon reich geworden und immer noch Reichthümer häufend mit einem ziemlich ſtark entwickelten Unabhängigkeitsgefühl, welches der materielle Beſitz in der Regel hervorruft und kräftiger macht,

als leere politische Lehren von Menschenrechten und andere theoretischen Dinge. Dort hat man hundert Rücksichten zu nehmen, an die hier gar nicht gedacht wird. Leipzig erscheint daher in mancherlei Hinsicht, großartiger, weltstädtischer, reicher und, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, auch gar viel stolzer als Dresden bei seinen beengtern ökonomischen und anderweitigen Verhältnissen.

Es sollte mich wundern, wenn zwischen den beiden so verschiedenen und doch so innig verbundenen Städten nicht eine starke Eifersucht herrschte, wenn Dresden Leipzig nicht Geldstolz, vielleicht auch materielle Gesinnung und Gleichgültigkeit gegen höhere Bildung, Leipzig aber Dresden Mangel an praktischem Sinn, thatkräftigem Handeln und wohl Anderes noch zum Vorwurfe machte.

Leipzig, obwohl schon längst „ein klein Paris, das seine Leute bildet", habe ich mir weniger bedeutend vorgestellt, als ich's gefunden. Sein Aussehen ist wirklich großstädtischer Art, sowohl, was manche seiner Straßen als das darin herrschende Leben betrifft, und überall wird man gewahr, daß der Handel der Mittelpunkt ist, um den sich alles dort dreht. Fragt man, wem dieses oder jenes pallastähnliche Haus angehöre, so wird sicherlich der Name eines Kaufmanns oder Buchhändlers genannt.

Am schönsten ist der Theil der Stadt, welcher sich gürtelartig um das alte Leipzig herum legt. Die frühern Festungswerke und Laufgräben sind jetzt geschleift und gefüllt; es sind an ihre Stelle vergnügliche Anlagen getreten, an welche sich neugebaute stattliche Häuser anschließen, wodurch die Stadt vielmehr an Behagen und Schönheit gewonnen, als an Sicherheit verloren.

Den Pallaſt der Univerſität, „Auguſteum“ genannt, habe ich nur von Außen geſehen; er iſt anſehnlich und entſpricht dem Reichthum der Anſtalt, von der man mir ſagte, daß ſie ein Vermögen von wenigſtens zehn Millionen Thaler beſitze. Außer den beiden engliſchen Hochſchulen dürfte es keine andere Univerſität mehr geben, welche ſo reich, wie die Leipziger wäre, und mit ihren Einkünften, zweckmäßig verwendet, läßt ſich Großes erreichen.

Schlag zehn Uhr des Abends fing ich an mich wieder der Heimath zu nähern, von vielem Gehen und Sehen ermüdet ſchlief ich bald ein und als ich erwachte, wurde eben in Eiſenach gehalten. Wir hatten ſomit ſchon einiger Herren Länder durchfahren und waren inzwiſchen an Halle, Erfurt und Weimar vorüber gekommen, ohne daß ich hievon das Mindeſte gemerkt. Ich guckte zum Wagenfenſter hinaus und konnte im eben grauenden Morgen ſchon die alte Wartburg erkennen, wohin ich in meiner akademiſchen Jugend mehr als einmal gepilgert und in deren Nähe im Kreiſe von Freunden ich ſo fröhliche Tage verlebt. Die meiſten derſelben ſind unterdeſſen von hinnen geſchieden und auch das gaſtfreie Haus ganz nahe am Fuße der ehrwürdigen Burg gelegen, in welchem wir einſt ſo heiter geweſen, hat ſeither andere Bewohner erhalten. In früher Morgenſtunde ſchon giengen mir deßhalb allerlei Gedanken durch den Sinn, friſchten ſich Jugenderinnerungen im Gedächtniſſe auf und wurden Betrachtungen über die Flüchtigkeit aller menſchlichen Verhältniſſe angeſtellt.

Raſch gieng's vorwärts und weiter, der Süden von Deutſchland kam näher und näher; bald lag Marburg uns gegenüber, das gar freundlich aus der Höhe herabſchaute und

in weniger als einer Stunde war Gießen erreicht, welches wir freilich nur flüchtig vom Eiſenbahndamme aus anſehen konnten. Ich glaubte leicht das Haus zu erkennen, das in den letzten Jahrzehnten der Glanzpunkt Gießens geweſen und in deſſen Räumen eine wißbegierige Jugend aus allen Theilen der Welt ſich zuſammendrängte ihren Durſt nach chemiſcher Weisheit zu ſtillen. Der Meiſter der Schule iſt nun freilich von dannen gezogen und mit ihm hat Gießen ſicherlich eine weithin glänzende Zierde verloren; dennoch haben ſie dort die Hände nicht in den Schooß gelegt; ſie unterhalten mit Eifer das angezündete Feuer. Gerne hätte ich eine Anſtalt geſehen, die ſo viel von ſich reden gemacht und die wirklich einen großen Einfluß auf den Gang der Chemie und den Vorſtellungskreis ihrer Pfleger ausgeübt hat und immer noch übt; aber die Heimath, ſie mahnte unaufhörlich zur Eile und ſo gieng ich auch an Gießen vorüber, ohne es näher zu ſehen.

Ueber den weitern Verlauf meiner Reiſe habe ich nichts mehr zu ſagen; ohne Aufenthalt fuhr ich rheinaufwärts, nur wenige Stunden in dem freundlichen Freiburg verweilend und daß die Ankunft des Gatten und Vaters von Frau und von Kindern mit Jubel begrüßt wurde, iſt eine ſelbſt verſtandene Sache.

# Bruchstücke

aus

# den vierziger Jahren.

## Die Individualität.

Suum cuique.

Nichts ist bewundernswürdiger in der Natur, nichts beurkundet deutlicher die in ihr waltende Weisheit, als das Bestehen einer unendlichen Mannigfaltigkeit auf das Schärfste ausgeprägter Einzelwesen neben der Herrschaft allgemeiner Gesetze, denen das Größte wie das Kleinste unterthan ist.

Deßhalb können auch die Menschen nichts Besseres thun, als in ihren Einrichtungen die Natur zum Vorbild zu nehmen und in deren Verstand mehr Vertrauen zu setzen, als in die eigene Einsicht.

Wie die Natur die Aufgabe mit der größten Meisterschaft löst, ihren einzelnsten Gedanken Wirklichkeit und Bestand zu geben; wie sie mit mütterlicher Sorgfalt jedes Individualleben schützt und dessen Entfaltung befördert, dabei aber doch die großen und allgemeinen Weltzwecke mit nie irrender Sicherheit zu erreichen versteht, so sollten auch die Gesetzgeber und Alle, die auf die Verhältnisse ihrer Mitmenschen einen Einfluß ausüben, das menschliche Individuum gegen die Gewalt der Gesellschaft sicher stellen, damit es frei und ungehindert zu dem werden kann, wozu dasselbe durch das ihm verliehene Maß von Kräften und Anlagen bestimmt ist, und sie sollen Beschränkungen nur da eintreten lassen, wo diese durchaus von dem Wohl und den Zwecken des Ganzen gefordert werden.

Da es aber bei der großen Beſchränktheit menſchlicher Weisheit und Einſicht ſehr oft zweifelhaft erſcheinen muß, was dem Ganzen fromme und welche Beſchränkungen das allgemeine Wohl erheiſche, ſo geht man am Sicherſten in ſolchen Fällen zu Gunſten individueller Freiheit zu entſcheiden.

Die Natur kennt ihre Einzelgebilde und das Ganze vollkommen, durch und durch, ſie weiß daher auch, wo dem Individuellen die Freiheit, wo deſſen Beſchränkung den allgemeinen Zwecken frommt.

Auf dieſe tiefe Einſicht iſt die ganze Haushaltung der Natur gegründet und deßhalb allein herrſcht in derſelben auch eine ſo bewundernswürdige Ordnung, ein ſolcher ſicherer gemeſſener Gang im Einzelnen wie im Ganzen.

Das menſchliche Individuum iſt ein Weſen hervorgegangen aus einer dunkeln und geheimnißvollen Stätte, unſerem Blicke durchaus verſchloſſen. Wozu es ſein Urheber beſtimmt hat eine Befähigung, das Maß und die Art ſeiner Kräfte, dieß Alles entzieht ſich einer genauen Kenntniß, der Abſchätzung und Meſſung des kurzſichtigen Menſchen.

Es iſt daher offenbar, daß bei unſerem ſo dürftigen und mangelhaften Verſtändniß der Natur eines menſchlichen Individuums, wir weiſer handeln, wenn wir daſſelbe durch unſere Geſetze eher zu wenig als zu viel beſchränken, indem wir ſonſt mit Recht zu beſorgen hätten, daß wir durch das Zuviel den Abſichten der Natur, die wir immer für unſere höchſte Geſetzgeberin halten müſſen, mehr entgegenwirken als ſie fördern.

Der ächte Naturforſcher hat vor jedem Einzelweſen eine hohe Achtung, wiſſend, daß daſſelbe ein verwirklichter Gedanken der höchſten Intelligenz iſt; er würde es daher, auch wenn er

könnte, nicht nach seinem Sinne umgestalten; er bedauert nicht, daß es so und nicht anders ist, überzeugt, daß seine Vorstellungen über Zweckmäßigkeit höchst beschränkter Art sind, daß seine Weisheit, um biblisch zu reden, vor der göttlichen nur Thorheit ist.

Mit gleichem Auge müssen wir auch jedes menschliche Individuum betrachten, es als einen Inbegriff eigenthümlicher in dem Grunde aller Dinge unmittelbar wurzelnder Kräfte, als eine einzelne Offenbarung des göttlichen Wesens selbst ansehen, deren Eigenthümlichkeit anzutasten die gesammte Menschheit zusammen genommen nicht das entfernteste Recht hat, weil sie selbst nur etwas Abgeleitetes und Einzelnes ist.

Wir können daher keiner größern Vermessenheit uns schuldig machen, keine schwerere Sünde begehen, als dadurch, daß wir Dasjenige, was die allerhöchste Macht und Weisheit mit einem nur ihr allein ganz bekannten Daseynszweck in die Wirklichkeit rief, seiner Eigenthümlichkeit zu berauben, nach unserem Gutdünken umzuschaffen und zu verändern suchen.

In keiner Sache ist aber von Anbeginn an mehr von den Menschen gefehlt worden, als in der Behandlung und Werthung des Individuums. Ein großer Theil der Geschichtsbücher unseres Geschlechtes besteht in der That aus Aufzeichnungen der gröbsten Verletzungen des unantastbarsten Rechtes der Individualität, der rücksichtslosesten Eingriffe in das höchste Privilegium menschlicher Einzelwesen.

Und diese Sünden sind häufig genug im Namen der Religion, aus Rücksichten für das Staatswohl und andern allgemein seyn sollenden Gründen von ganzen Völkern sowohl, als von Priestern, Fürsten, Heerführern und Volksmännern be-

gangen worden. Chriſti Schickſal iſt hievon ein ſchlagendes Beiſpiel.

Ueber das materielle Mein und Dein haben ſich früh ſchon die Begriffe der Menſchen feſtgeſtellt, hat ſich das Recht des Einzelnen auf Eigenthum geltend gemacht. Was aber im eigentlichſten Sinne des Wortes Beſitz des Einzelnen iſt; ſeine geiſtige Individualität, dieſe als unverletzliches Eigenthum anzuerkennen, das kam den Menſchen erſt ſpät in den Sinn.

Ja man darf wohl behaupten, daß dieſes höchſte Eigenthumsrecht bis auf den heutigen Tag noch nirgends ganz unverkümmert beſteht, ſelbſt da nicht, wo der Buchſtabe des Geſetzes zu ſeinen Gunſten lautet: denn nur zu häufig hebt Sitte und Meinung wieder auf, was die Geſetze gewähren.

Es muß jedoch zugegeben werden, daß im Laufe der letzten Jahrhunderte glückliche Verſuche gemacht worden ſind die Rechte und Freiheiten der Individualität gegenüber der Gewalt der Menge oder Einzelner zur Geltung zu bringen und man kann nicht umhin anzuerkennen, daß der bedeutungsvollſte Theil der neuern Geſchichte gerade in den Beſtrebungen beſteht „das wahrhaft göttliche Recht", die Freiheit der geiſtigen Perſönlichkeit zu ſichern und zu wahren.

Es iſt indeſſen ein ſonderbarer Zug unſeres Geſchlechts daß es die Ungleichheit, welche in den äußern Verhältniſſen der Menſchen beſteht, viel eher als ſelbſtverſtanden und natürlich zu betrachten geneigt iſt, als die Verſchiedenheit in geiſtigen und gemüthlichen Dingen; denn während nur einigermaßen einſichtige und verſtändige Leute die Herſtellung der Gleichheit des materiellen Beſitzes für unausführbar, unnatürlich und verwerflich halten, gibt es Tauſende ſonſt ganz vernünftiger

und wohlgeſinnter Menſchen, welche als geiſtige Communiſten eifrigſt darauf bedacht ſind eine Gemeinſchaft der Güter des Gemüthes und eine Gleichheit des geiſtigen Beſitzes unter den Millionen der mannigfaltigſten Individualitäten herbei zu führen. Es beſtehen große Genoſſenſchaften, die ſeit Jahrhunderten mit wärmſtem Eifer ſolche Gleichmachungszwecke verfolgen und keinen vollkommenern Zuſtand, als den einer völligen Gleichheit im Glauben, Fühlen und Wiſſen ſich zu denken vermögen.

Solche Beſtrebungen, wie gut gemeint ſie auch ſeyn mögen, ſetzen einen großen Mangel an Einſicht in den Beſtand der Dinge und vor Allem ein gänzliches Verkennen der Abſichten der allerhöchſten Weisheit voraus, die ihre Tiefen und ihren Reichthum in unendlich verſchiedener Art und Weiſe geoffenbart wiſſen will und eben deßhalb eine zahlloſe Menge kleiner und großer Einzelweſen im Daſeyn erhält. Da der göttliche Wille ſtärker iſt als der menſchliche, ſo werden auch alle von dieſem ausgehenden Beſtrebungen zu keinem Ziele führen, falls ſie im Widerſpruch mit dem Weltwillen ſtehen. Und weil die Individualität in der göttlichen Weltordnung eine ſo hohe Bedeutung hat, ſo dürfen wir uns auch für vollkommen verſichert halten, daß alle menſchlichen Veranſtaltungen, in einem der Individualität feindſeligen Sinne getroffen, ihres Zweckes endlich doch verfehlen werden und der Boden, auf dem die Freiheit der Perſönlichkeit ruht, ein unerſchütterlicher iſt.

## Freisinnigkeit.

Facta verbis difficiliora.

Die ächte Freisinnigkeit, welche nie ohne werkthätige Menschenliebe besteht, entspringt zunächst aus der Einsicht in den Werth, welche die menschliche Individualität im göttlichen Weltplane hat und der Erkenntniß des Ursprunges, aus welchem jene hervorgegangen.

Diese Einsicht und Erkenntniß, welche übrigens auch in der Form des Glaubens besessen werden kann, vermag einzig uns die Hochachtung und Liebe einzuflößen, die dem Einzelmenschen gebührt; denn diese Einsicht besteht nicht ohne die tiefe Ueberzeugung, daß er ein uns verbrüdertes Wesen, daß er, wie wir, göttlichen Ursprunges, göttlicher Abstammung ist, „Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein"; daß er, wie wir, eine eigenthümliche Aufgabe während seines Daseyns zu lösen hat, die nicht er sich selbst gegeben, sondern vom Urheber aller Dinge empfangen.

Zu einer solchen Einsicht und Erkenntniß oder dem ihr gleichwerthigen Glauben erheben sich aber im Ganzen nur wenige Menschen, woher es kommt, daß die Zahl der wahrhaft Freisinnigen, der werkthätigen Menschenfreunde so äußerst klein ist und dieselben nur spärlich angetroffen werden selbst da, wo dem so laut und so häufig ausgesprochenen Wortbekenntnisse nach man vermuthen sollte, daß daselbst eitel Freisinn und Nächstenliebe walte.

Sehe man nur und höre wie die meisten Menschen im täglichen Leben über und gegen Andersgesinnte reden und handeln, wie ganze Klassen und Stände einander beurtheilen

und man muß ſich überzeugen, daß die köſtliche Pflanze ächter Freiſinnigkeit und ungefärbter Bruderliebe äußerſt ſelten im Garten der Menſchheit wachſe.

Tauſende wähnen Geſinnungen und Grundſätze mit der Leichtigkeit ſich eigen machen zu können, mit der ſie ein Kleid anlegen, Hunderttauſende, ja Millionen halten ſich daher für freiſinnig, ohne von ferne zu ahnen, was dieſe Bezeichnung bedeute und welche praktiſchen Forderungen die wahrhafte Liberalität an ihre Bekenner täglich und ſtündlich ſtelle, die durchaus erfüllt werden müſſen, wenn jener ſchöne Name kein leerer Schall ſeyn ſoll.

Die werkthätige Freiſinnigkeit iſt aber nicht blos ein Werk der Einſicht und der Erkenntniß, ſondern zu gleicher Zeit das Erzeugniß einer langen Selbſterziehung, ſie iſt ein Gut, das viel mühevoller als äußerer Reichthum erworben wird.

Um ihrer theilhaftig zu werden, müſſen wir uns früh ſchon in die Schule nehmen, müſſen wir uns ohne Unterlaß in der Beherrſchung unſerer angeborenen Leidenſchaften und anerzogenen Vorurtheile, fortwährend gegen die tief liegende Erbſünde unſerer Natur: gegen unſere Selbſtſucht und Eigenliebe, die uns fort und fort zur Beeinträchtigung des Nächſten, zur Liebloſigkeit gegen Andersgeſinnte treibt, ankämpfen und uns anſtrengen immer und immer wieder den hohen Standpunkt zu erklimmen, von dem aus allein der wahre Werth des Einzelnen und der geſammten Menſchheit erkannt und bemeſſen wird.

Nach keiner Herrſchaft gelüſtet es aber den Menſchen weniger als nach derjenigen über ſich ſelbſt; Nichts ſcheut er mehr als den Kampf mit ſeiner eigenen niedern Natur; gegen nichts zeigt er ſich abgeneigter, als gegen die Zügelung ſeiner

Leidenſchaften; an Nichts hängt er feſter als an ſeinen Vorurtheilen; keine Anſtrengung fällt ihm ſchwerer, als diejenige, welche die Erhebung über das eigene Selbſt erfordert und nur mit Widerſtreben unterwirft er ſich der Herrſchaft höherer und allgemeiner Ideen.

Deßhalb dürfen wir uns auch gar nicht verwundern, daß es in der Wirklichkeit der wahren Freiſinnigen ſo Wenige gibt und müſſen wir es leicht begreiflich finden, daß ihre Häufigkeit oder Seltenheit durchaus nicht nach den Bezeichnungen ſich richtet, welche die Menſchen einander beilegen.

Der Menſchenkenner wird ſie unſchwer unter Ariſtokraten wie Demokraten, unter Rechtgläubigen wie Ketzern herauszufinden wiſſen, ſie aber, wie geſagt, überall nur ſelten antreffen, obwohl ſicher iſt, daß die wahre Statiſtik der Freiſinnigkeit oft im Widerſpruch ſteht mit der, welche der Partheigeiſt entwirft.

Eine Richtung unſerer Tage, die aber eigentlich uralt iſt, und mit dem Namen „Freiſinnigkeit" ſich ſchmückt, ſcheint in entſchiedene Gewaltthätigkeit umſchlagen zu wollen; denn ſie geht darauf aus nicht nur die Unterſchiede im materiellen Beſitz und alle daran ſich knüpfenden Vor- und Nachtheile aufzuheben, ſie will auch auf dem Gebiete des Geiſtes alles auf den Fuß vollkommener Gleichheit ſtellen und die Vorrechte hochbegabter Naturen abſchaffen, oder wie man ſich ausdrückt die Ariſtokratie des Geiſtes vernichten.

Was dieſe letztere Beſtrebung betrifft, ſo braucht man ſie nur zu bezeichnen, um ſie als das erſcheinen zu laſſen, was ſie in Wirklichkeit iſt. Was kann lächerlicher, was wahnſinniger ſeyn, als das Bemühen die Grundlagen der Welt-

ordnung und des Beſtandes der Dinge umzukehren, an die Stelle der Vernunft Unverſtand und rohe Gewalt zu ſetzen.

Der Geiſt iſt die zur Herrſchaft beſtimmte, weil hiezu allein befähigte Macht, ja er iſt die Macht ſelbſt und wo er weicht, da tritt Verwirrung und Chaos ein. Das Herrſcherrecht dem Geiſte entziehen zu wollen iſt gleichbedeutend mit der Abſicht die Welt in Trümmer zu ſchlagen.

Eben ſo unvernünftig würden die Menſchen ſeyn, welche die Oberherrſchaft der Sonne über die Erde freiheitswidrig, ungerecht und unerträglich fänden und Veranſtaltungen träfen einem ſolchen haſſenswerthen Zuſtand von Ungleichheit ein Ende zu machen.

Zwiſchen dem Unverſtand und der Vernunft, zwiſchen der blinden Gewalt und dem hellſehenden Geiſte iſt eine Kluft befeſtiget viel größer und unüberſteigbarer noch, als diejenige, welche die Erde von der Sonne trennt, und noch weniger wird die Herrſchergewalt des Geiſtes von der Unvernunft bedroht, als die Oberherrlichkeit des Tagesgeſtirnes von menſchlichen Titanen. Wir können deßhalb getroſt dem Ausgange des Vernichtungskrieges entgegen ſehen, welcher dem Geiſte angekündiget worden.

## Geiſt und Genie.

Lux vera, quae illuminat mundum.

Geiſt iſt Prophetenthum, das ſeine Inſpirationen aus der tiefſten Quelle des Lebens ſich ſchöpft, oft ſelbſt nicht wiſſend, wie es dieſelben empfängt, woher ſie ihm kommen.

Geiſt iſt eine geheimnißvolle, weil eine unmittelbare Of-

fenbarung, ein Herauskehren des Innerſten der Dinge, ein ſchnell und unerwartet hervorbrechendes Licht, das auf einmal verborgene Gebiete ſichtbar macht, wie der Blitz in dunkler Nacht eine Gegend.

Geiſt iſt die eigentliche Sonne, wodurch der dunkle Grund der Welt erhellt und offenbar wird.

Und weil dieſer Grund unendlich iſt und eine unerſchöpfliche Fülle von Reichthümern verſchloſſen hält, ſind auch die Offenbarungen des Geiſtes von ewiger Dauer, ohne Grenze und Maß.

Worüber auch der Geiſt ſein erhellendes Licht wirft, überall zeigt er unſerem Auge Neues und Unbekanntes, bringt er wundervolle Schöpfungen zur Anſchauung. Mit Geiſt erfüllte Menſchen ſind daher die eigentlichen Seher ihres Geſchlechtes; ſie enthüllen die göttlichen Rathſchlüſſe, ſie verurſachen und vermitteln die Entwickelung und Erziehung, ſie ſind die bewegenden Kräfte der Menſchheit. In allen Gebieten menſchlichen Wiſſens, Fühlens und Könnens ſind ſie maßgebend, im allgemeinſten Sinne des Wortes Geſetzgeber und Herrſcher. Sie entwerfen die Grundlagen der Ordnung und Haushaltung der Geſellſchaft, ſie legen die Grundſteine zum Baue der Wiſſenſchaft, ſie ſind die Schöpfer aller ächten Kunſt, ſie auch die Entdecker der Geſetze der ſittlichen Welt und die Enthüller der tiefſten Geheimniſſe des gemüthlichen Lebens. Sie ſind die Kinder des Lichtes, Söhne und Geſandte des Himmels, die größten Wohlthäter ihres Geſchlechtes, das Salz der Erde, ohne welches alles ſchaal und faul wäre.

Es iſt ein noch unenträthſeltes Geheimniß, daß alles Edle und Vortreffliche auf Erden ſo ſpärlich erſcheint. Auch

die Gabe des Geiſtes gehört zu den ſeltenſten Gütern, welche unter Millionen nur Wenige empfangen.

Im Alterthum und in der Neuzeit ragen aus dem Ocean der Gewöhnlichkeit nur wenige große Geiſtesnaturen hervor und ſie ſind es allein, welche den Geſchichtsbüchern ihren Inhalt und ihre Bedeutung gegeben.

Faſt ſcheint es, als ob es eine nothwendige in der Natur der Dinge liegende Bedingung für das Erſcheinen des Edlen und Hohen unter den Menſchen ſey, daß demſelben ein ſtarker Widerſtand begegne, daß es im Kampf mit ſeinem Gegentheil geboren werde, daß der Geiſt, um beſtimmende und maßgebende Macht zu werden und ſeinen ganzen Reichthum zu entfalten, einer Gewalt bedürfe, die ihm fort und fort entgegen tritt und blindlings ſtrebt die Welt in Dunkelheit und Nacht verſchloſſen zu halten.

Dieſer Widerſtreit des Lichtes mit der Finſterniß, des Hohen und Edlen mit dem Niedern und Gemeinen, des Geiſtes mit blinder und roher Gewalt macht das eigentliche Leben der Menſchheit aus und ſcheint ein ſolcher Kampf ununterbrochen ſtatt finden zu müſſen, damit die höchſten Abſichten Gottes mit unſerem Geſchlechte erreicht werden.

Dichter, Weltweiſe und Religionsſtifter reden von dieſem geheimnißvollen Kampf, Jeder nach ſeiner Art und Weiſe.

Zu den ſicherſten Kennzeichen des ächten Genies, das mit Geiſtesreichthum gleichbedeutend iſt, gehört die völlige Abweſenheit jener kleinlichen Leidenſchaft, welche man Eitelkeit nennt. Das Genie ſeines hohen Urſprungs bewußt, iſt zu ſtolz um eitel zu ſeyn, achtet aber die Anerkennung, die ihm vom Ebenbürtigen und Verwandten zu Theil wird hoch, ja ſtrebt ſogar nach demſelben als ſeinem höchſten Lohn.

Auch Neid kennt das wahre Genie nicht; es ist selbst zu reich, als daß es der Mißgunst Raum geben könnte und freut sich über jeden neuen Schatz, den verwandte Geister gehoben, wohl wissend, daß nicht Jedem Alles beschieden ist. Daher kein gerechterer, kein edlerer Richter, als das Genie über Genie; sein Urtheil ist das Erkennen des eigenen Selbstes im Andern.

Das Genie ist immer bescheiden und Nichts widerstrebt seiner Natur so sehr, als Anmaßung, Dünkel und Hochmuth; denn es weiß wohl aus welcher Quelle es schöpft und auf welchem Grunde es ruht.

Jeweilen, ja nicht selten geschieht es, daß das höchste Maß des Geistes mit dem kindlichsten Sinn sich vereint, vielleicht die sittlich reizendste Verbindung, in welcher sich edle Eigenschaften zusammengestellt finden können. Ein großer Geist und Kind zugleich erregt eben so viel Bewunderung als Liebe.

Wohl verfügt das Genie über die größten Schätze, aber es vergeudet sie nicht, zeigt sie nicht immer, geht haushälterisch damit um und man möchte dasselbe oft geizig nennen. Freilich, wenn die Augenblicke seiner Thätigkeit gekommen, wenn Schöpferlust in ihm sich regt und es zur Bewegung antreibt, dann spendet es die köstlichsten Gaben, götterähnlich in Hülle und Fülle überall hin und wer sie nur immer zu genießen versteht, der wird davon gestärkt und erquickt, wie vom Regen des Himmels die dürstende Pflanze.

Aber weil es für den Geist Zeiten der Ruhe und Zeiten des Schaffens gibt, so ist derselbe oft in sich verschlossen und in diesem Zustand vermag ihn nichts zur Mittheilung zu

bewegen. Er ſchafft, wenn er will, er ruht, wenn er will, hierin nur ſeinem eigenen Geſetze und keiner äußern Vorſchrift gehorchend.

Daher kommt es auch, daß Vielrednerei, Vielſchreiberei, Vielthuerei bei einem wahrhaft geiſtreichen und genialen Manne nie angetroffen wird, und man ſich eher an ihm über das Gegentheil beklagen möchte.

Obgleich das Genie ein von Natur gefürſtetes Weſen iſt, ſo hat daſſelbe häufig genug einen Weg durchs Leben zu gehen, der von deſſen hoher Beſtimmung weit abzuführen ſcheint.

Es liegt in der Natur des Gemeinen und Niedern das Edlere und Höhere zu befeinden und es gibt ein Proletariat, welches geiſtigen Beſitz noch tiefer haßt, als der Arme den Reichen. Dieſes Proletariat iſt ſo alt wie die Menſchheit und von jeher ſo zahlreich wie Sand am Meere geweſen.

Durch innere Nothwendigkeit getrieben verfolgt das Genie ſeine eigene Bahn, es verſchmäht, voll Eiferſucht auf ſeine Freiheit und Unabhängigkeit, dieſe ſeine höchſten Beſitzthümer zu vertauſchen gegen die niedern Güter des Lebens: äußere Macht, Ehre und Geld; es tritt unwillkührlich den Vorurtheilen der Menge entgegen und vermag es nicht der Eitelkeit von Hoch oder Nieder zu ſchmeicheln.

Was Wunder alſo, wenn daſſelbe ſo oft vernachläſſiget, verkannt, verſpottet, gehaßt, verfolgt, ja gekreuziget wird.

## Talent.

Wie ähnlich auch oft das Talent dem Genie und wie häufig deßhalb deren Verwechslung, ſo ſind ſie doch weſentlich

verſchieden und verhalten ſich zu einander wie Geborgtes zum Eigenen, wie Wiederſchein zu urſprünglichem Lichte.

Das Talent vermag nichts Neues zu ſchaffen und eigene Gedanken und Ideen kann es nicht erzeugen, es iſt auf fremdes Eigenthum angewieſen und muß auf Koſten Anderer leben.

Das Vermögen aber beſitzt es die Erzeugniſſe ſchöpferiſcher Geiſter zuſammen zu ſtellen und ſo zu verbinden, daß es oft ausſieht, als ob das Fremde Eigenes, das blos Geſammelte Selbſtgeſchaffenes ſey.

Das Talent als das Niedere treffen wir häufiger als das höhere Genie und Jenes dient eigentlich nur dazu, die von dieſem gehobenen Schätze der größern Menge zugänglich zu machen, das Gold des Geiſtes in gangbare Münze zu prägen. Dieſe Aufgabe und Beſtimmung des Talentes gibt ihm eine große Bedeutung in dem Haushalt der Menſchheit.

In einer Beziehung dürfen wir ſagen, daß das Talent eine annehmlichere Gabe ſey als das Genie, daß jenes mehr als dieſes dem Beſitzer nütze und fromme.

Während dem Genie es nur um das Schaffen zu thun iſt und daſſelbe keine Rückſicht auf gemeinen Nutzen und Vortheile nimmt, ſucht das Talent die Leiſtungen des Genies zur Erreichung perſönlicher Zwecke in Anwendung zu bringen und es findet hierbei, wie tauſend Beiſpiele lehren, häufig genug ſeine Rechnung.

Das Talent wird daher von der Menge höher gewerthet, ſeine Thätigkeit fällt mehr in die Augen, als die des Genies.

Nicht auf eigener Grundlage ruhend und ſeiner Natur nach zur Abhängigkeit beſtimmt, weiß ſich das Talent leicht zu ſchmiegen, den Umſtänden ſich anzufügen, unſchwer in Herr-

schende Vorurtheile und Meinungen sich zu finden, jeweilen der Eitelkeit der Menschen zu schmeicheln, sich überall heimisch zu machen, daher oft glänzende Stellungen zu erwerben, Lob, Beifall, Ehre und Vortheil zu erndten.

Selten wird das Talent, auch wenn es noch so ausgezeichnet ist, von Eitelkeit frei seyn, wird oft davon ein Uebermaß haben. Diese Schwäche scheint seiner Natur als nothwendiges Erbtheil anzugehören.

Wie der Diener im Glanze des Kleides seines Herrn eitel und hoffärtig einher geht, so tritt oft auch das Talent im geborgten Schmucke des Genies auf, sich gebärdend als ob es eigenen Reichthum zur Schau trüge; es will für das angesehen seyn, was es nicht ist, will, obgleich selbst unterthan, für selbstherrlich gelten.

Und wie oft der Diener für den Herrn genommen, so auch das Talent für Genie.

Das Talent urtheilt nicht immer gerecht über ein anderes, ist oft bitter, zanksüchtig, absprechend und wegwerfend, auch wohl forderlich und dünkelhaft, was aus der Mißgunst entspringt, die nur in untergeordneten Naturen Raum findet. Beschenkte beneiden sich häufig um die erhaltenen Gaben, nie die Schenkungsfähigen, sie genießen neidlos und ruhig neben einander ihren sichern angeborenen Reichthum.

Das Talent ist weniger launenhaft als das Genie und immer bereit fremde Güter zu sammeln, zu verarbeiten und weiter zu geben; es scheint das Aermere das Reichere, das Niedere das Höhere zu seyn.

## Die Fachmänner.

Satius, unum aliquid insignitor, quam facere plurima mediocriter.

Es gibt Köpfe, die für Alles Sinn haben, für Alles Theilnahme zeigen, von Allem wiſſen. Kein Gebiet menſchlicher Erkenntniß iſt ihnen fremd geblieben: ſie ſind Naturforſcher, Metaphyſiker, Dichter, Hiſtoriker, Politiker, Sprachkenner u. a. m. Was Wunder alſo, daß Leute, die alles zu umfaſſen, alles zu wiſſen, alles zu verſtehen ſcheinen von der Menge bewundert und als die glänzendſten Geſtirne am Himmel der Intelligenz, als Genies der höchſten Art angeſtaunt werden.

Dieſe vielwiſſeriſchen, irrlichternden encyclopädiſchen Naturen ſagen mir wenig zu, ich vermeide ſie eher als daß ich ſie ſuche, obwohl ich denſelben Werth und Bedeutung nicht abſprechen will. Eine nachhaltige und tiefgreifende Wirkſamkeit werden ſie nie haben; ſie ſind mehr für den Tag als für die Dauer der Zeiten gemacht und werden deßhalb, einmal von der Bühne des Lebens verſchwunden, bald wieder vergeſſen.

Das höchſte Intereſſe, den größten Reiz für mich hat dagegen ein Geiſt, deſſen Kraft und Aufmerkſamkeit ungetheilt auf Einen Gegenſtand ſich richtet, der ſein ganzes Leben auf die Erreichung eines großen Zweckes verwendet; ich werthe ihn höher als das, was man Univerſalgenie zu nennen beliebt.

Wen die Natur zu etwas Beſonderem auserſehen, wem ſie einen eigenthümlichen Auftrag gegeben, den hat ſie auch mit den hiezu nöthigen Mitteln ausgeſtattet, ihm vor Allem einen Drang eingeſchaffen, der fort und fort und unwiderſtehlich zur Löſung der erhaltenen Aufgabe, zur Erfüllung des

angeborenen Berufes treibt, selbst unter der größten Mißgunst äußerer Verhältnisse.

Ja weit entfernt, daß diese hemme, steigert sie nur die Thätigkeit der angestammten Kraft und fördert dadurch die Erreichung des Zieles.

Auf ihrem Gebiete arbeitet sich die Specialität zur Meisterschaft empor. Halbheit widerstrebt ihrem Wesen, sie sucht das möglichst Vollkommene zu erreichen und ihren Leistungen das Gepräge der Vollendung aufzudrücken, gleichgültig, welches die Größe ihrer Aufgabe sey, gleichgültig, ob die glückliche Lösung Vortheil bringe, beachtet werde oder nicht. Indem sie Vollkommenes schafft, genügt sie sich selbst; die Trefflichkeit ihres Werkes ist ihr schönster Lohn.

Wie überall, so auch in der Wissenschaft sind Fachmänner oder Spezialitäten von der größten Bedeutung: durch sie allein werden die Reichthümer der Erkenntniß, die Schätze des Wissens vermehrt; es sind die Spezialitäten, welche die Grenzen menschlichen Könnens und Vermögens erweitern.

Der nordische Forscher, zu früh von hinnen gerufen, war ein Fachmann der allervollkommensten Art; die Natur hatte ihn zum Chemiker geschaffen und diesem Berufe folgend überwand er alle Schwierigkeiten, die ihm in den Weg traten. Nichts vermochte ihn zu beirren, keine Stellung, keine Lage im Leben; Nichts verlockte, Nichts schreckte ihn ab die ihm vorgezeichnete Bahn zu verlassen. Unverwandt behielt er sein Ziel vor Augen und es zu erreichen, darauf verwendete er die ganze Kraft seines Geistes, sein ganzes Leben.

Und was hat er erlangt durch die Treue, mit der er seinem Berufe gefolgt, was hat er erstrebt durch die beharrliche

Ausdauer, mit der er die ihm von der Natur gestellte Aufgabe zu lösen versuchte? Berzelius' Namen ist unsterblich geworden in den Geschichtsbüchern der Wissenschaft, sein Ruhm ein unverwelklicher bei Mit- und bei Nachwelt.

Und jener Mann, der schon seit einem halben Jahrhundert dem Bau der Erdveste ausschließlich seine Aufmerksamkeit schenkt und der immer noch*) rastlos von einem Ende unseres Welttheils zum andern in der Absicht wandert, die Denkmäler und Reste früherer Schöpfungen aufzusuchen und ihnen die richtige Deutung zu geben, Regel und Gesetz in den uranfänglichen Gebilden unseres Wohnplatzes zu finden! Wie viel hat sein scharfsichtiges, an Einem großen Gegenstand fort und fort sich übendes Auge gesehen, welche reiche Schätze gefunden. Was dem Blick von Tausenden entgangen, was wirr durch einander zu liegen, was unauflösbares Räthsel zu seyn schien, das hat sein Auge erkannt, in dem hat sein durchdringender Geist Ordnung und Regel entdeckt, das hat sein Scharfsinn begriffen.

Wer kann daran zweifeln, daß die Natur Leopold von Buch zum Gebirgsforscher erkor, daß er seinen Beruf treulich erfüllte, daß sein Name eben so lang dauern werde als die Wissenschaft selbst. —

Das an schöpferischen Köpfen verhältnißmäßig so reiche achtzehnte Jahrhundert erzeugte im Westen Europa's unter unscheinbaren Verhältnissen eine Persönlichkeit, welche unter den hervorragendsten wissenschaftlichen Spezialitäten aller Zeiten in vorderster Reihe steht, ein riesenhaft logisches Genie, des großen Griechen Aristoteles nächsten Verwandten.

---

*) Leider ist er, seit Obiges geschrieben von uns geschieden.

Von früh an mit unwiderstehlicher Gewalt zu der reichen Mannigfaltigkeit der Thierformen hingezogen, in welcher die Ueberschwenglichkeit der schöpferischen Weisheit mehr als auf irgend einem andern Erscheinungsgebiete sich offenbart, gieng sein Dichten und Trachten, sein Sinnen und Wirken dahin, die Gedanken der Natur, welche sie in den Gestalten belebter Wesen ausgesprochen, zu begreifen und eine Einsicht zu gewinnen in die Gegenseitigkeit der Beziehungen ihrer Theile, in die Gesetzmäßigkeit ihrer Verknüpfung.

Seinem Geiste wohnte ein Theil jener Weisheit inne, aus welcher die Welt selbst hervorgegangen; sein Scharfsinn wurzelte in dem Verstande, der alles begreift und bemißt und auch ordnet; in seinem Gemüthe leuchtete das Licht, ohne welches Nichts wahrgenommen wird und in dessen Schein die dunkelsten Tiefen des Lebens sich erhellen.

Wie hätte er sonst Schöpfer einer Wissenschaft werden können, die im Theile das Ganze, im Bruchstück den Gesammtbau erkennt. Wie hätte er sonst es vermocht in wenigen Trümmern ganze untergegangene Welten zu finden und sie unserem Geiste gleichsam wiederbelebt vor Augen zu führen; wie wäre er sonst Seher und Geschichtsschreiber einer fernen Vergangenheit geworden, ein Verkündiger dessen, was lebte und webte bevor noch unser Geschlecht in's Daseyn gerufen.

Und so Großes hätte auch er nicht vollbracht, ohne die Vereinigung all seiner Kraft, ohne die Unwandelbarkeit seines Geistes.

Aber bekleidet mit den höchsten Würden seines Landes und umstrahlt von glänzendem Weltruhm eben so wohl, wie in der Beschränktheit seiner Jugend; als Mittelpunkt des wis-

senschaftlichen Lebens einer großen Hauptstadt, wie als unbemittelter Zögling einer schwäbischen Schule; als Mitglied des Staatsrathes eines mächtigen Reiches, wie als Hauslehrer eines normännischen Güterbesitzers hatte er nur ein Ziel vor Augen, lag er vor Allem dem Berufe ob, den die Natur ihm gegeben.

Mißgeschick und Ungunst der Umstände hemmen wohl bisweilen den Entwicklungsgang einer genialen Natur, häufiger jedoch wirkt der Glanz äußerer Stellung, großes Weltglück und ein volles Maß von erworbenem Ruhm und von Ehre nachtheilig auf die Thätigkeit eines bedeutenden und großer Leistungen fähigen Geistes ein und es wäre nicht schwer hievon Beispiele zu nennen.

Daß eine solche zweideutige Gunst des Schicksals ihn seinem Berufe nicht zu entfremden vermochte, daß er sich dadurch nicht zur Untreue an sich selbsten verleiten ließ, das beurkundet die Größe und Stärke von Cuvier's Genie eben so sehr, als dessen wissenschaftliche Thaten.

Reden wir noch von einem Zeitgenossen, einem der glücklichsten Forscher, der jemals gelebt.

Welche Gedanken mögen wohl in der Seele des Knaben aufgestiegen seyn, welche Ahnungen das tiefe Gemüth, welche Hoffnungen die jugendliche Brust gehoben haben, als sein Auge zum ersten Male auf die Werke des Forschers fiel, der zu Anfang des Jahrhunderts durch den Glanz seiner Entdeckungen die Welt in Erstaunen versetzte?

Wir wissen es nicht, das aber ist sicher, daß das Bewußtseyn einer großen sich selbst noch verborgenen Kraft zu erwachen begann, daß das schlummernde Genie den ersten An-

ſtoß zu ſeiner Entfaltung erhielt, ſeine erſte Schöpfungsluſt empfand, daß der Weg eröffnet wurde, auf welchem Verwandtes zum Verwandten ſich finden ſollte. Der Jünger trat zum Meiſter, der Eine des Andern würdig; der hier gegebenen Lehre und dem Beiſpiel folgte dort raſches Erkennen und die eigene That.

Die Fittige des jungen Adlers dehnten ſich ſchnell und befähigten zum höchſten Fluge; der Jünger überwuchs den Meiſter, wurde der tiefſinnigſte Forſcher und glücklichſter Entdecker.

Sein feiner Geiſt drang in das geheimſte Spiel der Kräfte ein und deckte es dem beſchränkteren Sinne auf, ſein ins Weite und Tiefe gehendes Seherauge erſpähete neue Gebiete voller Reichthümer, die er ſelbſt betreten und Andern zugänglich gemacht; er hob Schätze darauf, die der Menge dienender Geiſter und den Handlangern vollauf Verdienſt und Nahrung gegeben und von denen ſie noch lange leben werden. Aber Multum, non multa.

Dem Zuge ſeines Geiſtes folgend hat er im reiferen Alter ſeine Forſchung in einen beſtimmten Kreis eingeſchränkt. Die urthümlichſten Thätigkeiten der Materie, wie ſie in den Erſcheinungen der Electricität, des Magnetismus, Chemismus und der Schwere ſich äußern in ihrer Abhängigkeit von einander zu begreifen und die Urgleichung aufzufinden, in welcher ſie als Eines erſcheinen, das iſt das Ziel, welches das Genie Faraday's erſtrebt und das es hoffentlich als größten Lohn ſeiner bewundernswürdigen Wirkſamkeit auch noch völlig erreichen wird.

Unſchwer wäre es uns aus Vergangenheit und Gegen-

wart noch weitere Namen zu nennen, die beweisen, daß der Fortschritt der Menschheit auf den verschiedensten Gebieten ihrer Thätigkeit an große Persönlichkeiten sich knüpft, durch Specialitäten bewerkstelliget wird und kein lehrreicheres Geschichtsbuch könnte geschrieben werden, als dasjenige, welches in gedrängten und klaren Umrissen uns das Leben und Wirken hervorragender Fachmänner darstellte.

## Einheit und Mannigfaltigkeit.

In Europa liegt ein Land nicht groß aber schon durch äußere Beschaffenheit höchst eigenthümlich und ausgezeichnet vor allen andern. Die Natur hat in ihm einen reichen Schatz von Schönheit und Wundern aufgethan, das Schauerlichste neben das Lieblichste, das Großartigste neben das Angenehme in bunter Abwechslung gestellt. Berg und Thal, Fels und Wald, Strom und See begegnet überall dem Blick in vielartigster Gestalt, so daß auf dem ganzen Erdenrund kaum Etwas wieder sich findet durch Mannigfaltigkeit und Pracht, durch Erhabenheit und Reichthum der Natur vergleichbar mit der Zinne des Welttheils.

Kein Wunder daher, wenn auch die Bewohner dieses Landes in den verschiedensten Formen auftreten, wenn in ihren staatlichen Einrichtungen, in Sprache, Bekenntniß, in Sitte und Brauch, in Lebens- und Denkweise eine Mannigfaltigkeit sich zeigt, wie sie wohl nirgends auf einem so kleinen Erdfleck sich zusammen gedrängt findet.

Und gerade diese bunte Vielartigkeit, diese Uebereinstimmung des Menschen mit der Natur hat dem Lande einen so

großen Reiz verliehen, daß von ihm angezogen massenhafte Wallfahrten dahin schon längst europäische — man dürfte wohl sagen, Weltsitte geworden sind, wir alljährlich ganze Heerschaaren von Wanderern aus allen Ecken und Enden der Erde das Wunderland durchziehen sehen. Daher kommt es auch, daß dasselbe schon seit Jahrhunderten eine Bedeutung hat, die außer allem Verhältnisse zu seinem Umfange steht.

Wenn aber auch die Unterschiede zwischen seinen Bewohnern eben so groß sind, wie die der Theile ihres Landes, so fehlt deßhalb das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht und bilden seine Völkerschaften ein Ganzes, innig verknüpft durch das Band einer langen inhalts- und thatenreichen Geschichte, welche sie Sorge tragen fort und fort in frischester Erinnerung zu erhalten, wie auch durch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen, die der Hauptsache nach von Allen klar genug erkannt ist. Wodurch sich aber die Einheit innerhalb dieser Mannigfaltigkeit, die Verwandtschaft und das Verwachsenseyn einer so bunten Bevölkerung am Deutlichsten ausspricht, das ist die heiße beinahe leidenschaftliche Liebe, welche alle Bewohner zum Heimathland tragen und deßhalb auch sprichwörtlich geworden.

Es ist die Sache beschränkter Köpfe das Verschiedene als gleich, das Gleiche als verschieden anzusehen; Einförmigkeit für Einheit, Mechanismus für Organismus, Mannigfaltigkeit für Verwirrung und Unvollkommenheit zu halten.

Solche Beschränktheit des Sinnes hat sich von jeher Geltung zu verschaffen gesucht durch das Bestreben an die Stelle vorhandener Verschiedenheit möglichste Einförmigkeit zu setzen; es ist dieselbe besonders stark hervorgetreten in neueren Zeiten und hat namentlich auf politischem Gebiet zu Mißgriffen und

Wirrſalen geführt, deren üble Folgen ſich noch lange werden verſpüren laſſen. Hier mehr dort weniger.

Dem Wahn, daß Einförmigkeit Einheit ſey, ſind ſelbſt große Länder verfallen und iſt derſelbe über ſie weggegangen wie der Wagen Juggernauts, eine unendliche Anzahl von Individualexiſtenzen naturgemäß zum Fortbeſtande geeignet, gnadelos niedermalmend.

Nun haben ſie eine Einförmigkeit, die ſie Einheit zu nennen belieben, nun ſind ſie im Beſitz einer Maſchine, in der ſie einen lebendigen Organismus zu ſehen wähnen; aber es iſt doch nichts anderes als ein Automat, dem das Leben fehlt, und was das Schlimmſte iſt: es wirkt dahin, daß das, was noch lebt, vollends dem Tode verfalle.

Auch in dem Lande, von dem wir hier reden, hat es zu verſchiedenen Zeiten nicht an Verſuchen gefehlt in der Abſicht gemacht ihm ein gleichartiges Ausſehen zu geben und es zu vermögen ſeine bunten Gewänder mit einem einfarbigen Kleid zu vertauſchen. Man pries ihm als allein ſchicklich und ſchön die Einförmigkeit an, man ſuchte es zu überreden, daß ſein vielartiges Weſen nicht nur eine häßliche Unvollkommenheit ſey, mit dem Geiſte der Zeiten ganz unverträglich, ſondern auch ein Zuſtand, der ſeinem innern Glücke nur ſchade, nach Außen hin ſein Anſehen, ſeine Macht und ſeine Bedeutung vermindere. Der Eine wollte das Land nach dieſem, der Andere nach jenem Muſter zugeſchnitten wiſſen.

Jeweilen horchte das Land auf die Stimme ſolcher Rathgeber, ſchien es geneigt ihr zu folgen und mit ſich die angeprieſene Verwandelung vornehmen zu laſſen; aber kaum war ein ſolcher Verſuch begonnen, ſo regte ſich ſchon wieder das

Gefühl von selbstständiger Unabhängigkeit und machte der uralte Volksgeist, der als ächtes Erzeugniß der Natur wie diese selbst an der Mannigfaltigkeit seine Lust und Freude hat, den noch so fein gesponnenen Planen der Uniformisten ein Ende.

Und dem Wirken dieses starken Volksgeistes ist es beizumessen, daß das Land im Wesentlichen immer noch das ist, was es vor Jahrhunderten war, daß es jene eben so langweilige als unnatürliche Einförmigkeit, welche anderwärts als Vorzug gepriesen wird, ferne von sich zu halten gewußt hat. Welche Veränderungen die Zukunft dem Lande noch bringt, wer vermöchte dieß zu sagen! Gewiß ist, daß allgemeine Ursachen jetzt mächtig dahin wirken nationale und persönliche Eigenthümlichkeiten immer mehr zu verwischen und unsern Welttheil einförmiger zu machen. Der Freund individuellen Lebens sieht mit Besorgniß dieser gewaltigen Zeitrichtung zu.

## Gegenwart und Zukunft.

Ubique vitia remediis fortiora.

Wenn Shakespear in Hamlet den Marcellus sagen läßt: „Something is rotten in the State of Denmark“, so dürfen wir behaupten; Something is rotten in the State of Europe.

Vor allem ist etwas faul geworden im Gemüthe der Völker, weßhalb auch keine Anstalt für dieselben mehr taugen, kein Heilmittel mehr wirken will zur Hebung der Krankheit.

Die vorhandenen Uebel werden zwar von Manchen erkannt, von Vielen gefühlt; aber eben die Unmacht der Zeit ihnen zu begegnen ist das Hauptkennzeichen der herrschenden Krankheit. Es wird der Mangel an Thatkraft die Ursache

davon, daß die Anstrengungen der Gegenwart eine bessere Zukunft zu schaffen, so häufig selbst wieder zu den größten Uebeln werden.

Und die Fäulniß im Gemüthe der Völker, worin denn liegt sie begründet?

Vor Allem darin, daß der Mensch das Band gelockert hat, durch welches das Zeitliche mit dem Ewigen innigst verknüpft bleiben muß, wenn menschliche Verhältnisse Festigkeit und Bestand haben sollen; daß der Mensch zu äußerlich und sinnlich geworden ist, sein Auge abgewendet hat von der Welt des Geistes, seine Heimath in der Sichtbarkeit zu finden geglaubt und deßhalb sich unabhängig zu machen gesucht hat von der Oberherrlichkeit religiöser und sittlicher Mächte.

Und dieser tiefen Versinnlichung, dieses Abfalles von der unsichtbaren Welt des Geistes, dieser Gleichgültigkeit und Auflehnung gegen die höchsten Gewalten und Gesetze des Geisterreiches haben nicht nur Einzelne, sondern Millionen in allen Klassen der Gesellschaft sich schuldig gemacht. Die höchsten Dinge: Religion, Recht und Wissenschaft sind schon lange und vielfach gemißbraucht worden zu Mitteln für die Erreichung niedriger und eigennütziger Zwecke und eben hierdurch hat man nicht wenig zur jetzigen allgemeinen Begriffsverwirrung und Zuchtlosigkeit, zur Herbeiführung der gegenwärtigen trostlosen Zustände, vor allem aber zur Entwickelung des Krebses unserer Zeit: zu der rohen Selbstsucht beigetragen, welcher die Eingeweide der Völker zernagt und sie mit Auflösung bedroht.

Wie nun rathen und helfen in einer so rath- und hülflosen Zeit? Woher Aerzte und Heilmittel zur Beseitigung der

Krankheit nehmen, wenn Alles vom herrschenden Peststoff ergriffen ist?

Die Einen suchen Hülfe in staatlichen, Andere in nationalökonomischen, Dritte in gesellschaftlichen, Vierte in Schul-Einrichtungen, Alle in dem schweren Irrthum befangen, daß das Glück der Einzelnen und der Völker von solchen äußern Verhältnissen und Veranstaltungen abhänge.

Daß der Hauptzeitschaden durch derartige Mittel nicht geheilt, die heutige Unruhe und Bewegung der Geister ihr Ziel nicht finden werde in dieser oder jener Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Europa's, davon sind die Einsichtigen und Urtheilsfähigen schon längst überzeugt, eben weil sie wissen, daß die Hauptursache der Krankheit des Jahrhunderts in der maßlos groß gewordenen Selbstsucht und sinnlicher Begehrlichkeit liegt, und diese Uebel selbst wieder eine Folge davon sind, daß die Gemüther der Menschen der übersinnlichen Welt so sehr sich entfremdet haben.

Viele Tausende blicken zu dem Christenthum auf als dem einzigen Heilmittel für die Krankheit der Zeit und hoffen, daß es zum zweitenmal Weltretterin werde. Es steht gewiß über allem Zweifel erhaben, daß das Christenthum Lehren und Grundsätze enthält, von deren Wahrheit die Menschen auf's Tiefste überzeugt seyn müssen, wenn sie wahrhaft glücklich seyn und ihre Bestimmung erreichen wollen.

Daß der letzte und höchste Grund aller Dinge in Gott liege, daß Alles in Ihm webe, lebe und sey, daß insbesondere das Menschengeschlecht eine göttliche Abstammung habe, wir alle deßhalb unserem Ursprunge nach einander gleich seyen und als höchstes Gesetz für uns das Gesetz der Gottes- und

Nächstenliebe gelte, diese so einfach erhabenen Lehren bilden sicherlich den Kern des Urchristenthums und das Wesen einer Religion, wie sie dem Geist und Gemüthe genügt und wie sie vor Allem unserem von Selbstsucht und Sinnlichkeit beherrschten Geschlechte vonnöthen ist.

Aber darf man behaupten, daß alles von dem, was heute da und was dort als christlich gelehrt wird, dieses auch sey; daß uns überall die höhere Wahrheit so geboten werde, wie sie sollte, damit sie wirke und die Zeitübel zu heilen vermöge?

Oder woher kommt es, daß das, was sie an heiliger Stätte verkünden, so wenig zu fruchten scheint, daß das, was den ganzen Menschen erfassen, das Gemüth auf's Tiefste ergreifen, es mit Kraft und Leben erfüllen, die edelsten Gesinnungen wecken und pflegen, zu Thaten der Hingebung und Aufopferung führen sollte, Tausende gleichgültig und kalt läßt, und nicht selten am Meisten diejenigen, welche Gebildete heißen.

Sollte vielleicht diese bedenkliche Thatsache ihre Erklärung in der Annahme finden, daß auch dort nicht Alles so sey, wie es seyn könnte, daß nichts Alles geboten werde, was das heutige Bedürfniß des Gemüthes und des Geistes erfordert? Wir wollen auf diese Fragen nicht antworten und nur einige unmaßgebliche Meinungen noch äußern.

Die Religion, die wirksam und mächtig seyn soll, muß unseres Bedünkens die höchsten Wahrheiten den Menschen in einer Form und Weise verkünden, welche Herz und Verstand gleich stark befriediget und das Gemüth des gemeinen Mannes, wie dasjenige des Gebildetsten erquickt und erhebt.

Da der Mensch auf das Tiefste in der Sinnlichkeit wurzelt und er in dieser viel mehr als in der Geisteswelt lebt,

aber auch in der Sichtbarkeit das Göttliche in anschaubarster Weise sich kund thut, so muß der Weg, auf dem wir zum Unsichtbaren geleitet werden und unser Sinn für die Geisteswelt aufgeschlossen wird, Ausgang und Anfang in der Körperlichkeit nehmen. Es muß die älteste und uranfänglichste Offenbarung des göttlichen Wesens, die immer noch ununterbrochen und in der herrlichsten Weise stattfindet, die Natur nämlich, uns näher gerückt, d. h. in die innigste Verbindung gebracht werden mit der Offenbarung, die in dem Geist und Gemüthe des Menschen seit dem Bestande unseres Geschlechtes unaufhörlich Platz greift. Es muß die Religion noch in anderer Weise als bisher geschehen Körperliches und Geistiges, Sinnliches und Uebersinnliches zusammen fassen, damit sie dem Menschen, dessen Wesen in beiden Welten wurzelt, der Körper und Geist zugleich ist, volles Genüge zu geben vermöge.

Es haben sich aber im Laufe der Zeiten Vorstellungen über das Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Leiblichen zum Geistigen geltend gemacht, welche als durch und durch grundlos betrachtet werden müssen, Vorstellungen, durch welche die spätere in der Menschengeschichte stattfindende göttliche Offenbarung so sehr über die urälteste erhoben wurde, daß das Natürliche und Körperliche beinahe als feindlicher Gegensatz des Göttlichen und Geistigen erschien.

Aus diesem argen Verkennen der Natur und dem Widerspruch, in den man sie mit der Geisteswelt setzte, ist unsäglich viel Unheil und ein großer Theil des Wirrsals entstanden, dem wir in der Geschichte der Menschen begegnen.

Hätten diese ihre Augen geöffnet und mit unbefangenem Sinne das Schaffen und Walten der Natur im Großen und

Kleinen betrachtet, so würden sie sich leicht überzeugt haben, daß auch hier eine wundervolle Werkstätte des Geistes, ein herrlicher Schauplatz göttlicher Offenbarung sey, einer Offenbarung ungetrübt von Irrthum und frei von allem Zufälligen und Willkürlichen, wodurch in der Menschennatur das Göttliche so häufig verdunkelt oder gänzlich verhüllt wird.

Sollen wir unsere Meinung kurz fassen, so würden wir sagen: daß die Religion, wie sie uns als höchlich vonnöthen erscheint in unseren Tagen, auf eine tiefere Kenntniß der Natur wesentlich sich stützen, die künstliche Scheidewand entfernen muß, welche zwischen das Sichtbare und Unsichtbare gestellt worden ist. Sie muß uns göttliches Walten, göttliche Gegenwart da zeigen, wohin der Blick des Menschen fortwährend von selbst fällt; sie muß daher das Schauen eben so sehr als das Glauben uns lehren, vor Allem aber den Menschen seiner hohen Abkunft bewußt machen und in dem Gemüthe das Gefühl mächtig erwecken, daß alles Zeitliche und Endliche lebt und webt und besteht in dem ewigen unendlichen Geist, in Gott.

Haben sich einmal solche Ueberzeugungen der Gemüther der Menschen wieder bemächtiget, dann werden wir bald von den Uebeln befreit seyn, an welchen die Gegenwart leidet, wird die Zukunft sich schöner gestalten.

## Der Weltmann.

Nichts häufiger, nichts seltener als ein Weltmann. Im Rufe stehen ein solcher zu seyn, ist Lob oder Tadel, Auszeichnung oder Vorwurf; denn so vielartig die Vorstellungen von Welt, so verschieden die Begriffe von Weltmann.

Für wen die Welt Inbegriff des Gemeinen und Niedrigen, Gegensatz des Geistigen und Höhern, der Spielraum ist, auf welchem die Leidenschaften der Menschen ihre Befriedigung finden, der kann einen Weltmann nicht achten und in diesem Sinne die Welt genommen, giebt es der Weltleute viel, sind sie die alltäglichste Erscheinung.

Wir verstehen unter Welt Erfahrung und unter Weltmann den, der mit dem Thun und Lassen der Menschen vertraut ist, von ihren Tugenden und Fehlern, von ihren Sitten und Unsitten eine genaue Kenntniß aus eigener Anschauung und dem Verkehr mit den verschiedenartigsten Bestandtheilen der Gesellschaft geschöpft und dadurch einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Kunst erreicht hat mit allen Arten und Gattungen von Menschen auf eine ihrem Karakter und Bildungszustand angemessene, daher leichte, behagliche und dennoch durchaus anständige Weise Umgang zu pflegen.

Ein derartiger Weltmann macht sich sofort in jedem Kreise zu Hause, fühlt sich niemals verlegen, wird durch Nichts überrascht, bleibt immer Herr über sich selbst, paßt jedes Wort und jede Handlung den Umständen an und ist daher die angenehmste Erscheinung und überall willkommen.

Sie ist aber nothwendig gar selten, weil ein vollendeter Weltmann mit einem nicht gewöhnlichen Maß von Verstand und Beobachtungsgabe ausgestattet seyn muß, Vorzüge, die nur der kleinern Zahl von Menschen anheimfallen. Sie machen aber allein bei weitem noch nicht den Weltmann unseres Sinnes aus. Diese Vorzüge, wie groß und unschätzbar dieselben auch sind, erhalten für ihren Besitzer nur dann ihren vollen Werth, wenn sie Gelegenheit finden an einem reichen Stoff

sich zu üben. Und dieser Stoff ist nichts Anderes als der Mensch sowohl in seiner vereinzelten als geselligen Stellung.

Um so vollkommener der Weltmann, alles Uebrige sonst gleich, je größer die Zahl der von ihm beobachteten Menschen, je vielartiger die Gesellschaften und menschlichen Verhältnisse, in denen er sich bewegt hat, je umfangsreicher die Kenntniß, die er von den Vorstellungen, Ansichten, Vorurtheilen und Gebräuchen der Menschen aus eigener Anschauung und Wahrnehmung sich erworben.

Es ist eine nothwendige Folge der bestehenden Ordnung der menschlichen Dinge, daß der größere Theil unseres Geschlechtes in beschränkten Verhältnissen lebe und an die Scholle gebunden sey. So niedrige Standpunkte und enge Gesichtskreise bringen es aber mit sich, daß die eine Hälfte der Menschen nicht weiß, was die andere thut, und dieß ist eben einer der Gründe, weßhalb wir einem ächten Weltmann so selten begegnen. Es begreift sich auch hieraus von selbst, daß weltmännisches Wesen und Umgangsgewandtheit unter gewissen Klassen der Gesellschaft häufiger, als unter andern angetroffen werden, obwohl diese Vorzüge keineswegs ausschließliche Standesvorzüge sind.

Zur Bildung eines wahren Weltmannes gehört in der Regel, daß er eine sorgfältige Erziehung genossen habe, sowohl in Hinsicht auf Ausstattung mit Kenntnissen namentlich sprachlichen und geschichtlichen, als Gewöhnung an feine gesellige Sitte, wozu noch die unentbehrliche Schule vielfachen Reisens sich gesellen muß.

Eine solche Erziehung wird aber im Ganzen nur einer kleinern Zahl von Menschen zu Theil und wenn es ein be-

neidenswerthes Vorrecht vornehmer Geburt und des Reichthumes gibt, so besteht dasselbe sicherlich darin, daß sie die für eine solche Erziehung nothwendigen Mittel ganz leicht zu finden vermögen.

Leider werden aber diese Mittel nicht von Jedem benützt, dem sie das Schicksal gewährt oder an ihm vergeblich verwendet; weßhalb auch nicht immer der als ächter Weltmann erscheint, dem es unschwer gefallen ein solcher zu werden.

**RETURN TO** ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

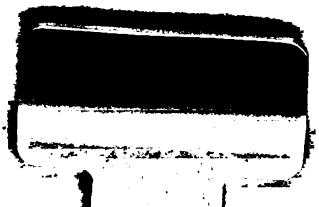
| LOAN PERIOD 1 **HOME USE** | 2 | 3 |
|---|---|---|
| 4 | 5 | 6 |

**ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS**
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

**DUE AS STAMPED BELOW**

INTERLIBRARY LOAN
OCT 5 1979
UNIV. OF CALIF., BERK.

REC. CIR. NOV - 5 '79

UNIVERSITY
FORM NO. DD6, 60m, 11/78 BERK

YB 58012